Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur



Von

Ludwig Hamann.


Bücherei:
Dr
Ferd.
Karrer
hm



Ludwig Hamann.

Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur.

Zweite Auflage.



An der Herstellung des Werkes sind beteiligt:

Druck: J. Ruhr, Buch- und Kunstdruckerei, Hohenstein-Ernstthal.

Papier: Sieler & Vogel, Papierfabriken, Leipzig.

Clichés: Julius Klinkhardt, Leipzig, Heinrich Hoffmeister, Leipzig, Schelter & Giesecke, Leipzig, Müller-Hostmann, Leipzig, Max Edlich, Leipzig,

Kunstbeilagen in Lithographie: F. A. Brockhaus, Leipzig, Eckstein & Stähle, Stuttgart.

Kunstbeilage in Heliogravüre: Meisenbach, Riffarth & Co., Leipzig, Berlin und München.

Farben: Berger & Wirth, Farbenfabriken, Leipzig.

Einband: Gebrüder Hoffmann, Buchbinderei mit elektr. Betrieb, Leipzig.



Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur

von

Ludwig Hamann.

Motto: Wir haben ein Buch, das unverdient großen Ruf erhalten hat — Knigge „Über den Umgang mit Menschen; wer giebt uns ein gutes Buch über einen **gleich** wichtigen Gegenstand — **über den Umgang mit Büchern?**

Weber (Demokrit).

Zweite Auflage.



MDCCCXCIX

Verlag von Ludwig Hamann in Leipzig.

Herrn Geh. Hofrat Dr. jur.

Rudolf von Gottschall

Ritter hoher Orden

in Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Vorwort und Einleitung.

„Wer dem Buche dient, der dient dem Geiste;
Wer dem Geiste dient, der dient der Welt."
Wildenbruch.



Ich habe meinem Buche ein Motto vorangesetzt, das ich gelegentlich in Webers Demokrit fand:

„Wir haben ein Buch, das unverdient großen Ruf erhalten hat — Knigge, Über den Umgang mit Menschen; wer giebt uns ein klassisches Buch über einen gleich wichtigen Gegenstand — über den Umgang mit Büchern?" —

Wer möchte sich nun anmaßen, gleich ein klassisches Buch über dies Thema zu schreiben? Ich habe daher das Motto bescheidentlich etwas abgeändert, um nicht den Anschein zu erwecken, als hielte ich das vorliegende Werk für ein klassisches. Im Gegenteil ich bin mir wohl bewußt, daß dem Buche noch Mängel anhaften und ich bitte daher um die Nachsicht der geneigten Leser.

Das umfangreiche Material, das in dem Buche zur Behandlung kam, bedingte vorerst eine Einteilung nach allgemeinen Gesichtspunkten, die einzelnen Kapitel jedoch haben

unter sich teilweise wieder etwas verwandtes, so daß ein Hinübergreifen unvermeidlich war und auch kurze Wiederholungen unumgänglich wurden.

Meine Arbeit ist unter dem Gesichtspunkte verfaßt, in unserer an realen Strömungen so überreichen Zeit den Blick wieder auf die idealen Güter der Nation, insbesondere die Litteratur zu lenken und das große Publikum wieder mehr für das Buch oder besser für gute Bücher zu interessieren, sowie den Bücherliebhabern und Freunden der graphischen Künste alles das zu bieten, was ihnen wissenwert erscheinen dürfte. Aus solchen Gründen erklärt sich die Anordnung des Stoffes und die von mir gewählte Darstellung, die Volkstümlichkeit und leichte Verständlichkeit erstrebte. Die Quellen, aus denen ich schöpfte, habe ich im Werke selbst mit erwähnt. Das Kapitel, Geschichte des Buches, nahm ich nach dem bereits vorliegenden Material aus der „Encyklopädie des Buchhandels" in den von mir herausgegebenen 8. Band der Buchhändler-Akademie auf und habe dasselbe jetzt erweitert diesem Werke eingefügt.

Bezüglich der Tendenz meines Werkes sei bemerkt, daß ich alles zu vermeiden suchte, was konfessionell oder politisch diesen oder jenen Leser stören könnte. Daß ich nicht alle besonders in den ersten Kapiteln aufgeworfenen Fragen erschöpfend behandeln oder beantworten konnte, liegt in der Natur der Sache, denn z. B. über die Frage: Was ist Bildung? herrschen manche gegenteilige Ansichten. Der Kulturhistoriker Riegel identificirt Bildung und Kultur, und er hat Recht damit, da er unter Kultur nicht nur die fortschreitende Überwindung und Dienstbarmachung der Natur durch die überragende Herrschergewalt des Menschengeistes, nicht nur einseitige Ausbildung der Verstandeskraft, sondern auch die strenge unbestechliche Selbsterziehung des inwendigen Menschen, die Läuterung von Herz und Gemüt versteht.

Wenn ich in den Darlegungen selbst also auf die Verstandesbildung den Schwerpunkt legte, weil aus denselben zum größten Teil die Herzensbildung erwächst, so will ich hier an dieser

Stelle ausdrücklich betonen, daß ohne diese Läuterung von Herz und Gemüth, die Verstandesbildung nur ein armseliger Besitz ist, denn das tief und echt Menschliche ist die Grundlage aller Bildung. Auch der äußere Anstand, den sich der Mensch bewahrt, gehört zur Bildung und zur Kultur, aber der innere Mensch ist die Hauptsache und verächtlich sind mir z. B. stets die Modenarren erschienen, die ihr Äußeres mit allen möglichen Tand behängen, um ihr dürftiges Innere zu verkleiden.

Wer Wissenschaft, Gemüt und einen gewissen Takt besitzt, ich glaube, der darf sich gebildet nennen.

Und so übergebe ich nun dem Leser meine Arbeit:

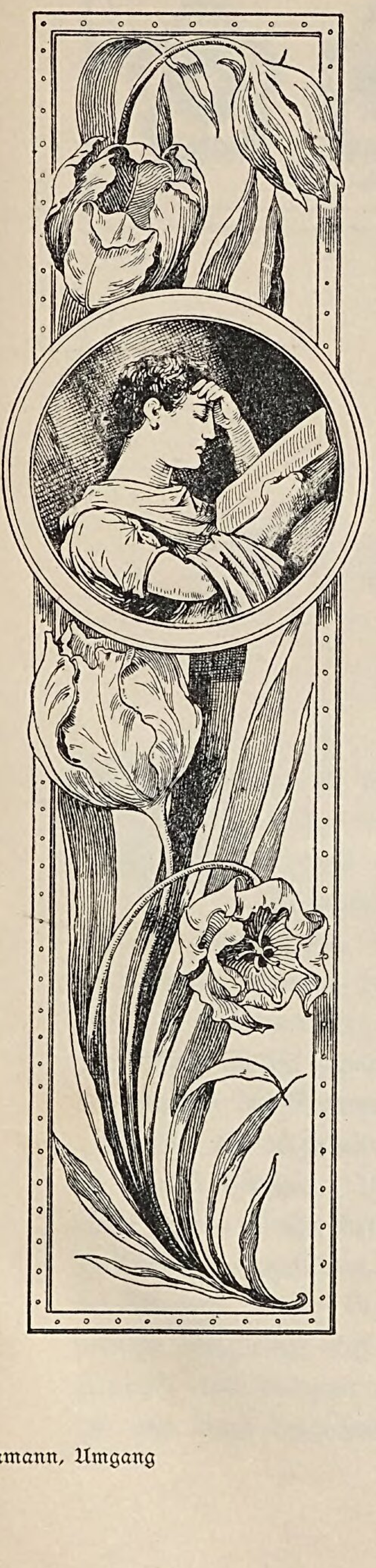
„Das rechte Wort zur rechten Zeit
Half Manchem schon aus Not und Leid;
Doch besser trifft dies wohl der Spruch:
Zur rechten Zeit das rechte Buch!"

Die Bitte, einer nachsichtigen Beurteilung glaube ich wiederholen zu müssen und dankbar werde ich sein für jede Verbesserungsvorschläge und zweckmäßige Ergänzungen, die ich in einer späteren Auflage gern verwerten werde.

Daß ich mein Buch dem Senior der Leipziger Schriftstellerwelt, unserm hervorragendsten Litterarhistoriker Rudolf von Gottschall zu seinem 75. Geburtstage widmen konnte, gereicht mir zur besonderen Freude und meiner Arbeit zur Ehre.

Leipzig, 1898.

Ludwig Hamann.



Hält der Buchstab' Dich gefangen,
Kannst Du nicht zum Geist gelangen.
(Sprichwort.)

Vom Buchstaben zum Geiste.

Der Begriff „Buch“. — Die Selbstkultur.
Die Bücher als Lehrmeister.

Der Begriff „Buch“.

Es ist mit den Büchern wie mit dem Feuer in unserem Herde; wir holen dieses Feuer von unserem Nachbar, wir erhalten es zu Hause brennend, wir teilen es anderen mit, und es gehört Allen.“ (Voltaire.)

Wenn ich über den „Umgang mit Büchern“ mich näher verbreiten will, so gilt es zunächst, den Begriff „Buch“ näher ins Auge zu fassen. Natürlich kann ich unter „Buch“ nicht nur den leblosen Gegenstand, der vor dem Leser liegt, begreifen, sondern ich verstehe unter Büchern gewissermaßen Lebewesen von der seltenen Art, die Menschengeschlechter überdauern. Das Buch greift zurück in die Vergangenheit, es steht auf dem Boden der Gegenwart und blickt verheißungsvoll in die Zukunft. Es liegt also etwas Übermenschliches in dem Buche — etwas Ewiges. Wohl verstanden, meine ich hier nicht etwa irgend einige bestimmte Werke, die vielleicht mehreren Zeitepochen angehören, oder solche überdauern werden, sondern der Begriff „Buch“ ist ein gewaltiger, umfassender, dem nur wenige Vergleiche auf unserem Sterne Stand halten. Das Produkt aus Lumpen und Druckerschwärze, das wir gemeinhin mit Buch bezeichnen, ist mir eins der großen sichtbaren

Das Ewige im Buche.

Vermittler zwischen Geist und Zeit, und den Zeitgeist wiederspiegelnd, hat es sich dauernder erwiesen als Erz und Stein.

Die Werke kluger Sinnen
Hat nie vertilgen künnen
Der Zeiten starke Flucht,
Wieviel sie sonst vermocht:
Auf Stahl und Stein zu bauen
Darf keiner sicher trauen,
Sie nehmen eher Bruch
Als ein gelehrtes Buch. [Logau.]

„Die Bücher repräsentieren den aufgespeicherten Reichtum der Welt, die intellektuellen Schätze der Jahrhunderte; ihre Autoren sind die natürliche Aristokratie der Gesellschaft, die durch die kostbaren Niederschläge der Schöpfungen ihres Genies Leuchtthürme auf der See der Zeit geschaffen, welche durch den ihnen eigenen Zauber uns die Vergangenheit zur Gegenwart machen.“

Das Glück mag uns den Rücken kehren, und unsere Freunde mögen kalt und gleichgiltig gegen uns werden, aber in diesen unsterblichen Werken ist kein Wechsel. Sie ehren das niedrige Leben mit ihrer königlichen Gegenwart und beleben die Einsamkeit mit ruhmvolleren Gestalten, als solche je in Palästen strahlten. Sie weihen den Kummer und nehmen der Sorge ihren Stachel; sie geben dem kranken Herzen Heilung und dem schwachen Geiste Energie. Wenn immer man zwischen seinen Büchern sitzt, so befindet man sich in der Gesellschaft der weisesten und besten Männer aller Zeiten. Irgend etwas, das man sich wünschen mag, hier bekommt man es. Will man die alten Götter beschwören, so führen uns unsere Bücher die Mythologie des Altertums in würdevoller Prozession vor; will man etwas über Arabien, Egypten oder die Zentraltartarei wissen, so ist es nicht schwer, ein Buch zu finden, welches uns alles das erzählt. Unsere Bücher führen uns den Nil hinauf durch Abessynien, sie zeigen uns die wilden Tiere, tropischen Pflanzen und seltsamen Völkerstämme jener dunklen Zonen, ohne daß das

Die beste Gesellschaft

für uns mit Ermüdung, Unkosten oder Gefahren verknüpft wäre. Wir durchdringen mit ihnen die Äquatorialländer und brauchen kein Fieber zu fürchten; in Gesellschaft Livingstones reisen wir durch Südafrika, mit Huc in die buddhistischen Klöster, und mit Nansen bringen wir den Winter in der einsamen Schönheit der Eisberge zu.

So vermitteln Bücher zwischen uns und aller menschlichen Erfahrung, so ist die Druckerpresse die Vermittlerin aller Gedanken, so gelangen wir vom toten Buchstaben zum lebendigen Geiste.

Dieses Buch, Wissenschaft und Litteratur im weitesten Sinne, aber ist neben der uns umgebenden Natur der bedeutendste Kulturfaktor des Menschengeschlechts.

Der Umgang mit Menschen

Freilich ist der Umgang mit Menschen gleichfalls ein gewaltiger Kulturfaktor, doch einen wie kleinen Anteil haben die zeitgenössischen Menschen wohl an dem betreffenden Kulturzustand, in dem sie leben? Ist es nicht wiederum das Buch, dem jede Epoche ihre Heranbildung verdankt? Im Buche verkörpert sich ja alles Menschliche und Übermenschliche, Natürliche und Übernatürliche, das in der Flucht der Zeiten in Beziehung zum Menschen getreten ist. Ja, der große Schatz des Menschentums wie die göttlichen Wahrheiten, sie liegen im Buche sorgsam verwahrt. Der Stein der Weisen liegt im Buche vergraben, aus den Bergen der Wissenschaft und Litteratur sprudelt der Quell und Jungbrunnen des lebenden Menschengeschlechts. Sagt doch Claus Harms: „Ein Buch ist den Wunderwerken beizuzählen, die von Menschen gemacht sind; es ist eine Brücke, über den Strom der Zeit gebaut, darauf wir alle Tage die vor hundert und tausend Jahren Gestorbenen zu uns Lebenden kommen sehen; ein Buch ist ein Band, um alles, was liest, geschlungen, und stiftet eine Lebensgemeinschaft, so innig und umfassend, wie keine andere; ein Buch ist ein Lastschiff, das unserm Geist alles, was er bedarf, zuführt von Nah und Fern; durch ein Buch spricht der Weise zu dem Weisen und zu denen, die es werden wollen, ehe sie greisen. Durch ein

Buch spricht das erfahrene Alter zu der Jugend, zu den Kindern selbst, wenn sie lesen können."

Soweit also möchte ich den Begriff „Buch" ausgedehnt wissen, wenn ich folgere, daß dasselbe als Kulturfaktor die Bildung der Menschheit — meistens indirekt — und des einzelnen Individuum — vielfach direkt — vermittelt.

Der Kultur-Faktor

Ich erwähnte neben dem Buche als ersten Lehrmeister die Natur, und mir fällt dabei Goethes Wort ein: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet." Ja, die Natur ist das große Bilderbuch, und die kleinen menschlichen Papierwerke sind gewissermaßen der Index und der Text dazu. Sagt doch Schiller: „Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken, durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."

Die Natur

So eng ist also der Zusammenhang zwischen Buch und Natur, ja es folgt sogar eins aus dem andern, denn die uns umgebende Natur ist hie und da durch den auf- und vorwärts drängenden Menschengeist in Fessel gelegt worden.

Es müssen aus solchen Gründen denn auch die beiden verwandten Faktoren Natur und Buch gemeinsam an der Kultur des Menschen arbeiten, denn einerseits lesen wir bei Zschokke: „Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches die Hand des Allmächtigen gleichsam selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist uns ein neues Wunder. Die Natur und ein ruhiges Gewissen sind ein schönerer und erhabenerer Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom oder die Paulskirche in London."

Gemeinsame Kultur-Arbeit

Und daneben heißt es:

„Nicht aus pergamentnen Bänden
Wird der Weisheit Quell Dir sprudeln,
Wird sich auch nicht zu Dir wenden,
Suchst Du ihn in Lebensstrudeln.
Soll sich Weisheit Dir ergeben,
Mußt Du Bücher und das Leben
Innig suchen zu verweben.

Also „wer das Leben **nur** aus Büchern lernen will, der wird ein ungenaues, vielfach sogar ein falsches Bild von

ihm gewinnen. Draußen in der Welt soll man das Leben studieren und das Studium der Bücher soll daneben her gehen. Wer beides von Jugend auf im richtigen Gleichgewicht zu erhalten versteht, der wird dermaleinst ein wahrhaft Gebildeter werden."

Es ist hier nebenbei zu bemerken, daß das ersehnteste Ideal des Menschendaseins, das wir kurzweg mit „Glück" bezeichnen, in keiner direkten Beziehung zur Bildung steht. Glück In „Zwischen Himmel und Erde" lesen wir: „Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All." Auf der ganzen Stufenleiter von Unbildung und Bildung also ist das Glück — zuweilen — anzutreffen, denn dieses Phantom entspringt zum größten Teil aus der Genügsamkeit, Genügsamkeit die mit der fortschreitenden Bildung vielfach nicht gefördert wird. Mit der Genügsamkeit ist aber auch die Arbeit verbunden, aus der heraus gleichfalls eine Blume des Glückes ersprießt, und weil die Bildung wiederum in der Arbeit begründet ist, so können wir das Glück auch unserer Arbeit Bildung verdanken. Nicht zu vergessen ist dabei, daß die reifere Erkenntnis alles Menschlichen, die die Bildung in uns erweckt, und je nach Befähigung des einzelnen Menschen, zur Vollendung reifen läßt, ein Glück, wenn auch nicht ein unbedingtes, in uns erzeugen kann. Also nur insofern steht die Bildung zum menschlich glücklichen Dasein in Beziehung, und diese Erkenntnis vermittelt uns eben die Bildung selbst.

Dieses Ziel aber — ein Gebildeter zu werden — sollte Streben eines jeden Menschen sein, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist. Natürlich fällt uns die Bildung nicht Bildung in den Schoß; nein, die Selbstkultur ist mit Mühe und Arbeit

verbunden, aber sie lohnt auch; sie lohnt so überreichlich, daß der Mensch, der sich zu den Gebildeten zählen darf, das moralische und faktische Recht besitzt, zwar nicht auf seine unter ihm stehenden Mitmenschen herabzuschauen, wohl aber sich zur Elite des Volkes zu rechnen, und das ist gewiß ein erhabenes Bewußtsein. Sagt doch Abraham a Sancta Clara in seiner göttlichen Grobheit: „Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Soldat ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen; er ist wie ein Wagen ohne Räder, wie ein Schreiber ohne Feder; Gott selbst mag die Eselsköpf nicht leiden." Nein, vor Gott und den Menschen sind die „Eselsköpf" nichts nütze. Eins ist daher vor allem dem Menschen notwendig: Bildung. Und aus dem heißen Kampf ums Dasein wird stets der als Sieger hervorgehen — sei es auch nur in moralischer Hinsicht — der über die beste Waffe verfügt: Bildung!

Die Eselsköpf

Der Sieger

Die Selbstkultur.

Wissenschaft.

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt." (Schiller, Gedichte.)

Es entsteht nun die Frage: „Was ist Selbstkultur, was ist Bildung?" Diese Begriffe sind viel umstritten worden; besonders wurde eifrig einerseits aus dem Lager der Wissenschaft und andererseits aus demjenigen der Dogmatik gekämpft. Die allgemeine oberflächliche Anschauung verwechselt Bildung vielfach mit Begriffen, wie Erfahrung, Kenntnisse, Fertigkeiten, während echte Bildung zwar auf diese Vorzüge nicht verzichtet, aber auf einem umfassenderen Gebiete ihr Ziel verfolgt. Zunächst ist Bildung ein gewissermaßen individueller Begriff, für den eine hausbackene Regel gar nicht aufgestellt zu werden vermag. Nur in größeren Umrissen vermag man das Wesen der Bildung näher zu bestimmen. Jedenfalls ist das Ideal der Bildung in der Harmonie der intellektuellen und der moralischen Bildung zu suchen. Die erstere kann sich auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Thätigkeit bewähren, während die letztere dem Kodex des Zeitalters unterworfen ist. Wir reden von einer wissenschaftlichen Bildung, Das Ideal der Bildung

von einer technischen, agrarischen, militärischen u. s. w. und kennzeichnen damit das Gebiet, auf dem unsere Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten liegen. Die allgemeine Bildung hat aber im Grunde genommen weniger mit diesen Spezialbegriffen zu thun; solche Einzelbildung hat oft der Halbbildung und der Verbildung Vorschub geleistet, wenn auch damit durchaus nicht gesagt sein soll, daß eine Spezialbildung nicht notwendig und gedeihlich für das Individuum sei. Aber vielfach bedürfen gerade diejenigen, die vermöge ihrer Sonderbildung auf ein gesellschaftlich höheres Niveau gerückt sind, um ihren Platz auszufüllen, einer harmonischen Gesamtbildung, und hierdurch tritt der gewaltige Unterschied zwischen der letzteren und der sogenannten Spezialbildung erst in das richtige Licht.

Sonderbildung

Der Entwicklungsgang der einzelnen Völkerschaften in der Geschichte beweist uns übrigens zur Evidenz, daß die intellektuelle Bildung das Volk nur bis zu einem gewissen Grade zur Höhe trägt, daß aber die moralische Bildung das Element ist, das daneben die Vervollkommnung bewirken muß. Mag das Volk auch in dieser oder jener Tugend durch ein ganzes Zeitalter strahlen, schließlich ist es doch wieder in sich zusammen gesunken, weil das Mark fehlte. Das klassische Zeitalter bietet uns hierfür die besten Beweise. Nehmen wir nur die bedeutendsten Kulturvölker, Griechen und Römer, heraus. An kriegerischer Tugend standen sie gewiß auf einer bedeutenden Höhe. Auch im Handel und Wandel waren diese Völker erfahren, und ein gewisser Wohlstand machte sich zu Zeiten bei beiden bemerkbar. Außerdem aber besaßen diese Nationen eine Litteratur und Kunst von unschätzbarem Werte. Woran lag es nun hier, daß die Entwicklung stagnierte? Dieselben Gründe, die für das Individuum Geltung gewinnen, finden auch hier auf die Völker Anwendung. Die Bildung erstreckte sich nämlich in jenem Zeitalter immer nur auf einen geringen Bestandteil der Bevölkerung und war auch dann nur eine sehr beschränkte. Nur wenige erlauchte Geister waren es, die über

Moralische Bildung

Griechen und Römer

diesem Niveau standen, ihre Zeit beherrschten und so die Geschicke des Landes lenkten. Je weniger aber eine Bildung, die den Forderungen der Zeit Rechnung trug, allgemein verbreitet war, desto mehr hatten die Leidenschaften Spielraum, die natürlich in einem Augenblick verderben konnten, was Jahrhunderte gesäet hatten. Dem Volkskörper fehlte es eben an einem Ausgleich zwischen moralischem Recht und der rohen Gewalt, und das einzige Mittel, die Volksbildung, die diesen Ausgleich in einem gewissen Maße hätte schaffen können, existierte nicht, sie ist auch heute selbst bei den ersten Kulturvölkern noch nicht auf der Stufe angelangt, die zum Heile des Volkes führt.

Leidenschaften

Daß die Bildung einer ganzen Völkerschaft, nehmen wir einmal an: des deutschen Volkes in all' seinen Teilen, nicht mit menschlichen Mitteln ohne weiteres in absehbarer Zeit möglich ist, bedarf wohl keiner Begründung, wir werden sehen, daß das jetzt angewandte Mittel zur Hebung des Volks, Schule und Kirche, nicht genügende Erfolge erzielen kann, und andere Mittel in Bezug auf Massenbildung sind noch nicht ausfindig gemacht worden. Soll also ein Fortschritt erzielt werden, so wird es sich darum handeln, vorerst auf das einzelne Individuum mit einem geeigneten Bildungsmittel einzuwirken.

Was die harmonische Bildung des einzelnen Menschen für Früchte zu erzielen vermag, das zeigen uns die großen Charaktere der Geschichte. Bleiben wir z. B. bei Julius Cäsar stehen.

Julius Cäsar

Was machte diesen Mann so groß und bedeutungsvoll für die Geschichte, auch dann noch, als er das Opfer seiner Politik geworden und von der Weltbühne abgetreten war? Es war nicht das seltene Genie dieses großen Mannes allein, sondern die damit verbundene, nach damaligem Stande überaus harmonische Bildung, die ihn himmelhoch über seine Zeitgenossen erhob. Ohne diese letztere müßten wir ihn einem Kriegshelden wie Marius vergleichen. Hier die rohe Gewalt, dort aber die Entfaltung der unzähligen und vielgestaltigen

Harmonische Bildung

Kräfte, wie sie nur die vollendete Bildung gewährt, und daher auch der nachhaltige Erfolg und die Bedeutung, die mit einer Persönlichkeit wie Cäsar verbunden ist.

„Mit zunehmender Bildung," sagt Klenke, „hebt sich der Mensch immer mehr aus den engen Schranken seines individuellen Lebenskreises heraus und lernt seine Beziehungen zum großen Ganzen kennen, in dem und mit dem er entsteht, wächst, wirkt und vergeht, und in dessen Geschichte er das Verständnis der Gesetze findet, die auch durch sein individuelles Leben hindurchgreifen."

Wenden wir uns nun unserem Vaterlande zu, so können wir mit einem gewissen Stolz konstatieren, daß Deutschland

Bildungsstufen

verhältnismäßig das auf höchster Bildungsstufe stehende Land ist, und zwar auf Grund der durch den Schulzwang aus dem Urzustande gehobenen niederen Bevölkerung, die in anderen zivilisirten Ländern, wie z. B. Rußland und Italien (62 $^0/_0$ der Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben) sich noch auf einem traurigen Niveau befindet. Aber diese durch die Schule vermittelte Erhebung des Volkes auf eine gewisse Staffel hat mit der „Bildung" ja noch wenig gemein, kann vielmehr nur als die unterste Stufe dazu erachtet werden. In wie fern die Schule aber überhaupt auch bei den höheren Ständen echte Bildung vermitteln kann, soll später untersucht werden. Hier handelt es sich vorerst darum, den Begriff „Bildung" von verschiedenen Seiten zu betrachten. — Und wenn wir nun uns in unserem schönen

Die „klingende" Bildung

Vaterlande umschauen? — Ja, die „klingende" Bildung, das Geld, hat die höchste Bedeutung erlangt, für sie muß die wahre Bildung Frohndienste leisten! Und mit der klingenden Bildung ziehen alle die Untugenden ein, die mit wahrer Bildung nichts gemein haben. O. Lyon geißelte kürzlich unsere Nationalfehler: „Käme heute Tacitus auf's Neue in deutsche Lande, so würde sein Bericht wohl wesentlich anders lauten, als der, den er vor nahezu zweitausend

Die Deutschen

Jahren schrieb. Vielleicht würde er sagen: Die Deutschen sind ein mächtiges und großes Volk geworden, dessen Macht

überall gefürchtet wird, aber sie haben die schlichte Einfalt ihrer Sitten verlassen, und wie viele ihrer einstigen Tugenden scheinen verloren gegangen zu sein! Sie zerfallen in vier Classen: Adelige, Gelehrte, Bürger und Arbeiter. Standesvorurteile gelten ihnen höher als reine Menschlichkeit und edle Menschenliebe. Mit Hochmut scheidet sich der Adelige von dem Bürgerlichen, der Gelehrte von dem Ungelehrten, der Bürger von dem Arbeiter. Hochmut und Dünkel prägen sich daher auf vielen Gesichtern aus, ja sie werden den Jünglingen und Mädchen anerzogen, damit sie durch ihr Standesgefühl sich von anderen Menschenklassen unterscheiden und sich nicht mit anderen Ständen vermischen. Das Wort, ja selbst des unreifsten Gelehrten, gilt mehr, als die Rede des erfahrensten Bürgers. Kriegerische Kraft wohnt diesem Volke auch heute noch inne, und der Soldatenstand steht bei ihm in hohem Ansehen. Eine kriegerische That wird von ihnen höher geehrt, als die Thaten des Geistes. An den Denkmälern ihrer Dichter und Denker gehen sie achtlos vorüber, aber die Standbilder der Kriegshelden und Staatsmänner kennt und versteht schon jedes Kind. Ausdauernd und mutig ist der deutsche Soldat im Kriege, aber im Frieden neigt er zu einem strengen Beobachten inhaltsleerer, äußerer Formen. Dies nennen sie schneidig. Je mehr einer jene äußeren Formen mit Sicherheit und Gewandtheit beherrscht, um so mehr wird er von seinen Genossen bewundert. Und dieses äußerlich schneidige Wesen ist nicht nur das Ideal niederer Dirnen, sondern auch edler Frauen und Jungfrauen. Höher aber noch wird von Allen Geld und Gut geehrt. Wer über ein schneidiges Wesen und über reichen Besitz verfügt, gilt Männern und Frauen als beneidenswert. Geist und Gemüt stehen in geringerer Schätzung; wer nichts als diese besitzt, ist in der Gesellschaft ohne Geltung. Den Geist schätzt man nur danach, wieviel Geld er einbringt. Wer wenig erwirbt, gilt als ein unfähiger Kopf. Diese Äußerungen des Geistes beurteilt man nach dem Amt, das sich Jemand erworben hat. Geist

Hochmut

Das schneidige Wesen

Geist und Gemüt

ohne Amt erkennt man nicht an, eher noch Amt ohne Geist. Denn das Amt kann auch durch Familienverbindungen erworben werden. Dem Gelde eröffnen sich willig die ersten Kreise, und man fragt wenig danach, wie es erworben ist, wenn nur nicht offenkundig eine unehrenhafte Handlung vorliegt."

Das Geld

So siegt also die klingende Bildung über die echte und wahre Bildung, der Materialismus in seiner krassesten Art kommt zur Geltung, und wenn er schon das lebende Geschlecht fester und fester umspannt, was soll aus der jungen Generation werden? Die Jugend von heute ist im Grunde schon gar nicht mehr jugendlich. Luigi hat ja nicht Unrecht, wenn er sagt: „Die Ideale und Illusionen der Jugend zählen nicht. Erst wenn die Erfahrung hinzukommt und Zweig auf Zweig unbarmherzig knickt, dann seht auf das, was Euch noch übrig geblieben. Auf dem Grund könnt Ihr getrost Häuser bauen und die Luftschlösser ohne Bedauern hinter Euch lassen." Aber es darf nicht vergessen werden, daß der Idealismus, den der Erwachsene aus der Jugendzeit sich hinüber ins ernste Leben gerettet hat, ihn erst befähigt, seinem Geiste Schwingen zu verleihen. Der materiell gesinnten Jugend wird ein ebensolches oder materielleres Alter folgen.

Die Jugend

Idealismus

Nicht will ich damit sagen, daß die Jugend ihre schönen Jahre verträumen soll und blind durch die Welt taumeln. Aber die ideale Bildung soll gepflegt werden, die großen Ideen sollen in den Menschen gepflanzt werden, der Charakter soll gestählt werden, nicht allein für die zeitlichen Güter, sondern für die ewigen Früchte der Schönheit und Wahrheit. Ich sprach oben von der Harmonie der intellektuellen und der moralischen Bildung als dem Ideal der echten Bildung. Hier in den Begriffen: „Schönheit und Wahrheit" ist diese Harmonie enthalten. Es ist da kein Verträumen der Jugendzeit nötig, sondern da giebt es schon von Jugend auf im gewissen Sinne Mühe und Arbeit im Kampf um die Ideale.

Schönheit und Wahrheit

„Die älteste biblische Mythe aber," sagt Gervinus, „stellt

Arbeit und Mühe als einen Fluch dar, der dem Menschengeschlechte auferlegt sei; ist dem so, so hat die Gottheit dem bittern Lose beigemischt, was es versüßen kann; die rechte Thätigkeit gerade ist das, was des Menschen Beruf am schönsten adelt, und was jenen Fluch zum reichsten Segen verwandelt."

Erziehung zur Arbeit

Also die Heranbildung zum Idealismus und zur wahren Bildung liegt im gewissen Sinne in der Erziehung zur Arbeit — nicht aber des schnöden Mammons wegen, sondern zur Vervollkommnung der idealsten Ziele jedes einzelnen Menschen, in der Nacheiferung der erlauchtesten Geister der Menschheit. „Arbeit aber," sagt Karl Frenzel, „im Dienst der Wissenschaft und Kunst, treu, fleißig geübt, mehr eingedenk ihres innerlichen Wertes als des Nutzens, den sie bringt, erfüllt würdig und beglückend das Leben, ehrt den Mann und verknüpft das flüchtige Dasein des Einzelnen dauernd mit der allgemeinen Entwickelung des Menschen." Ganz von selbst wird sich diese Nacheiferung der großen erhabenen Vorbilder dann zum Kampf gegen den unfruchtbaren Materialismus ausgestalten und zur echten Bildung des Menschen führen unter der Fahne: W a h r h e i t und S c h ö n h e i t, zwei ideale Güter vom höchsten Werte. So erklärt Fichte: „Freie Mitteilung der Wahrheit ist das schönste Vereinigungsband, welches die Welt der Geister zusammenhält. Die Wahrheit ist gemeinsames Erbgut der Menschen, frei wie der Äther, und von Myriaden zugleich zu genießen, ohne sich je zu verzehren". Und F. Th. Fischer: „Nein, nicht überflüssig ist das Schöne; wir können ihm nicht entfliehen; es ist nicht neben dem Leben, sondern mitten darin, alles erfüllend; es umgiebt uns wie Luft, wie Wasser, worin wir baden; es ist eine große Wahrheit, eine Macht. Sie ruft: Du mußt mich haben, du Mensch, denn ich will dich bilden! Wahrhaftige Bildung bringt nur das Schöne, weil es allein den sonst verstümmelten, nach Natur- und Geistseite zerrissenen Menschen einigt. Es muß uns mit seinen Reizen durchdringen, wenn sich das eigentliche Wesen

Wahrheit

Schönheit

in uns entwickeln soll. Ganze Menschen werden wir nur durch die Kunst."

Was dieser erfahrene Weise noch am Spätabend seines Lebens über den Wert des „Schönen" sagt, kann wohl kaum einen Widerspruch erfahren.

Also Wahrheit und Schönheit sei's Panier! Wenden wir uns nun jetzt zu den Mitteln, die in uns diese idealen Güter, die wir in dem Begriff Bildung zusammenfassen wollen, fördern: Natur, Gesellschaft, Kirche Schule und die Bücher.

Die Bücher als Lehrmeister.

„Bücher sind uns Menschenkindern Lehrer und Freunde, Geistespfleger und Schoßkinder, tröstende, erheiternde Genossen in trüben und langweiligen Stunden; Bücher begleiten uns vom Anfang bis zum Ende unseres erwachten geistigen Lebens, und wie des Menschen Geschicke vielfach weit und abgestuft auseinandergehen, so erscheinen auch sie in jeder Form und Hülle auf dem Markte des Lebens und haben ihre Schicksale wie die Menschen." „G. B."

Daß die Natur unsere gewaltigste Lehrerin ist, das sei unser erstes Evangelium.

Unsere Schulweisheit, alle Errungenschaften des Menschengeistes finden hier ihren Meister. Die Natur lehrt vom ersten Atemzug des Kindes an, bis zum Greisenalter unaufhörlich langmütig, aber auch strenge und gewissenhaft, und sie straft hart, wo man ihren Gesetzen nicht folgt. Emerson hat den Beziehungen der Menschen zur Natur tiefsinnige Betrachtungen gewidmet, die eine reiche Sprache führen. Er geleitet den Menschen hinaus an einem jener schönen Sonnentage, wo Luft, Himmelskörper und Erde eine Harmonie bilden, wo ein großer Frieden in der Natur liegt: „Vor dem Eingang des Waldes muß der erstaunte Weltmensch seine Stadtbegriffe von groß und klein, weise und thöricht notwendig fallen lassen. Das Bündel Ge-

Die Natur

wohnheit gleitet von seinen Schultern, so wie er dieses Reich betritt. Hier ist die Heiligkeit, die unsere Religion beschämt, hier die Wirklichkeit, vor der unsere Helden schwinden. Hier erkennen wir die Natur als das Wesentliche, vor dem alle anderen Dinge zwerghaft erscheinen, die Natur, die wie ein Gott die Menschen richtet, welche ihr nahen. Aus unseren engen, vollen Häusern schleichen wir in die Nacht und den Morgen hinaus und sehen, welch majestätische Schönheit die Arme für uns offen hält. Wie gern möchten wir den Schranken der Sophistik und der Reflexion entfliehen, die uns ihrer Macht entziehen, und uns dem Reize der Natur hingeben. Das Dämmerlicht der Wälder ist wie ein ewiger Morgen, erfrischend und zaubergewaltig. Und es leben die alten Waldmärchen wieder in uns auf. Die Stämme der Fichten, Tannen und Eichen schimmern dem erregten Auge wie Eisenglanz entgegen. Die stummen Bäume laden uns zum Bleiben ein und wollen, daß wir von unserem Lebensspiel mit wichtigen Kleinigkeiten lassen. Hier drängt sich weder Geschichte, noch Kirche, noch Staat zwischen den erhabenen Himmelsdom und die unsterbliche Zeit. Wie leichten Fußes könnten wir durch die weite Landschaft schreiten, von neuen Bildern hingenommen, indessen ein Gedanke rasch dem andern folgt, bis allgemach Erinnerung der Heimat aus dem Geiste schwinden, das Gedächtnis durch die Gewalt der Gegenwart erlöschen und Natur uns triumphirend leiten würde. Diese Entzückungen sind heilsam, sie klären und kräftigen uns. Sie sind unsere reinsten, besten und natürlichsten Freuden. Hier finden wir unser Eigen und lernen wir die Materie lieben, die das ehrgeizige Geschwätz der Schulweisheit uns oft verachten lehrt. Nie können wir der Natur entbehren; der Geist liebt seine alte Heimat: was das Wasser unserem Durste, ist der Felsen und Erdboden unseren Augen, Händen und Füßen. Er ist festes Wasser; er ist kalte Flamme: welche Wohlthat, welche Verwandtschaft! Eine ewig treue Freundin ist sie uns, eine geliebte Freundin und Schwester; wenn wir geziert mit Fremden

Schulweisheit

plaudern, taucht dieses ehrliche Antlitz auf und schaltet ernst mit uns und treibt uns Schamroten die Possen aus. Die Städte sind für des Menschen Sinne zu eng. Am Tage und bei Nacht treten wir ins Freie, um unsere Augen am Horizont zu laben, und der weite Raum ist uns so unentbehrlich als das Wasser zu einem Bade. Hier sind alle Grade natürlicher Einflüsse, von den ruhenden Kräften der Natur bis zu ihren liebevollsten und eindringlichsten Predigten an Einbildungskraft und Seele. Hier ist der Eimer kalten Wassers aus der Quelle, das Herdfeuer, zu dem der schauernde Wanderer sich flüchtet — und hier finden wir die erhabenen Lehren, die Herbst und Mittag erteilen. Wir bergen uns in der Natur und gewinnen unsere Lebensnotdurft als Schmarotzer aus ihren Wurzeln und ihrem Getreide; die Strahlen der Himmelskörper rufen uns in die Einsamkeit und weisen uns in die fernste Zukunft. Das blaue Himmelszelt ist der Ort, wo Romantik und Wirklichkeit sich begegnen."

Das große Buch der Natur

Aber nicht alle Tage bietet die Natur uns diese Feiertagsstimmung — und wir sind andererseits auch nicht mehr Naturmenschen genug, um nun in dem großen Buche der Natur mit tieferer Erkenntnis lesen zu können. Nur wenige erlauchte Geister sind es, die die große Sprache verstehen und mit und durch die Natur uns belehrten.

Religion und Kirche

Diese allgewaltige Natur also ist unsere wichtigste Lehrmeisterin, und sie lehrt auch dort, wo kein anderes Lehrmittel je Anwendung fand oder finden kann. Die Rätsel aber, die die Natur in sich birgt, führten den Menschen zum Kultus, zur Religion und Kirche. Mit, neben oder gegen dieselbe entwickelte sich aus der freien Lehrthätigkeit der Weisen und Philosophen die Schule als weiteres Bildungsmittel, und zurückgreifend auf den ersten Kultus und alles in sich aufnehmend und in sich selbst immer neu schöpfend entwickelte sich das Buch.

Der Umgang der Menschen mit einander und der Wandertrieb haben dann daneben von Urzeiten an die Menschen für ihre praktischen, zeitlichen Zwecke erzogen.

Der Sittenkodex

Den ersten Sittenkodex stellten die Religionen auf, und bis auf unsere heutigen Tage ist die höchste Instanz in Sittenangelegenheiten die Religion geblieben, freilich ohne die Kraft, im modernen Leben sich absolute Geltung zu verschaffen. Die großen Massen sind teilweise der Kirche entfremdet: Die Wissenschaftler stehen, ohne sich gegen den hohen ethischen Wert des Christentums zu verschließen, dem Dogma feindlich gegenüber; die sogenannten praktischen Leute sind gleichgültig und benutzen die Kirche mehr für ihre bürgerlichen Bedürfnisse, während die unteren Schichten der radikalen Strömung folgen. Behauptet doch Grillparzer: „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, wie die Litteratur unsere einzige Privatandacht ist.“ Ich behaupte auch, daß der kirchlich volljährige junge Mensch, der Konfirmand, noch nicht recht im Stande sein wird, die großen Wahrheiten des

Wahrheiten des Christentums

Christentums zu erfassen, wenigstens kann er sie noch nicht am Menschendasein messen und bevor er dazukommt, ist er der Kirche entfremdet. Fast dasselbe könnte man von der

Die Methoden

Schule sagen. Die Methoden, die zur Einimpfung der Elementarkenntnisse meist Anwendung finden, verleiden den meisten Menschen überhaupt die Weiterbildung, ja ich habe Leute kennen gelernt, die nur deshalb eine grenzenlose Abneigung vor Weiterbildung hatten, weil sie der Prügel in der Schule stets dabei gedachten. Ich will mit unseren Schulen nicht ins Gericht gehen, aber, Hand auf's Herz, wird uns dort etwa Lust zum Lernen gemacht? — Ich muß sagen, die einzigen Stunden, die mir in der Schule gefielen, waren die — Zwischenstunden. Im Unterricht litt

Pedanterie

ich stets unter der Pedanterie meiner Lehrer, und, wenn ich nicht selbst Wissensdrang in mir verspürt hätte, in der Schule hätte ich's nicht über die Elementarkenntnisse hinaus gebracht. Sagt doch, wenn ich nicht irre, Riehl: Schiller und Goethe hätten auf unseren jetzigen Gymnasien schwerlich das Maturitätszeugnis erreicht. Ich kann also der Schule nur insofern einen Anteil an der Heranbildung der Menschen

zumessen, als es sich um Aneignung des Elementarwissens und bei den Universitäten um spezialwissenschaftliche Kenntnisse handelt. Die eigentliche Bildung und Erziehung bleibt dem Elternhause oder dem dadurch vermittelten Umgange überlassen. Ich muß nun sagen, daß das Elternhaus entschieden einen guten Grund zur harmonischen Bildung legen kann und daß daneben der Umgang mit Altersgenossen ꝛc. den größten Einfluß übt. Es kommen dann weiter das Reisen und das Wandern zur Geltung, denn

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen" (Goethe)

und schließlich der freie Vortrag und das Theater. Während vor dem gewaltigen Bilde die Natur ihre Erziehung an dem Menschen übt, bildet der Vortrag und das Theater an den großen Bildern der Kunst, und ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte: diese beiden Mittel genügen allein, um einen Menschen zur vollsten, edelsten Bildung zu erziehen, denn Wahrheit in der Natur und Schönheit in der Kunst stehen hier zu Gebote. Das große Bild der Natur

Aber diese Mittel, wie wenigen stehen sie in dem Maße zur Verfügung, daß sie sich damit bilden könnten?

Hier komme ich also zu meinem Hauptthema: „Der Umgang mit Büchern." Die Bücher bilden dasjenige Erziehungs- und Bildungsmittel, das auch dem Ärmsten, dem Niedrigsten zur Verfügung steht.

„Bücher sind immer noch die wohlfeilsten Lehr- und Freudenmeister und der wahre Paraklet hinieden für Millionen besserer Menschen," läßt sich Weber hören.

In seinem „Essays" schreibt Macaulay: Die Zeit geht ihren Gang; das Glück ist unbeständig, Temperamente verbittern sich; Bande, welche unauflöslich schienen, werden täglich durch Interesse, durch Wettkampf oder Laune getrennt. Aber keine solche Ursache kann den schweigenden Umgang berühren, den wir mit den höchsten menschlichen Geistern

pflegen. Dieser stille Verkehr wird nie durch Eifersucht oder Empfindlichkeit gestört. Es sind die alten Freunde, die man niemals mit neuen Gesichtern sieht, welche dieselben sind in Reichtum und Armut, in Ruhm und Dunkelheit. Mit den Toten findet keine Nebenbuhlerschaft statt. In den Toten giebt es keinen Wechsel. Plato ist niemals mürrisch. Cervantes ist niemals unverschämt. Nie kommt Demosthenes zur ungelegenen Zeit. Dante bleibt niemals zu lange. Keine Verschiedenheit der politischen Meinung entfremdet uns Cicero. Keine Ketzerei vermag vor Bossuet Schauder zu erwecken."

Chesterfield trifft das richtige, wenn er an seinen Sohn die Worte richtet: „Meine Bücher, und bloß meine Bücher, sind mir jetzt übrig geblieben; und ich finde das täglich wahr, was Cicero von der Gelehrsamkeit sagt: „Diese Beschäftigungen mit den Wissenschaften nähren die jugendlichen Jahre, ergötzen das Alter, verschönern das Glück, sind Zuflucht und Trost im Unglücke, vergnügen zu Hause, fallen auswärts nicht zur Last, vertreiben uns die Nächte, die Zeit auf Reisen und auf dem Lande."

Der Ersatz für den Umgang mit Menschen

Ja, der Umgang mit Büchern ist im gewissen Sinne ein Ersatz für den Umgang mit Menschen, und da die besten Bücher sicher nicht von mittelmäßigen Menschen stammen, so bleiben die Bücher auf jeden Fall ein vornehmer, wenn nicht der vornehmste Umgang.

„Die nämlichen Affekte, welche die Menschen erwecken, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstrakter. Warum? Weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenistens ebensoviel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die ebenso wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend, auf uns wirken," so steht in den „Aphorismen" von Ludwig Feuerbach, und auch Jean Paul sagt: „Eben dieses, daß die Hand eines Menschen über so wenige Jahre hinausreicht und daß sie so wenige gute Hände fassen kann, das muß ihn ent-

schuldigen, wenn er ein Buch macht: seine Stimme reicht weiter als seine Hand, sein enger Kreis der Liebe zerfließt in weitere Zirkel, und wenn er selber nicht mehr ist, so weben seine nachtönenden Gedanken in dem papiernen Laube fort und spielen, wie andre zerstiebenden Träume, durch ihr Geflüster und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine schwere Stunde hinweg."

Die guten Bücher sind die zuverlässigsten Lehrmeister, weil sie im Laufe der Zeiten die individuellen Fehler abstreifen konnten und geläutert uns gegenüber treten.

„Das Werk des Schriftstellers aber ist in sich selber ein Werk für die Ewigkeit. Mögen künftige Zeitalter einen höheren Schwung nehmen in der Wissenschaft, die er in seinem Werke niedergelegt hat, er hat nicht nur die Wissenschaft, er hat den ganz bestimmten und vollendeten Charakter eines Zeitalters in Beziehung auf diese Wissenschaft in seinem Werke niedergelegt, und dieser behält sein Interesse, so lange es Menschen auf der Welt geben wird. Unabhängig von der Wandelbarkeit, spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage," so lesen wir bei Fichte.

Und wieviel Wahrheit und freie Gedanken, die nie hätten ausgesprochen werden dürfen, wurden in Büchern niedergelegt?

Jean Paul sagt im Freiheitsbüchlein u. A.: „Da manche bittere Wahrheiten mündlich ohne Versüßungen gar nicht zu sagen sind, die oft ihre Wirkungen aufheben, so übernehme das tote Buch die freie Sprache und richte kühn die Welt und mit ihr Einen, der sie wieder richtet."

Bittere Wahrheiten

Und nun wäre als ein äußerst wichtiges Moment noch zu beachten, daß unsere Bildung, mag sie auch auf hoher Stufe stehen, vom Fortschritt der Zeit nur zu leicht überholt wird. Wir mögen uns mit unserer eigenen Lebensphilosophie so gut abfinden als es unserem Frieden dient, wenn wir glauben, den großen Wahrheiten nicht wohl Er-

Fortschritt

kenntnis so doch volles Verständniß entgegenbringen zu können. Auf der Höhe der Zeit können wir uns aber nur durch eine stetige Weiterbildung halten, und wir brauchen nicht zu sorgen, daß wir etwa gar zu weise werden: zur vollen Wahrheit wird die Menschheit wohl nie bringen. Sagt doch übrigens Lessing: Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

Weiterbildung

Gewinnt also die Weiterbildung für uns an Wert, wer kann sie uns vermitteln? — Nur die Bücher, unsere ständigen Lehrmeister, die zu jeder Stunde uns zur Verfügung bleiben, unter allen Umständen uns ihre Weisheit offenbaren.

Das Buch ist also ein Bildungsmittel, das über die kleinlichen Schranken der Zeitverhältnisse hinweg seine gewaltige Predigt hält, wirkend von der ältesten Zeit bis zur letzten Generation.

„Ein Volk,“ so läßt sich der alte Fr. Ludw. Jahn vernehmen, „das ein wahres volkstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermeßlichen Schatze. — Es kann aus der Asche des Vaterlandes wieder aufleben, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden.“

Ein geistreich aufgeschlossenes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit. (Goethe).

Nutrimentum spiritus.

Das Lesen und die Technik des Lesens. Die Leser und die Nichtleser. — Aus den Werkstätten des Geistes.



Das Lesen und die Technik des Lesens.

„Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.
So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest
Kein Leser mehr heraus, als er hinein liest.
Dem Andern ist dasselbe Buch ein andres."

Otto Ludwig.

Der Mensch ist so geneigt sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinn stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon an Albernem und Abgeschmacktem, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Mit dieser Mahnung des Altmeisters Goethe wollen wir dieses bedeutsame Kapitel einleiten.

Das Gemeine

Daß der Mensch zum Gemeinen hinneigt, das ist eine alte Wahrheit, die noch täglich im praktischen Leben ihre Bestätigung findet, und nur die Bildung vermag, sowohl die Völker als solche, als auch die einzelnen Individuen, loszulösen aus dem Banne der niedrigen Gesinnung und zu den Höhen des menschlich-göttlichen Ideals zu heben.

Das Buch, haben wir gesehen, ist ein solcher gewaltiger Hebel zur Bildung, und es wird nun die Frage nach der geeigneten Verwendung dieses Bildungsmittels sein: dem intimen Umgang mit dem Buche, oder wie wir allgemein sagen, dem „Lesen". Der Begriff Lesen ist auch ein vielgestaltiger, und ich will hier gleich die Unterschiede zwischen Lesen und Lesen auseinanderhalten.

Das Buchstabieren des Kindes kommt hier ja so wenig in Betracht wie die Lektüre in der Schule, weil hier der Schwerpunkt auf den danebenlaufenden Unterricht zu legen ist. Auch das mitteilende Lesen zum Vortrag kommt hier nicht mit in Frage, sondern nur vorzugsweise das Alleinlesen. Als solches steht obenan das Studieren, dann das Lesen zur Belehrung und weiter das Lesen zur Unterhaltung mit den beiden Unterabteilungen: das Lesen als Erholungs- und Schlafmittel und das Lesen — nach der Mode.

Vorausschicken will ich hier, was im Allgemeinen über das Lesen zu sagen ist.

Geistige Arbeit

Natürlich ist das Lesen eine geistige Arbeit, und die Arbeit ist je größer und anstrengender, je weiter man in das eigentliche Wesen des Lesens eindringt. Ich behaupte sogar, daß Lesen eine Kunst, die eine Technik voraussetzt, ist. Wie Millionen Menschen an der Schönheit der Natur kalt vorübergehen, die herrlichsten Wälder nur als Holzmaterial, die blumige Wiese nur als Viehfutter betrachten, so auch die große Zahl der Barbaren (ich denke ihrer noch im Kapitel „Die Leser"), deren Herz nichts ahnt von den Schätzen dieser Welt, die in den Büchern verborgen ruhen. Wenn diese Barbaren ein Buch aufschlagen, so sehen sie darin nichts als eitel Druckerschwärze, und wenn sie lesen, vorausgesetzt,

Die Barbaren

sie kommen übers Titelblatt und Vorwort hinaus, bleibt ihr Sinn oberflächlich an dem groben Gedankengang hängen, während sie weder in die Wahrheit noch Schönheit eines Werkes zu dringen vermögen.

Nehmen wir nun an, die Erziehung und die Schule hat den Menschen bis zu der Staffel geführt, daß es ihm möglich ist, bei einigermaßen ernstem Willen neue Eindrücke in sich aufzunehmen, also mit anderen Worten, etwas zu lernen — und diesen Erfolg sollten Erziehung und Schule erreichen — dann steht dem Wißbegierigen eine große Welt offen. Er ahnt aber vielfach nichts von dieser Welt der großen Geister und vermag sie daher nicht zu bannen. Woran liegt es?

Die Welt der großen Geister

Daran eben trägt die Schule, wie sie jetzt sich ausgestaltet hat, die größte Schuld. Wie schon erwähnt, verstehen es unsere Lehranstalten, hohe wie niedere, nicht, die Lust zum Lernen zu erzeugen, sondern der große Unterrichtskörper ist vielfach nur dazu angethan, einem die Sache zu verleiden. Ich glaube, wenn halb soviel gelehrt würde, würde doppelt soviel gelernt. Das künstliche Oktroieren der Weisheit nach einem „System", die Massenverzapfung von barocken und extremen Wissenschaften, ohne Rücksicht auf die individuelle Entwickelung der Klassenmitglieder, das kann keine Freude zur Wissenschaft selbst hervorrufen und kann uns nicht zur Weiterbildung locken. Nur diejenigen, die vermöge besonderer Veranlagung über die engen Schranken hinwegschauen und sich ihre Freude am Weiterstudium aus der Schule herausretteten, nur diese vermögen mit ungemischten Gefühlen zu den Büchern zu greifen. Im Grunde sind diejenigen, die niedere oder mittlere Anstalten besucht haben, noch besser daran, denn nach dem heutigen Stande der Litteratur ist für die Weiterbildung eine höhere Schulbildung durchaus nicht erforderlich, und die Menge der Autodidakten — ich brauche nur Namen wie Schliemann, Stephan ꝛc. zu nennen — beweisen meine Behauptung zur Genüge. Es kommt also nur darauf an, *wie* man sich weiter bildet, *wie* man liest.

Die Lust zum Lernen

Autodidakten

Die Schulen

Aber die Schulen lehren uns nicht wie man lesen und studieren soll, sie pflegen viel zu wenig die selbständige Geistesarbeit. Daher vermögen auch die Schüler sich nicht über ihren eigenen geistigen Stand Rechenschaft zu geben, sie vermögen nicht einmal in einigermaßen freier Sprache ihre Eindrücke wiederzugeben, sie sind vielleicht ein Abgrund des Wissens geworden, aber unfruchtbar liegen ihre Kenntnisse und werden auch nie Frucht tragen können, wenn das praktische Leben ihnen nicht ersetzt, was die Schule versäumt hat — vielleicht unter den heutigen Verhältnissen versäumen mußte!

Das praktische Leben

Für das bürgerliche praktische Leben, auf das die Schule doch vorbereiten sollte, bietet sie wenig oder gar nichts; Gesetzeskunde, Staatskunde, Heilkunde, Umgangskunde, Lebensphilosophie, Sozialwissenschaft usw. das sind alles Fächer von großer Tragweite für den Staatsbürger; wo ist aber die Schule, die in diesen Wissenschaften unterrichtet oder auch nur genügend Grund legt?

Das soll im späteren Leben uns alles zufliegen, meistens wird es aber sehr teuer erkauft. Wieviel wird dann später zusammenstudiert und ohne Zusammenhang gelesen, auch ohne eigentlichen Nutzen, weil man die Grundlage entbehrte.

„Es giebt Bücher über alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muß die Kunst, zu lesen, frühzeitig in der Schule geübt werden. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen ist eine Straußenüberfüllung. Aus Langeweile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchst armselige Nichtsthuerei von Müßiggängern“ sagt Fr. Ludw. Jahn.

Man darf den Lese- und Lehrstoff also nicht konfus in sich aufnehmen! Nicht die Masse bringt es, sondern die Art, wie die geistige Nahrung verdaut wird, das ist die Hauptsache: „Bücher fressen und nicht käuen macht ungesund“ sagt Lehmann in Florilegium politicum schon 1630.

Zuvörderst wird zu berücksichtigen sein, daß man beim Lesen ganz bei der Sache ist.

So schreibt z. B. Chesterfield an seinen Sohn: „Es ist ein sicheres Zeichen eines kleinen Geistes, während er etwas vorhat, zugleich an etwas anderes, oder gar nichts zu denken. Man soll stets an das denken, was man thut. Wenn man lernt, soll man nicht an das Spiel denken, und beim Spiele nicht an das Lernen. Giebst Du nicht auf Dein Buch Achtung, indem Du darin liesest, so entsteht daraus doppelte Mühe; denn Du mußt das alles noch einmal lernen".

Konzentrierung

Man muß sich also vollständig konzentrieren, und es genügt durchaus nicht, aus einem Buche etwa nur den Faden der Geschichte, Handlung oder Fabel festzuhalten, sondern man muß dem Dichter folgen in die geheimen Tiefen seines Werkes. Wie hat der Dichter seinen Stoff zerlegt, wie löst er seine Probleme, wie charakterisiert er seine Helden und welche Beziehung haben dieselben zu einander, zu der Welt überhaupt und zu der eignen Persönlichkeit des Lesers? Die hohen Flügelschläge einer geläuterten Kunst sind nur dem vernehmbar, der sich mit Liebe in die Feinheiten eines Kunstwerkes versenkt, der Oberflächlichkeit aber offenbart sich eben auch nur die Äußerlichkeit und die Schale, die den edlen Kern verdeckt.

Geistige Verarbeitung des Stoffes

Das wären also die Grundbedingungen eines erfolgreichen Lesens; nur bei Nichtbeachtung dieser, wird das Lesen eine halbe Sache bleiben. Natürlich kann dieser oder jener, je nach seiner Befähigung, mehr oder weniger aus einem Buche entnehmen, und danach wird es sich auch richten, wieviel er schließlich lesen muß; im Grunde wird aber die Art des Lesens dieselbe bleiben müssen, denn in der geistigen Verarbeitung des Stoffes liegt der ganze Wert des Lesens.

Wer einmal die Räume einer großen Bibliothek durchwandert hat, dem wird es wie ein Druck auf der Seele gelastet haben, daß hier eine solche Unmasse von Geisteswerken aufgehäuft ist, zu deren Bewältigung ein Menschenalter zu kurz ist. Da stehen sie in langen Reihen die Heroen der menschlichen Kultur, die Streiter für Recht, die

Schwerter des Geistes, die Jungbrunnen des Volkes und die Verfechter des Ideals. Wie wäre es möglich, auch nur den zehnten Teil von einer mittelgroßen Bibliothek in sich aufzunehmen? Und nun bedenke man, daß es Sammlungen giebt, wie die Bibliothèque nationale in Paris, die nahezu 2 Millionen Bände birgt. Soll es einem bei diesen Zahlen nicht schwindeln? Allein in Deutschland resp. in deutscher Sprache erscheinen jährlich, allerdings Neuauflagen inbegriffen, fünfundzwanzigtausend litterarische Werke, dazu an periodischen Veröffentlichungen noch über zehntausend.

Die Menge der Bücher

Es ist schlechterdings unmöglich auch nur annähernd alle Neuheiten kennen zu lernen, vielweniger gar daneben die alten guten Sachen zu studieren. Zu allen Zeiten hat es jedoch sonderbare Heilige gegeben, die im Lesen das Erstaunlichste geleistet haben, und so sei hier z. B. an Antonio Magliabechi erinnert, über den Ernst Weiland in der Allgemeinen Buchhändlerzeitung folgendes berichtet.

Antonio Magliabechi

„Antonio wurde in einem Dorfe bei Florenz im Jahre 1633 geboren und nach beendeter Schulzeit von seiner Mutter zu einem der bekanntesten Goldschmiede Toskanas in die Lehre geschickt. Doch sein ihm aufgedrungener Beruf behagte ihm wenig, denn eine gewaltige Wissensbegierde steckte von Jugend auf in ihm; jeden freien Augenblick benutzte er zum Studium ihm zugängiger Werke und jeder Pfennig seines spärlichen Taschengeldes wurde zum Ankauf nützlicher und belehrender Werke verwandt, zum großen Leidwesen seiner Mutter, die darin unnützes Geldausgeben und Zeitverschwendung sah. Eine Förderung in seinem Streben erhielt er von einem Priester namens Andrea Tosi, der an dem aufgeweckten Jüngling Gefallen fand und ihn in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichtete. Nach beendeter Lehrzeit konnte er sich ganz seinen Neigungen widmen und hatte sich als Autodidakt bereits mit 40 Jahren eine so große Summe Wissen zu eigen gemacht, daß er von Cosmus III. an die Spitze seiner Bibliothek gestellt wurde. Nun hatte der mit Glücksgütern gerade nicht gesegnete

Bibliothekar eine auskömmliche Stellung gefunden, aber in nichts änderte er seine sonderbaren Gewohnheiten. Seine Kleider trug er solange, bis sie ihm buchstäblich vom Leibe fielen. Toilettenwechsel hielt er für eitel Zeitverschwendung, denn, so pflegte er zu sagen:

„Das Leben des Menschen ist kurz, und die Menge der zu studierenden Bücher eine unendlich große".

So kann es uns denn auch nicht wundern, daß Magliabechi kein Freund vom Schlafen war, und er enthielt sich solange dieses Naturbedürfnisses, bis er, ermattet, wohl oder übel einige Stunden opfern mußte, und dann nicht etwa im Bett — nein, einige Decken auf dem Fußboden ausgebreitet, und die Ruhestätte war fertig. Nur im Winter leistete er sich den Luxus eines allerdings höchst unordentlichen Bettes, welches zur Hälfte mit Büchern vollgestopft war, und das er künstlich zu erwärmen suchte, indem er eine Kohlenpfanne mit hinein nahm, welche denn auch einigemal das Bett in Brand setzte; nur durch die Aufmerksamkeit seiner Mitbewohner, die seine Gewohnheiten kannten, wurde größeres Unglück verhütet. Trotz aller Schrullen und sonderbaren Eigenheiten war Antonio ein äußerst liebenswürdiger und opferwilliger Mann, zu dem Männer von Ruf und junge Studenten kamen, die seinen gelehrten Reden mit Bewunderung lauschten und Gelegenheit fanden, sich von der erstaunlichen Leistungsfähigkeit seines Gedächtnisses zu überzeugen. Trotz seiner großen Kenntnisse hat er nichts veröffentlicht, nur unterhielt er mit zahlreichen Gelehrten einen äußerst regen Briefwechsel, der von seiner Seite mit größter Pünktlichkeit geführt wurde. Hierzu waren die Morgenstunden ausersehen, mittags begab er sich dann auf die ihm unterstellte Bibliothek, in der er jedes Werk kannte, das er auch — bei Gelehrten eine gewiß große Seltenheit — auf den ersten Griff finden konnte. Auch fremde öffentliche Büchereien kannte er besser, wie deren Besitzer und Verwalter.

Eines Tages fragte ihn Cosmus III. nach einem seltenen arabischen Werke und bat ihn, dasselbe zu beschaffen.

„Signor“, lautete M.'s Antwort, „von diesem Werk ist auf der Welt nur ein einziges Exemplar vorhanden, und das befindet sich in der großherrlichen Bibliothek zu Konstantinopel; dort ist es der elfte Band auf dem zweiten Regale rechts vom Eingang des Saales“.

Es war natürlich, daß alles aufgeboten wurde, den seltenen Bibliothekar auf seinem Posten zu erhalten, denn Kaiser Leopold I. lud ihn zu wiederholten Malen ein, nach Wien zu kommen und dort unter glänzenden Bedingungen eine ähnliche Stellung zu bekleiden; aber M. war mit seinem Lose in Florenz zufrieden und schlug alle Anerbietungen aus. Im Jahre 1708 erkrankte er und mußte auf Anraten seiner Freunde einen Diener zu seiner Pflege nehmen — denn daß solch' ein Sonderling unverheiratet war, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden — aber derselbe wurde abends, wenn er am meisten gebraucht wurde, von Magliabechi fortgeschickt, um wenigstens nachts ungestört zu sein. Im Jahre 1714 starb er im 81. Jahre seines Lebens. Seine große Bibliothek, 150,000 Bücher und 10,000 Handschriften, die er sämtlich gelesen, wurde in Florenz öffentlich aufgestellt, und bildet noch heute für jeden Fremden eine große Anziehungskraft.

Radikalstudium

Natürlich hat nun ein solches Radikalstudium nichts mit der eigentlichen Bildung zu thun, und den Leser braucht auch bei dem Anblick der größten Bücherschätze irgend welche Furcht nicht zu beschleichen. Der größte Teil aller geschriebenen Werke — die hervorragendsten mit inbegriffen — sind nur geläuterte Wiederholungen der Vorgänger. Unter tausend Werken kann kaum eins den Anspruch erheben, nicht nur eine neue Form, sondern auch neue Gedanken geschöpft zu haben. Die Werke sind damit nicht etwa überflüssig, aber sie sind nur notwendig gewesen in einer entsprechenden Zeitepoche. Sie haben ihren Teil zur allgemeinen Cultur beigetragen und haben oft gemeinsam den Grund zu weltbewegenden Gedanken gegeben.

Aber für den heutigen Menschen haben sie unendlich

viel verloren, weil sie durch die Zeit überholt wurden. Sehen wir uns also die Bestände einer Bibliothek näher an, da wird uns bald klar, wie Tausende ehrwürdiger Schwarten zurücktreten müssen, vor der verhältnismäßig geringeren Auswahl, die wir für uns treffen können. Die älteren Geister mögen die Philologen, Philosophen und Historiker beschwören, zu uns sollen die Jahrhunderte sprechen, in denen unsere Kultur wurzelt. Also nur Mut, die Auswahl ist zwar immer noch riesengroß, aber sie wird sich schon auf die Zahl reduzieren, die zum menschlichen Vermögen im richtigen Verhältnis steht. Vor Allem muß man sich darüber klar werden, daß man, wenn man die besten Bücher haben kann, schlechte Sachen auf keinen Fall zu lesen braucht. Welches sind nun aber die besten Bücher?

Die Auswahl

Die besten Bücher

Diese Frage gehört zu denen, die zehn Weise nicht beantworten können, trotzdem sie nicht von Dummen, sondern von unzähligen Gebildeten verschiedener Nationen aufgeworfen wurde.

Besonders hat England diese Frage ventiliert, und dieselbe hat sogar eine ganze Litteratur für sich hervorgerufen. Man hat Verzeichnisse aufgestellt von solchen Büchern, die jeder Gebildete gelesen haben müsse, man hat Vorträge gehalten über dies Thema, man hat die größten lebenden Geister aufgefordert, zu bekennen, welchen Werken sie ihre Größe danken. Aber alle diese Verzeichnisse trugen, wie das auch nicht anders sein kann, den Stempel der Individualität und würden diese noch mehr ausgeprägt haben, wenn man sich nicht meistens auf eine gewisse Anzahl zu empfehlender Werke beschränkte. Eins geht aus diesen Versuchen, — denn als solche kann man diese Ergebnisse nur betrachten — hervor, daß eben die Auswahl ganz von persönlichen Einflüssen abhängig, und daß eine allgemeine Regel aufzustellen unmöglich ist und sein wird. Denn man soll nur lesen — im rechten Sinne lesen — wozu man eigne Neigung verspürt, und nur den Schriftsteller und Dichter wird man vollständig in sich aufnehmen können, dem man

Bücher-Verzeichnisse

Individualität

Die eigne Neigung diese Neigung entgegenbringt. Ein solches Verzeichnis kann immerhin uns einen Dienst erweisen, und daher mag auch in diesem Buche ein solches mit Platz finden, aber ein absoluter Wegweiser ist es nicht und kann es nicht sein. Ich habe oft zu diesem und jenem Buche gegriffen, und nachdem ich gesehen, daß ich durch den Titel verführt, mich getäuscht sah, habe ich es liegen lassen. Es war sicher das Klügste, daß ich die Zeit nur für Geistesprodukte ersparte, die meiner Neigung näher lagen.

Der Unerfahrene, der aber ein solches Verzeichnis, das vielleicht einen ersten Namen trägt aus Achtung vor der Autorität als ein Evangelium hinnimmt, wird bittere Enttäuschungen erfahren, es wird ihm vielleicht die ganze Leserei verleidet, weil er von einem aufs andere schließt. Nein, kein bedingungsloses Unterwerfen unter die Regel einer anderen Persönlichkeit und eines fremden Charakters, sondern selbst ist der Mann! Es scheint vielleicht gewagt, wenn ich dies hier behaupte, aber zum Glücke habe ich das Zeugnis sämtlicher Autodidakten hinter mir.

Wem die ganze Litteratur fremd ist, der beginne vorerst mit der Weltgeschichte, in jedem Geschichtsbuch, mag es heißen wie es wolle, liegt eine ganze Welt von Anregung und Größe, und die Stunden sind nicht vergeudet, die man über einem Geschichtswerk gebrütet.

Weltgeschichte

„Die Geschichte ist die Zeugin der Zeiten, die Leuchte der Wahrheit, das Leben der Erinnerung, die Lehrerin des Lebens, die Verkünderin der Vergangenheit," das war schon des alten Cicero Meinung.

Neben der Weltgeschichte empfiehlt es sich, historische Dramen unserer Klassiker zu lesen. Und kann uns das Verständnis für dieselben auch noch nicht in vollem Maße aufgehen, wir werden später noch öfter zu diesen Werken zurückkehren. Vorerst sollen sie uns den Dienst leisten, unsere Phantasie zu beflügeln und die dramatischen Conflikte, die uns in der Weltgeschichte begegnen, lebensvoll genießen lassen, und daher fort mit allen Kommentaren.

Ich habe überhaupt wenig mit den Erklärungen der Klassiker im Sinne und muß offen gestehen, mir waren sie stets zu langweilig, allenfalls als Nachtisch serviert, habe ich Gebrauch davon gemacht. Ich stehe aber mit dieser Meinung, die ich auf alle Klassikerkommentare ausdehne, nicht allein. So sagt z. B. White (Studies in Shakespeare) auf die Frage: „Wie soll man Shakespeare lesen?“ ungefähr das Folgende: „Die erste Regel — und es ist eine seltene Regel, denn sie hat keine Ausnahme — ist, lies Shakespeare allein. Wirf alle Kommentatoren und Editoren den Hunden vor. Lies niemandes Noten, Essays oder Einleitungen, seien sie ästhetisch, historisch, philosophisch oder philologisch. Lies die meinen auch nicht. Lies die Stücke selbst. Kümmere dich in keiner Weise um Ursprung, Entstehungszeit oder Textverhältnisse derselben. Versuche keine Art von Kritik weder äthetische noch Wortkritik; halte besonders jede Beeinflussung von seiten eines andern Kritikers von dir fern. Lies hauptsächlich der Fabel wegen. Beeile dich nicht. Halte nichts für unwichtig. Shakespeare streute seinen Reichtum mit vollen Händen aus. Den Lippen selbst seiner Bauern und Bettler entfallen Juwelen. Erst nach Bemeisterung der Fabel schwelge in dem Genusse der Schönheit seiner Ausdrucksweise. Aber dazu ist es immer Zeit. Das ist ein Vergnügen, das dein ganzes Leben hindurch anhält und mit deinem Alter wächst. Erst nachdem du alle Stücke mit einigen wenigen Ausnahmen auf diese Weise gelesen hast, fange an, Shakespeare zu studieren und mit Hilfe der Kritiker seiner Sprache Aufmerksamkeit zu schenken, wie auch den Anspielungen, die er auf die fremden Dinge macht; dann untersuche den Bau der Stücke und die Art und Weise, wie sie aus den mannigfachen Erzählungen, Chroniken und älteren Stücken entstanden. Mit einem Worte, dann studiere Shakespeare kritisch.“

Klassiker-Kommentare

Aber damit hat es gute Weile, wir stehen vorerst bei der Weltgeschichte. Unwillkürlich greift dieselbe in die Kulturgeschichte hinüber und diese wieder in die Litteraturgeschichte.

Kulturgeschichte

Diese letztere nun aber bietet uns den Schlüssel zu dem großen Zauberschloß, das wir Litteratur nennen. Die äußere Feste, den Zingel umgürten die alten Klassiker, den Pallas nimmt die Geschichte und Wissenschaft ein, in der Kemenate ruhet die praktische Litteratur, und auf dem Bergfried, dem Turm, ist die schöne Wissenschaft und die Dichtkunst verwahrt. Diese Burg mit all' ihren Teilen erschließen uns

Litteratur-Geschichte

die Schlüssel der Litteraturgeschichte, und hier will ich nun auch einen bestimmteren Rat erteilen. Man wähle keinesfalls eine der gelehrten Litteraturgeschichten, die mit ihrem überspannten kritischen Aparat, der mehr der Eitelkeit seines Verfassers schmeichelt, als dem Leser dient, auch den eifrigsten Leser ermüdet. Da bin ich eher dafür, der Anfänger wähle eine der illustrirten Litteraturgeschichten — mir hat z. B. die König'sche im Anfange große Dienste geleistet — denn

Die bildliche Darstellung

die bildliche Darstellung ist eine gewaltige Lehrmeisterin. Sie lehrt oft mit einem einzigen Blick den Inhalt von vielen Druckseiten. Dadurch regt sie an, sie belebt das gedruckte Werk und ergänzt die Lücken, die das geschriebene Wort läßt.

Es ist durchaus falsch, sich von einem wissenschaftlichen Pedanten einreden zu lassen, man müsse nur dieser oder jener Litteraturgeschichte, der einzigen „objektiven", vom

Der wissenschaftliche Standpunkt

„wissenschaftlichen Standpunkt" geschriebenen, den Vorzug geben. Man kann das nur auf Kosten des eignen Wissensdranges machen, abgesehen davon, daß man als Anfänger vom „wissenschaftlichen" Standpunkt wenig oder gar nichts profitiert. Denn da man eigenes Urteil noch nicht haben kann, ist man ohnehin genötigt, dem Verfasser in seinen Meinungen zu folgen, und da es eine absolute Objektivität überhaupt nicht giebt, soll man als Anfänger stets ein populäres Werk vorziehen. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich aus populären Werken ungleich mehr geschöpft habe, als aus wissenschaftlichen, wenngleich ich dies und jenes der letzteren später nicht hätte entbehren mögen.

„Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur,

wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten," sagt doch Goethe selbst.

Aber natürlich Alles zu seiner Zeit. Ein Zuviel ist unbedingt schädlich, und dies gilt auch von der Anzahl. Gewiß: „Wer viel gute Bücher liest, bekommt schließlich gute eigene Gedanken. Die guten Bücher und die guten Gedanken nehmen ihre Leser in die Schule und lehren ihn scheiden und schätzen; sie zwingen ihm Widerwillen auf gegen schief und wirr Gedachtes und erziehen ihn zum reinlichen, guten Denken," aber man muß diese vielen Bücher auch mit einer gewissen Vorbedacht lesen. Man muß gewissermaßen von vornherein sich darüber klar sein, was man aus einem Buch herauszulesen hat, und dazu soll uns eine Litteraturgeschichte — als litterarische Speisenkarte — helfen. Sie weist uns schon den Weg und ich möchte denjenigen sehen, der eine Litteraturgeschichte ernst gelesen hat und noch im Zweifel ist, mit welchen Werken resp. mit welchen Autoren er sich vertraut zu machen hat. Man wird mir den Einwurf machen, daß die Litteraturgeschichte zu viel des Guten bringt und daß es zur Unmöglichkeit gehört, alle die bedeutenden Werke zu studieren. Da muß ich mich aber auf mein vorhin Gesagtes berufen: Man soll nur das lesen, wofür man auch Neigung verspürt, und das kann wohl kaum bei einer Überzahl der Fall sein, im Gegenteil, erst werden es wenige Werke sein, und nach und nach erst wird sich der Interessenkreis ausdehnen und dann hat es der Leser bereits in der Gewalt, sich sein eignes System herauszubilden.

Die Anzahl

Die litterarische Speisenkarte

Großen Wert lege ich dann auf den Rat der Erfahrenen, den jeder Anfänger aufsuchen soll. Keine Anleitung kann in Rücksicht auf die individuelle Eigenart uns irgend ein Werk anempfehlen, wohl aber kann es dieser oder jener erfahrene Gebildete, dem wir einen anregenden Umgang danken.

Der Rat der Erfahrenen

Haben wir in unserem Bekanntenkreis einen solchen freundschaftlichen Wegweiser noch nicht gefunden, dann suchen wir ihn auf. Kein wahrhaft Gebildeter, wes Standes er auch sei, wird einen Vorwärtsstrebenden, der ihn um littera=

rischen Rat fragt, ohne eine gute Auskunft lassen, und einer solchen Frage braucht sich Niemand zu schämen.

Es giebt ja nun Menschen, die verhältnißmäßig viel und andere wieder, die nur wenig lesen, und doch haben die letzteren oft merklich mehr profitiert. Es ist eigentlich sonderbar, wie wenig man im Grunde genommen zu lesen braucht, um zu einer echten Bildung zu gelangen, wenn man die Kunst des Lesens voll beherrscht und wie viel man erst lesen muß, um diese Kunst zu erlernen. Dies Geheimnis liegt zum

Das Wiederlesen

Teil in dem Wiederlesen bestimmter Werke oder Autoren, in deren Eigenart sich der Leser dann derartig einlebt, daß er die Feinheiten und Schönheiten des Werkes wie einen verborgenen Schatz hebt, daß er in der Eigenart des Autors gewissermaßen aufgeht und seine Lebensphilosophie nach dem von ihm gewählten Vorbilde gestaltet. Daß solche Leser, trotz einer gewissen Einseitigkeit, doch den größten Nutzen aus der Litteratur ziehen, ist unbestreitbar, jedoch vermag ich sie nicht als Vorbild hinzustellen.

„Was nicht wert ist, mehr als einmal gelesen zu werden, verdient gar nicht gelesen zu werden," behauptet Weber („Demokrit") nicht mit Unrecht, aber man braucht das eine nicht so weit zu treiben, um das andere zu vernachlässigen. Andererseits ist es keine Schande, dies oder jenes hochbedeutende klassische Buch nicht gelesen zu haben, wenn man nur durch Kenntnis der Litteraturgeschichte weiß, um was für ein Werk es sich handelt. Nichts ist widerwärtiger, als wenn jemand in Scheinheiligkeit einen vergilbten Klassiker

Der gebildete Anstrich

lobt, nur um sich einen gebildeten Anstrich zu geben, im Grunde seines Herzens aber sich an Hypermodernem erbaut und über den Alten zufällig in der Litteraturgeschichte gelesen hat. Diese Vorspiegelung falscher Thatsachen und Heuchelei ist um so verwerflicher, als der Grund nur in der Eitelkeit zu suchen ist. Freilich muß man verlangen, daß ein Gebildeter wenigstens die bedeutendsten älteren Werke und Erscheinungen der Neuzeit dem Namen nach kennt, weil ihm sonst Verlegenheiten nicht erspart werden. Ich erinnere mich hierbei

z. B. an eine Episode, die einst Otto Roquette, der Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt" erlebte. Unser Dichter sollte einem Duodezfürsten vorgestellt werden. Dessen Adjutant hatte Sr. Hoheit, wie das üblich, besonders erwähnenswerte Momente aus dem Leben des Vorzustellenden berichtet und in dem Augenblick, als Roquette hinzutrat, der Durchlaucht schnell, aber wahrscheinlich nicht laut genug, zugeraunt: „Otto Roquette, Verfasser von Waldmeisters Brautfahrt." „Freut mich sehr, lieber Roquette, Ihr Buch „Wachtmeisters Brautfahrt" hat mir viel Spaß gemacht: hab' mal ganz ähnlichen Kerl im Regiment gehabt." .... Man kann sich das Gesicht des Dichters und der Umstehenden denken!

Ja, es ist grausam, wie uns solche Unterlassungssünde manchmal bestraft, und doch ist es nicht so schwer, sich auf die erforderliche Bildungsstufe zu heben und zu erhalten.

Die ganzen Schwierigkeiten liegen eigentlich im Anfang, denn nachdem sich das Interessenfeld des Lesers erst geweitet hat, trägt das Kapital reichliche Zinsen in Gestalt immer neuen Bildungsdranges. Ein Werk verweist stets auf das andere, so daß man nun allerdings in die Lage kommen wird, von zehn lesenswerten Werken nur eins zu lesen. Die Schwierigkeiten

Die heutigen sozialen Verhältnisse mit ihrem Hasten und Drängen lassen ja überhaupt manchem zum Lesen eine beschränkte Zeit. Allgemein ist derjenige noch besser daran, der in seinem Berufe körperliche Arbeit zu verrichten hat; er kann wenigstens in der Zeit körperlicher Ruhe sich noch geistig beschäftigen. Anders aber der Geistesarbeiter. Für ihn kann Lesen keine Erholung mehr sein, sondern es bietet ihm nur neue Anstrengung und es ist daher hier wohl angebracht, über die geistige Arbeit einmal die Ansicht eines Arztes zu vernehmen. Kürzlich ging ein mit Dr. E. gezeichneter Artikel durch die Presse, dem ich hier das Wort gebe: „Die Grundursache jeder Kraftäußerung, sowohl der mechanischen als der geistigen, ist der Stoffwechsel oder physiologisch genauer ausgedrückt, jener großartige Verbrennungs- oder Oxydations-Prozeß ..., welcher das eigentliche Wesen der in Die geistige Arbeit

unserm Körper vor sich gehenden Stoff-Umwandlungen bildet. Wir können keinen Stuhl aufheben, keinen Schritt gehen, keinen Gedanken fassen ohne Mitwirkung des in unserem Blute aufgespeicherten Sauerstoffes, und je reichlicher dieser Sauerstoff vorhanden ist, je energischer der Verbrennungsprozeß vor sich geht, desto lebhafter und kräftiger wird auch die entsprechende Leistung ausfallen. Keinem Organe unseres

Das Gehirn

Körpers wird nun so viel Blut zugeführt, wie dem Gehirn, und die Thatsache, daß allein das Gehirn zur Erhaltung seiner Ernährung und Thätigkeit ein Fünfteil der gesamten Blutmasse des Körpers verbraucht, giebt wohl den besten Maßstab für die Beurteilung des Verlustes, welcher aus der Gehirnthätigkeit für den Körper resultiert. Sogar durch Experimente ist es festgestellt worden, daß unter allen Organen das Gehirn die höchste Temperatur besitzt, und es bedarf eines ganz enormen Oxydationsprozesses, um das in wachem Zustande unaufhörlich lodernde Feuer des Gehirns zu unterhalten. Durchaus berechtigt ist es daher, wenn wir bei fleißiger Arbeit davon sprechen, daß uns der Kopf raucht. Der Kopf raucht in der That, denn die Verbrennung ist in

„Der rote Kopf“

einem solchen Falle die denkbar höchste und schon „der rote Kopf“, den wir bei heftigen Gemütserregungen, welcher Art auch immer, bekommen, sollte uns darauf hinweisen, daß eine erhöhte Gehirnthätigkeit nur durch Vermehrung des Blutzuflusses nach dem Gehirn möglich ist. Aber wir besitzen außerdem auch ein zweites äußeres Merkmal, das für die Beschleunigung des Stoffwechsels durch die geistige Arbeit spricht. Abgesehen von der Zunahme gewisser Zerfallprodukte in den Ausscheidungen unseres Körpers, erleidet bei eifrigem Denken die Eigenwärme entschieden eine Steigerung und damit Hand in Hand geht die sehr prosaische Zunahme des Nahrungsbedürfnisses, d. h. es stellt sich Hunger ein. Soll ferner Arbeit geleistet werden können, müssen neue Stoffe dem Körper zugeführt werden, und so ist schließlich für den Gelehrten, wie für den Holzhauer die Quelle der Arbeitsleistung die gleiche, wenn deren Resultat auch sehr verschieden ist. —“

Nach dem Gesagten dürfte es wohl unbedingt zuzugeben sein, daß die geistige Arbeitszeit mindestens nicht die körperliche übersteigen darf und jede geistige Überanstrengung ihre schweren Folgen für den Organismus haben muß. Sind die Ruhepausen, welche wir unserem Gehirn gönnen, nicht lang genug, um die durch die Arbeit entstandenen Veränderungen wieder auszugleichen, so stellen sich bald Schlaflosigkeit, schnelle Ermüdung, Abnahme des Gedächtnisses 2c. ein, und in Bezug auf das Lesen ist es also dringend erforderlich, Maß und Ziel zu halten. Das kann zum Teil schon dadurch erreicht werden, daß man mit seiner Zeiteinteilung weise und sparsam umgeht. Dieser oder jener überanstrengt sich einzig aus dem Grunde, weil ihn plötzlich eine Arbeits- oder Lesewut anwandelt, nachdem er wochenlang kein Buch ansah. Daß hier schon das Ungewohnte nicht gedeihlich auf den Körper wirkt, besonders wenn man zur geistigen Arbeit auch die Nächte zu Hülfe nimmt, ist klar. Wer aber seine Zeit einteilt, der wird nicht nur zum Lesen, sondern auch zur körperlichen Erholung reichlich Zeit haben, vorausgesetzt, daß er nicht in einem Berufe arbeitet, der überhaupt seine Angehörigen gewissermaßen der Freiheit beraubt.

Geistige Überanstrengung

Zeiteinteilung

Arbeits- und Lesewut

Aber es wird so unendlich viel Zeit mit Kneipenbummel, Stammtischklatsch, Skatdreschen u. s. w. vertrödelt und zwar vorzugsweise in den ungesundesten, rauchigsten Räumen, daß wir keine Ursache haben, im Allgemeinen über beschränkte Zeit zu klagen, viel eher über die falsche Verwendung der von Berufsarbeit freien Stunden.

Kneipenbummel

Andererseits hat sich aber auch im Lesen ein Hang zum Krankhaften und Nervösen — ich werde im nächsten Kapitel noch darauf zurückkommen — bemerkbar gemacht. Man will gewissermaßen das, was man in verhältnismäßig längerer Zeit an geistigem Gehalt ruhig in sich aufnehmen und geistig verarbeiten kann, in wenig Augenblicken in nervösester Spannung, in aufregender Dramatik genießen.

„Da unsere großen Leihinstitute", sagt R. J. George, „für einige Pfennige pro Tag ganze Berge geistiger Produkte

versenden, so giebt es gewisse Leser, welche so alljährlich ihre 100—200 Romanbände durchhetzen, getrieben von der Sucht, stets das Neueste zu lesen, von dem Verlangen, den Nerven einen vorübergehenden Reiz zu verschaffen. Es sind dies dieselben Leute, welche Kunstausstellungen und Museen durchlaufen, als stände jemand mit der Hetzpeitsche hinter ihnen; dieselben, welche die Theater besuchen, um die neuesten Kouplets vor sich hinträllern zu können. Urteils- und Geschmacklosigkeit, blinder Autoritätsglaube, gedankenloses Nachplappern fremder Kritik charakterisiren diese Kategorie der Leserwelt.

Die Sucht, das Neueste zu lesen

Eine derartige Lektüre verflacht das Gemüt, schadet dem Leser psychisch und physisch und läßt das Lesen nicht als geistigen Genuß, sondern als momentane Unterhaltung erscheinen. Werke der Dichtkunst — und zu diesen gehören auch der gute Roman und die gute Novelle — sind jedoch vom Dichter nicht geschaffen, um vorübergehend den Leser zu unterhalten. Hauptzweck jeder Lektüre ist vielmehr Veredelung des Gemütes, Erweiterung des Gesichtskreises, Stählung des Charakters. Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn wir mit innerer Sammlung an das Werk des Dichters herantreten.

Die momentane Unterhaltung

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Diese schönen Worte Adolf Stöbers sind nicht nur auf ein Gedicht im engsten Sinne des Wortes zu beziehen; sie sind im Gegenteil voll und ganz auf jede Lektüre anzuwenden, so daß innere Sammlung die unerläßliche Vorbedingung jeder Lektüre zu nennen ist.

Es ist mit den Erzeugnissen der Dichtkunst wie mit

denen der bildenden Künste. Wer in einer Ausstellung oder in einem Museum hastig von einem Gemälde zum andern eilt, sich nur flüchtig dieses und jenes Bildwerk betrachtet, wird niemals eindringen können in den Gedanken des Künstlers, in die Erhabenheit und Schönheit dessen, was der Pinsel des Malers, der Meisel des Bildhauers hervorgezaubert hat; der Betreffende sieht wohl, was die Kunstwerke äußerlich darstellen, auch vielleicht, ob er ein Ölbild oder Aquarell vor sich hat: der Zweck des Künstlers, „der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", zu wecken, bleibt jedoch unerfüllt. Der dunkeln Gefühle Gewalt

Man hat den Dichter mit Recht den Maler der Seele genannt. Die menschliche Seele soll er in seinen Werken wiederspiegeln, sie soll er zeichnen in ihren unendlich mannigfachen Äußerungen. Und das Produkt eines solchen Schaffens, die Dichtung, sie sollte man flüchtig und hastig in sich aufnehmen können? Nun und nimmermehr; das Abbild der Menschenseele, das jede echte, wahre Dichtung ist, ist so erhaben, so hoch, daß der Genuß einer solchen nur bei tief innerlicher Sammlung denkbar ist. Wo diese vorhanden, kann jedoch die Lektüre eines Meisterwerkes die Wirkung eines Gottesdienstes auf ein empfängliches Gemüt haben.

Nur selten ist jedoch der Mensch in der Stimmung, daß Die Stimmung eine Dichtung einen derartigen Eindruck auf ihn macht, welchen wir als das reinste, höchste Ziel jeder Lektüre hinstellen möchten. Im allgemeinen werden wir uns damit begnügen müssen, daß der Leser an die Lektüre eines Buches mit dem Vorsatze geht: du willst aus diesem Werke geistige Anregung schöpfen, willst durch die Lektüre desselben deinen Geist, dein Gemüt über das Alltagsleben erheben und willst dein Urteil schärfen. Ein derartiger Vorsatz zieht vor Allem den sehr wesentlichen Vorteil nach sich, daß der Leser, welcher ihn gefaßt, langsam und mit Verständnis liest. Hat man sich dies zum festen Grundsatz gemacht, so wird man über den betreffenden Schriftsteller oder Dichter auch bald eine Kontrolle ausüben, die mehr und mehr an Schärfe gewinnen Die Kontrolle

wird. So wie wir nämlich zu der Überzeugung gelangt sind, daß bei der Lektüre das Unterhaltungsbedürfnis ganz und gar im Hintergrunde steht, werden auch die Anforderungen, welche wir an einen Autor stellen, ganz andere. Wir fragen nicht mehr: Wann ist das Buch erschienen? Welche Autorität hat es geschrieben? Wer hat es lobend kritisiert? Wir folgen vielmehr bei der Auswahl unserer Lektüre ganz und gar dem, was unserem individuellen Geschmacke entspricht.

Der individuelle Geschmack

Über diesen ist, wie ein lateinisches Sprichwort sagt, nicht zu streiten. Eine Anforderung muß jedoch jeder Leser an die Werke stellen, die er liest. Diese Anforderung lautet: „Der Autor, welchen ich lese, muß die Handlung aus dem Charakter der Handelnden entwickeln, er darf den blinden Zufall nicht walten lassen, darf den Charakter seiner Person nicht verzerren, wie es ihm im Interesse seiner Handlung wünschenswert erscheint; er muß mir vielmehr zeigen, wie jemand, der so und so denkt und fühlt, in der und der Lage handeln muß".

Diese Anforderung bezieht sich selbstredend nur auf die epische und dramatische Poesie, ist jedoch für die Lyrik durch eine verwandte zu ersetzen, die wir uns versagen wollen, hier anzuführen.

Wir haben bisher immer Sammlung, langsames Lesen und die Absicht, sich über das Gelesene ein Urteil zu bilden, als die Grundsätze jeder vernünftigen Lektüre hingestellt und die in dieser Weise gepflegte Lektüre wird den Geist bilden, ohne daß der Körper auch nur im geringsten geschädigt wird. Im Gegenteil, die frischere Stimmung, die aus der guten Lektüre ersprießt, kann nur wohlthuend auf das körperliche Befinden wirken.

Ganz verkehrt ist es aber, nur Bücher einer ganz bestimmten Richtung zu lesen und alle andern kurzweg zu verdammen. Wenn irgend das Wort Freiheit einen Wert haben soll, dann muß es auf dem Gebiete des Wissens und der Bildung sein. Lächerlich finde ich z. B. stets die Politiker,

Die Freiheit

die nur deshalb die gegnerischen Blätter nicht lesen, weil ihnen diese und jene Wahrheiten unangenehm sind. Das gilt auch von unserer wissenschaftlichen und religiösen Überzeugung. Ist dieselbe stark genug, wird sie durch Gegenäußerung nicht schwankend werden, aber wenn doch, dann fort damit, dann mache sie getrost einer neuern Anschauung Platz, und man glaube ja nicht, daß man dann schon sein Urteil abschließen kann, die Zeit zaubert noch manche andere Erkenntnis aus den Büchern heraus, je weiter wir eindringen in die Geistesschätze.

Die Überzeugung

Berühren wir hier nun noch einmal die Frage: „Was, d. h. welche Bücher soll ich lesen?“ — in Rücksicht auf zu machende praktische Vorschläge, so ergiebt sich aus dem Vorhergesagten, daß für einen bestimmten Leser sich ein Vorschlag hier nicht machen läßt, es kann sich also nur darum handeln, hier ein allgemein gehaltenes Verzeichnis solcher Bücher aufzustellen, die unter allen Umständen für die Selbstkultur des Menschen von Bedeutung sind. Die nachfolgenden Werke habe ich zum Teil selbst gelesen, zum Teil verdanke ich den Hinweis darauf litteraturkundigen Freunden. Vorzugsweise habe ich die deutsche Litteratur berücksichtigt. Ganz spezielle wissenschaftliche Richtungen konnte ich des beschränkten Raumes wegen auch nicht mit aufführen. Im Übrigen habe ich eine systematische Gruppierung fest gehalten und darin die einzelnen Werke alphabetisch aufgezählt.

Was soll ich lesen?

Wie ich hier nun noch einmal ausdrücklich bemerke, soll und kann dies Verzeichnis keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, im Gegenteil, manch gutes Buch, tausende hervorragende Werke birgt der Bücherschatz der Welt, der von einem Menschen überhaupt nicht gehoben werden kann.

Das Verzeichnis

Im Übrigen wird der Leser bald diesen oder jenen Autor besonders lieb gewinnen und wird von demselben nicht nur die hier angeführten, sondern auch die sämtlichen andern Arbeiten kennen lernen wollen. Mit Absicht sind nicht immer die neuesten Erscheinungen aufgeführt, sondern vorzugsweise diejenigen Schriften eines Autors, die besonders charak-

Die charakteristischen Schriften

teristisch sind und sich bereits als „gute Bücher" bewährt haben.

Die Mäkler

Es wird natürlich nicht an Mäklern fehlen, die meine Auswahl kritisieren, demgegenüber muß ich mich aber trösten mit dem altdeutschen Spruch:

Ich kehre mich nicht dran,
Ich laß die Leute klügeln.
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?

Der Wert des Lesens ist nun wohl nach verschiedenen Seiten genügend gekennzeichnet, nicht unerwähnt darf aber hier bleiben, daß das Lesen, wie zur allgemeinen Bildung, so aber auch ganz besonders für den praktischen Lebensberuf ein gediegenes Rüstzeug bietet. Das natürliche Übergewicht, das der gebildete Mann unwillkürlich im sozialen Leben inne hat, wird auch im speziellen Berufe demjenigen zu Teil, der sich neben seiner praktischen Arbeit auf jener geistigen Höhe hält, die der stetig wachsende Fortschritt bedingt. Tausende entwickelungsvoller Existenzen sind lediglich dadurch wieder in den Hintergrund gedrängt worden, weil man mit

Die Fachlitteratur

der Fachlitteratur nicht in Fühlung blieb und sich die Schätze des Fortschritts nicht zu eigen und zu nutze machte. Also Augen offen auch nach dieser Richtung hin, und das Lesen wird auch für den Realisten, der für Schöne Litteratur nichts übrig hat, des praktischen Wertes nicht entbehren.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß viele Leser über ihre Lektüre streng Buch führen und sogar für sich eigene Kritik üben. Der Vorteil, der hieraus entsteht, liegt natürlich auf der Hand und wer sonst nicht in der Zeit beschränkt

Das Scrapbook

ist, thut gut, sich ein solches „Scrapbook", wie der Engländer sagt, anzuschaffen. Wer ein Tagebuch führt, kann auch dieses damit verbinden.

Fragen wir nun: „Wieviel von den bezeichneten Werken muß ich unbedingt lesen?" So lautet die Antwort wieder:

Quantität und Qualität

Quantität und Qualität des Lesens müssen sich gegenseitig ergänzen. Die Eigenart des einen Lesers, der aus diesem

oder jenem Werke weniger zu entnehmen vermag als der andere, erfordert mehr Stoff zu bewältigen als jener, der den Inhalt weniger Bücher voll in sich aufnimmt und so wird wohl darüber sich jeder Leser bald selbst Klarheit verschaffen können, sobald er nur den ernsten Willen hat, selbst an seiner Fortbildung zu arbeiten und das Lesen nicht zur Unterhaltung oder horribile dictu nur als Schlafmittel betrachtet!

Wer aber in unserer von sozialen Problemen mächtig bewegten Zeit sich Ruhe und Frieden erkaufen will, der flüchte sich getrost zu den Büchern, denn Montesquieu hat nur zu Recht: „Das Studium war mir das vorzüglichste Remedium gegen Lebensüberdruß; nie hatte ich Kummer, den eine Stunde, mit Lesen zugebracht, nicht verscheuchte.“ Das Remedium gegen Lebensüberdruß

Litteratur-Verzeichnis.

Wenn ich nun im Anschluß an die voraufgehenden Worte hier das Litteratur-Verzeichnis folgen lasse, so brauche ich wohl nicht zu wiederholen, worin die Lücken desselben bestehen.

Die Anordnung geschah chronologisch und bez. der neueren Litteratur — ungefähr des letzten Jahrhunderts —, die ich wieder systemathisch ordnete, alphabethisch. Gerade nun aber die alphabethische Aufzählung bringt es mit sich, daß glänzende Namen am Litteraturhimmel neben manchen Tagesgrößen Platz fanden. Ich durfte die letzteren aber nicht fehlen lassen, denn teils haben sie in ihrer Art Litteraturgeschichte gemacht, teils sind sie in ihren Beziehungen zum heutigen Leben nicht ohne Bedeutung geblieben, sodaß der Gebildete, auch wenn er diesem oder jenem Werk keinen besonderen Geschmack abgewinnen kann, es doch kennen muß. Auch die Zeitverhältnisse und die Altersverhältnisse des Lesers spielen eine Rolle, denn was uns vor Jahren noch entflammte und begeisterte, läßt uns vielleicht heute schon recht kalt.

Die großen und die kleineren Geister

Aber eben diese Aufführung von großen und kleineren Geistern hart nebeneinander wird beim Überlesen des Verzeichnisses diesem oder jenem etwas sonderbar erscheinen; er mag sich aber damit trösten, daß es schlechterdings unmöglich ist, auf dem beschränkten Raum anders zu verfahren, es sei denn, ich versuchte den litterarischen Wert der einzelnen Autoren peinlich abzuwägen. Was aber bei solchem individuellen Klassifizieren herauskommt, wird sich der verständige Leser selbst sagen; das weit auseinandergehende Urteil unserer ersten Litteraturgelehrten beweist, wie schwer hier eine Einigung zu erzielen wäre.

Mancher wird vielleicht der Meinung sein, daß die Beschaffung der älteren Litteratur besonders schwierig und kostspielig ist, dies ist jedoch nicht der Fall, sondern im Gegenteil, in mehreren Volksausgaben sind die älteren Litteraturwerke und Klassiker zu haben. Im Übrigen komme ich später noch auf den Erwerb der Bücher zurück.

Ausländische Litteratur

Wer für die ausländische Litteratur besondere Neigung verspürt, wird in meinem Verzeichnis allerdings nicht alles finden, was seinen Zwecken dienen könnte. Indessen, unsere deutsche Litteratur ist so groß und so bedeutend, ja es ist kaum möglich, dieselbe voll zu beherrschen, daß ich hier gern dem Grundsatz huldige: erst das Vaterland und dann vielleicht das Ausland. Warum in die Ferne schweifen, da das Gute doch so nahe liegt? —

Wer übrigens die Ursprache eines Werkes nicht beherrscht, wird von fast allen bedeutenden Litteraturerscheinungen gute deutsche Übersetzungen finden.

Übersetzungen

In Bezug auf das Verzeichnis sei noch bemerkt: ein * bedeutet, daß das betr. Werk in der s. Z. auf der Weltausstellung in Chicago ausgestellten „Deutschen Hausbibliothek" enthalten war. Dieser Hinweis kann also auch mit als ein Leitfaden für die Beschaffung einer Hausbibliothek dienen.

Beginnen wir nun mit den Alten. Da wäre zu nennen: Homer (übersetzt von Voß), Aeschylos, Sophokles, Horaz, Ovid, Tacitus (Germania). Dann weiter die Edda, Nibelungenlied (übersetzt von Simrock), Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Seb. Brandt (Narrenschiff), Thomas a Kempis (Nachfolge Christi) Luthers Bibelübersetzung, Hans Sachs. Dann Shakesspeare, Dante (göttliche Komödie), Cervantes (Don Quixote), Opitz, Gellert, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Voß und unsere Dichterheroen Goethe und Schiller, woran sich dann noch Lenau, Kleist und Körner reihen.

Es folgt nun die neuere Litteratur:

Gedichte und Dramen.

Anzengruber, L., Der Meineidbauer.
Arndt, E. M., Gedichte.
Ambrosius, Johanna, Gedichte.
* Baumbach, Rud., Kaiser Max und seine Jäger.
Lieder eines fahrenden Gesellen. Zlatorog.
* Bodenstedt, Fr., Lieder des Mirza-Schaffy.
* Bormann, Edw., Gedichte.
Brachvogel, Narziß.
Busse, K., Gedichte.
Bürger, G., Gedichte.
* Chamisso, A. v., Gedichte.
Droste-Hülshoff, A. v., Gedichte.
* Eichendorff, J. v., Gedichte.
Fitger, A., Fahrendes Volk.
* Freiligrath, F., Gedichte.
* Freytag, G., Die Journalisten.
* Geibel, E., Gedichte (3 Bände).
* Gerok, K. v., Palmblätter.
Gottschall, Rud. v., Karlo Zeno.
Greif, Martin, Gedichte.
* Grillparzer, Frz., Dramen.
Halbe, M., Jugend.
* Hamerling, R., Ahasver in Rom.
Hauptmann, G., Sämtliche Dramen.
Hebbel, F., Dramen.
Heine, H., Buch der Lieder.
Heyse, P., Novellen in Versen, Colberg.
* Jordan, W., Nibelungen.
Keller, G., Gedichte.
Kerner, Just., Gedichte.
* Kinkel, G., Otto der Schütz.
Laube, H., Graf Essex.
Lingg, H., Gedichte.

Ludwig, O., Dramen.
Liliencron, D. v., Adjutantenritte.
Meyer, C. F., Gedichte.
Meyer, K. F., Huttens letzte Tage.
Mörike, Ed., Gedichte.
Möser, Albert, Gedichte.
Nordhausen, R., Joß Fritz, der Landstreicher.
Redwitz, O. v., Amaranth.
Reuter, Fritz, Läuchen und Rimels. Reis' nah Belligen. Kein Hüsung.
* Roquette, O., Waldmeisters Brautfahrt.
* Rückert, Fr., Gedichte.
Saar, Ferd. v., Gedichte.
Seidel, Heinr., Gedichte.
Schack, Ad. Fr. v., Gedichte.
Schanz, F., Gedichte.
* Scheffel, J. V. v., Gaudeamus, Trompeter von Säkkingen.
* Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe.
* Stieler, K., Neue Hochlandslieder, Ein Winter-Idyll. Habt's a Schneid.
Sudermann, H., sämtliche Dramen.
Sylva, Carmen, Gedichte.
Tegner, Frithjofsage.
Tennyson, Enoch Arden.
* Uhland, L., Gedichte und Dramen.
* Weber, F. W., Dreizehnlinden.
Wieland, Oberon.
Wilbrandt, Ad., Der Meister von Palmyra.
* Wildenbruch, E. v., Lieder und Balladen, Die Quitzows, Heinrich und Heinrichs Geschlecht
* Wolff, J., Der wilde Jäger; Der Rattenfänger von Hameln; Lurley.

Erzählungen, Romane und Humoresken.

* Alexis, W., Die Hosen des Herrn von Bredow.
* Anzengruber, L., Dorfromane.
* Auerbach, B., Barfüßele.
Bulwer, E. L., Die letzten Tage von Pompeji.
* Baumbach, R., Es war einmal; Sommermärchen; Truggold.
Bleibtreu, K., Dies irae.
Brachvogel, A. E., Friedemann Bach.
* Dahn, F., Ein Kampf um Rom und andere Romane.
* Daudet, A., Fromont junior und Risler sen.
Dickens, Ch. (Boz.), David Copperfield und andere Romane.
Dostojewskij, F. M., Raskolnikow.
Dumas, A., Graf von Monte Christo.
* Ebers, G., Eine ägyptische Königstochter; Uarda und andere Romane.
* Ebner-Eschenbach, M. v., Das Gemeindekind.
Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.
* Eckstein, E., Die Claudier; Der Besuch im Karzer.
Eötvös, J., Der Dorfnotar.
Farina, Salv., Die Liebe hat hundert Augen.
Fontane, Th., Erzählungen und Romane.
* François, L. v., Die letzte Reckenburgerin.
* Franzos, K. E., Ein Kampf ums Recht.
* Freytag, G., Die Ahnen.
Band I. Ingo und Ingraban.
„ II. Das Nest der Zaunkönige.
„ III. Die Brüder vom deutschen Hause.
„ IV. Marcus König.
„ V. Die Geschwister.
„ VI. Aus einer kleinen Stadt.
Soll und Haben; Die verlorene Handschrift.
Ganghofer, Der Klosterjäger und andere Romane.
Gerstäcker, Die Regulatoren in Arkansas.
Gotthelf, Jerem., Uli, der Knecht.

* Hackländer, F. W., Europäisches Sklavenleben.
* Hamerling, R., Aspasia.
* Hauff, W., Lichtenstein.
Hedenstjerna, A. v., Allerlei Leute.
Heiberg, H., Aus den Papieren der Herzogin von Seeland.
* Heyse, P., Im Paradiese, andere Romane u. Novellen.
* Hofmann, Hans, Geschichten aus Hinterpommern.
Holtei, Die Vagabunden.
* Hopfen, H., Der alte Praktikant.
Hugo, Viktor, Notre Dame.
* Immermann, K., Der Oberhof.
* Jensen, W., Karin von Schweden.
Jokai, M., Schwarze Diamanten.
Kingsley, Ch., Hypatia.
Kraszewski, J. J., Morituri.
Kretzer, Max, Bergpredigt.
Lauff, J., Die Hauptmannsfrau.
Leander, Rich., Träumereien an französ. Kaminen.
Leixner, O. v., Laienpredigten.
Liliencron, Detlev v., Kriegsnovellen.
Ludwig, Otto, Zwischen Himmel und Erde.
Manzoni, A., Die Verlobten.
* Marlitt, E., Goldelse.
* Meyer, C. F., Angela Borgia; Jürg Jenatsch außerdem Novellen.
Mügge, Th., Afraja.
Niese, Charl., Aus dänischer Zeit.
Nicolai (Henrik Scharling), Meine Frau und ich.
Ohnet, G., Der Hüttenbesitzer.
Perfall, K. v., Das Königsliebchen.
* Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt.
* Raabe, W., Die Chronik der Sperlingsgasse; Der Hungerpastor.
* Redwitz, O. v., Herm. Stark.
Reichenau, R., Aus unseren vier Wänden.

Renatus, J., Die letzten Mönche von Oybin.
Reuter, Gabr., Aus guter Familie.
Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid u. andere Schriften.
* Riehl, W. H. v., Geschichten und Novellen.
* Rosegger, P. K., Martin der Mann; Der Gottsucher; Der Schelm aus den Alpen; Schriften des Waldschulmeisters.
Saar, Ferd. v., Herbstreigen.
Scott, W., Ivanhoe und andere Romane.
* Scheffel, J. V. v., Ekkehard.
Schmid, H. v., Der Kanzler von Tyrol.
Schubin, O, du mein Österreich.
* Seidel, H., Gesammelte Schriften, besonders: Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten, Neues von Leberecht Hühnchen und Leberecht Hühnchen als Großvater.
* Spielhagen, Fr., Problematische Naturen; Hammer und Ambos; Sturmflut; In Reih' und Glied.
Spindler, Der Jude.
* Steinhausen, H., Irmela.
* Stifter, A., Studien.
* Stinde, J., Die Familie Buchholz.
* Storm, Th., Aquis submersus; Der Schimmelreiter.
* Sudermann, H., Frau Sorge.
* Taylor, G., Antinous.
Tolstoi, L., Krieg und Friede.
Turgenjew, Väter und Söhne; Neuland.
Verne, Reise um die Erde in 80 Tagen.
* Vischer, F. Th., Auch Einer; Eine Reisebekanntschaft.
Voß, R., Römische Dorfgeschichten.
Wichert, E., Heinrich von Plauen; Ein starkes Herz.
Wilbrandt, Ad., Hermann Ifinger.
* Wildenbruch, E. v., Kinderthränen; Der Astronom.
* Wolff, J., Der Raubgraf.
Zola, E., Germinal.

Geschichte, Biographien.

* Bismarck, Politische Reden.
* Curtius, E., Griechische Geschichte.
* Düntzer, H., Goethes Leben.
* Fechner, H., Der deutsch-französische Krieg.
* Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Band I. Aus dem Mittelalter.
„ II. 1. Abteilung. Zwischen Mittelalter und Neuzeit.
„ II. 2. Abteilung. Aus dem Jahrhundert der Reformation.
„ III. Aus dem Jahrhundert des großen Krieges (1600—1700).
„ IV. Aus neuer Zeit (1700—1748.
Geisteshelden, herausgegeben von A. v. Bettelheim, enthaltend eine Reihe Biographien der bedeutendsten Männer aller Zeiten.
Gregorius, F., Geschichte Roms im Mittelalter.
Heinemann, K., Goethes Mutter.
* Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichte des deutschen Volkes.
Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin.
* Jäger, O., Weltgeschichte.
Köstlin, G., Doctor Luther.
* Mendelssohn-Bartholdy, F., Briefe.
* Moltke, Graf v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.
* Mommsen, Th., Römische Geschichte.
* Müller, D., Geschichte des deutschen Volkes.
* Palleske, E., Schillers Leben und Werke.
Perthes, C. Fr., Perthes Leben.
* Ranke, L. v., Deutsche Geschichte, Weltgeschichte.
Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.
* Roon, Graf v., Denkwürdigkeiten aus seinem Leben.
Scherr, Germania.

Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.
* Springer, A., Albrecht Dürer.
* Sybel, H. v., Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.
* Treitschke, H. v., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.
I. Band. Bis zum zweiten Pariser Frieden.
II. „ Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.
III. „ Bis zur Juli-Revolution.
IV. „ Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III.
* Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte.

Geographie, Reisen, Natur- und Völkerkunde.

Brehm, Tierleben.
* Daniel, H. A., Illustriertes kleines Handbuch der Geographie.
* Diesterweg, A., Populäre Himmelskunde.
Fontane, Th., Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Gregorovius, Wanderjahre in Italien.
* Hehn, V., Italien. Ansichten und Streiflichter.
* Hübner, A. Graf v., Ein Spaziergang um die Welt.
* Humboldt, A. v., Kosmos.
Kennan, G., Sibirien.
Kollbach, Wanderungen durch die deutschen Gebirge.
* Marshall, W., Spaziergänge eines Naturforschers.
Marshall, W., Die deutschen Meere und ihre Bewohner.
Nansen, In Nacht und Eis.
Neumayr, Erdgeschichte.
* Peschel, O., Völkerkunde.
Ranke, Joh., Der Mensch.
Rau, H., Evangelium der Natur.
Sievers, W., Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien.

* Thomé, O. W., Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz.
Trinius, Alldeutschland in Wort und Bild.
* Wißmann, H., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika.

Litteratur, Kunst, Musik, Philosophie.

Bahr, H., Studien zur Kritik der Moderne.
Bulthaupt, Dramaturgie.
Emerson, Essays.
* Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele.
* Geschichte der deutschen Kunst.
Band I. Die Baukunst. Von Rob. Dohme.
„ II. Die Plastik. Von Wilh. Bode.
„ III. Die Malerei. Von Hubert Janitschek.
„ IV. Der Kupferstich und Holzschnitt. Von Friedr. Lippmann.
„ V. Das Kunstgewerbe. Von Falke.
* Gottschall, R. v., Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt.
* Grimm, H., Goethe.
Hehn, V., Gedanken über Goethe.
* Kant, J., Kritik der reinen Vernunft.
* Knackfuß, H., Deutsche Kunstgeschichte.
* Knackfuß, H., Künstlermonographien.
* König, R., Deutsche Litteraturgeschichte.
* Kretzschmar, H., Führer durch den Concertsaal.
Lemcke, C., Populäre Ästhetik.
Leixner, O. v., Geschichte der deutschen Nationallitteratur.
* Lübke, W., Geschichte der deutschen Kunst.
* Lübke, W., Grundriß der Kunstgeschichte.
Nietzsche, Fr., Also sprach Zarathustra.
* Reißmann, A., Illustrierte Geschichte der deutschen Musik.

* Scherer, W., Geschichte der deutschen Litteratur.
* Schopenhauer, A., Parerga und Paralipomena.
* Schopenhauer, A., Die Welt als Wille und Vorstellung.
* Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Nationallitteratur mit Anhang von A. Stern.

Ich will die bunte Reihe der Litteraturwerke hier schließen, indem ich noch auf einige Werke hinweise, die nicht unter die Rubriken einzuordnen waren.

Es sind dies:

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen.
* Bock, C. F., Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.
Riehl, W. H., Naturgeschichte des Volkes.
* Roscher, W., System der Volkswirtschaft.

Derjenige, der in der Lektüre zugleich religiöse Erbauung sucht, sei auf die Autoren wie Gerok, Spitta, Kingsley und Feuchtersleben hingewiesen. Außerdem wären von protestantischen Predigtwerken und Erbauungsbüchern Bitzius, Dryander, Frommel, Müllersiefen, Schleiermacher, Hofacker, Dieffenbach, Ahlfeld, Siedel und Spurgeon zu nennen.

Die Leser und Nichtleser.

Da kann man sehn, in welchen Haufen
Zur Bibliothek die Leute laufen!
Weit eh'r entweih'n sie ihre Hände
Durch diese abgegriffnen Bände,
Als daß sie selbst ein Buch sich kaufen.
Zum Spielen allerdings und Saufen
Für Pferderennen — Siegerwetten
Obskure Häuser und Soubretten,
Für jedes neue Modenwunder
Und sonst'gen überflüss'gen Plunder,
Ja dafür werden sie in Massen
Wie immer gern ihr Geld verprassen,
Die Zeit jedoch, wo man, um sie zu lesen
Die Bücher *kaufte*, geh! sie ist gewesen.

O. F

Im Hasten und Jagen nach dem Golde werden die heiligsten Güter der Menschheit mit Füßen getreten.

„Unter dem Geschlecht von heute
Immer seltner werden Leute,
Die nicht bloß nach Golde wühlen,
Sondern auch was Höh'res fühlen,
Und ihr Bestes und ihr Meistes
Setzen auf Gewinn des Geistes."

„Aber was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" —

Ich will nicht den Schein erwecken, als hätte ich für die natürlichen Bedürfnisse der modernen Menschen kein Ver-

Die Hebung der sozialen Verhältnisse

ständnis; im Gegenteil, die Hebung der sozialen Verhältnisse ist und bleibt doch eines der schönsten und erstrebenswertesten Ziele. Was aber führt uns zu diesem großen Ziel? Einzig allein die Kultur; und ist Kultur etwa gleichbedeutend mit der Sättigung oder Übersättigung des Körpers und der groben Sinnlichkeit unter Vernachlässigung des Geistes? Die Hebung der sozialen Verhältnisse ist überhaupt nur möglich, wenn auch der Geist mit kultiviert wird, und diejenigen versündigen sich am schwersten an dem Volke und an der Menschheit, die dem Mammon opfern, anstatt auch ihrerseits beizutragen zur Läuterung und Kultur der Gegenwart.

Das sogenannte Publikum

Mit einem gewissen Eifer versenke ich mich in die Charakteristik des sogenannten Publikums, wie man die Menschen, die eigentlich auch Bücher lesen sollten, nennt. Ich möchte untersuchen, warum ein so großer Teil der Menschen stumpfsinnig an den Schätzen der Wissenschaft und Kunst vorübereilt, und werde nicht ermangeln, diejenigen Fehler zu geißeln, die ich festzustellen Gelegenheit habe.

Die schnellebige Zeit

Man spricht jetzt immer von der heutigen Zeit als von einer schnellebigen. Gewiß hat das Zeitalter des Verkehrs, der großen Erfindungen rc. die Verhältnisse derart umgestaltet, daß das Leben unserer Großväter im Vergleich zu dem unseren ein beschaulicheres genannt werden kann. Die Eindrücke, die man damals sammelte, traten langsamer in die Erscheinung, die Geister platzten noch nicht wie heute so blitzartig aufeinander. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß man sich früher mehr und intimer an die Bücher anschloß, mehr mit den Büchern fühlte und dachte, ja vielleicht sich zuweilen zu stark von den Büchern beeinflussen ließ, sodaß man zu Zeiten sogar gegen die „Lesewut" ankämpfen mußte. Das hat sich aber gewaltig geändert; unser heutiges Publikum im Großen und Ganzen ist geradezu apathisch gegen die Litteratur, und ich behaupte, von hundert Lesern, die wir eifrig bei der Lektüre sehen, lesen mindestens neunundneunzig aus allen anderen Gründen als aus dem, sich geistig zu läutern. Sehen wir uns unser Volk einmal näher an.

Daß überhaupt nicht mehr gelesen wird, kann man nicht behaupten, aber was konsumiert der heutige Mensch? Die Zeitungslitteratur hat eine ungeahnte Entwickelung genommen, es überschwemmt gewissermaßen das ganze Land. So kommt sie, daß wir unsere geistige Nahrung zum größten Teil jetzt auf dem billigen Holzstoff serviert erhalten, anstatt wie früher auf dem teureren Linnenlumpen. Die Zeitungs-Litteratur

„Von einem, der sein bischen Bildung in gewählter Rede zeigte, sagte man früher: „Er spricht wie ein Buch." Das Bild ist längst veraltet. Man müßte heute sagen: „Er redet wie eine Zeitung," sagt Wustmann.

Das Mosaikartige des Zeitungsmaterials übersättigt uns gewissermaßen, und die Zeitschriften, Journale und Monatsschriften, die auch die Sammellektüre kultivieren, tragen weiter dazu bei, daß wir vieles in uns aufnehmen ohne ernsteren Nutzen. Die raffinierte Geschäftsspekulation hat sich sogar nicht begnügt mit diesem Sammelsurium der gebotenen Lektüre und hat das Monstrum Lesezirkel erfunden. Lesezirkel In einem solchen famosen Institut werden 10 bis 20 Romane nebeneinander in „Fortsetzungen" verzapft. 30 verschiedene wissenschaftliche Fragen angeschnitten und ebensoviele, deren Anfang man sich noch erinnert, vor einigen Wochen gelesen zu haben, zu Ende geführt. Der Wert eines solchen Lesezirkels kann einzig nur in den Illustrationen gesucht werden, die die großen Blätter bieten, und außerdem in den der heiteren Muse gewidmeten Witzblättern. Eine ernste Lektüre in diesem mit pedantischer Pünktlichkeit kommenden und gehenden Litteraturwust zu suchen, soll keinem einfallen, und doch muß der Journallesezirkel einerseits und das Leibblatt — die Quelle zum politischen Kannegießern — die Lektüre von Millionen ausmachen. Warum? —

Teils aus Oberflächlichkeit, teils aus Borniertheit, teils aus Geiz.

An tausend andere Dinge denkt der Mensch eher, als daran, ein gutes Buch zu lesen, und nun erst gar durch Kauf sich dasselbe zu eigen zu machen — der Gedanke liegt ihm

ferne. In einem Vortrag über das Lesen sagt Prof. Hilty: „Ein ganz äußerliches zwar, aber auch sehr leicht erkennbares und charakteristisches Zeichen der Bildung ist der Besitz oder Nichtbesitz von Büchern, namentlich bei solchen Personen, die die nötigen Mittel zu ihrer Anschaffung haben. Ein elegantes Haus, in dem bloß ein Dutzend Bücher ungelesen auf einer zierlichen Etagère sich befinden, können Sie ruhig mit allen seinen Insassen als ungebildet ansehen." Edwin Bormann hat gelegentlich die Frage: „Warum kaufen wir keine Bücher?" in Versen verewigt, die ich hier folgen lasse:

Ein Zeichen der Bildung

Hm, drollige Frage! das muß ich sagen;
Denn man braucht nur die Augen aufzuschlagen
Und hinein zu schauen ins Publikum,
Dann weiß man auch schon zur Genüge warum.

Da sind die einen, die lesen sich satt
Des Morgens an Zeitung und Tageblatt,
Auch lassen sie Wochenschriften wandern
Im Lesezirkel von einem zum andern —
Was kann sie an Büchern noch reizen und freuen?
Sie wissen ja immer das Neuste vom Neuen!

Sind andere wiedrum, gar gut und brav,
Die brauchen zehn Stunden gesunden Schlaf,
Die müssen zwei Stunden spazieren gehn,
Zwei Stunden lang aus dem Fenster sehn,
Vier Stunden bei der Arbeit schwitzen
Und sechse in der Kneipe sitzen —
Nun bitt' ich, wo sollen die armen Wesen
Die Zeit hernehmen zum Bücherlesen?

Sind abermals andre, die hätten wohl Zeit,
Doch braucht grad die Gattin ein Seidenkleid,
Das Töchterchen braucht einen Bechsteinflügel,
Die Pferde moderne Schabracken und Zügel —
Kurz, 's ist wohl erklärlich für jedermann:
Ein Buch kommt hier noch lange nicht dran!

Da sind die Herren Kritici
Und Redakteure, wie stehts um die?
Ja die, die werden sich Bücher kaufen —,
Da kommen sie gratis ins Haus gelaufen!

Sind schließlich sie selber, die Herren Autoren —
An denen ist Hopfen und Malz verloren!
Dieweil sie die Bücher dutzendweis schreiben,
So lassen das Lesen sie gänzlich bleiben.

Kurz wollt ich hier nennen der Gründe jeden,
Ich könnte die Zung' aus dem Munde mir reden;
Denn wo man hingreift ins Publikum,
Man greift eine Antwort auf dies Warum.

Ja, man greift zwar eine Antwort auf dies „Warum?" aber wir können uns damit nicht zufrieden geben.

Der Hauptpunkt liegt eben darin, daß wir für alles andere Geld in Mengen ausgegeben, oft mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen, nur für Bücher haben wir nichts — garnichts übrig. Wollen wir lesen, leihen wir uns die Bücher, das ist ja so billig.

Für Bücher haben wir nichts übrig

Edmondo de Amicis schrieb ein Sonett, das von R. C. Hamerling ins Deutsche übersetzt wurde. Es hat den Titel „Bücherumlauf" und lautet wie folgt:

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
Entlehnt' es sein Professor erst, sein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Büreau-Chef — stets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngsten Praktikanten.

Der schickt es, als er war damit zu Rande
Nach Syrakus an sein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn vom Stande.
„Sie Glückspilz!" sprach zu mir heut dieses Herrchen,
„Man reißt sich um ihr Buch!" (Die Gaunerbande,
Sie reißt sich — um ein einzig Exemplärchen!)

Auch Alfr. de Musset hat diesen Gedanken festgehalten:

Was ist ein Buch?
Ein Traum von wenig Stunden,
Der eine Form für kurze Zeit gefunden,
Ein Vogel, der sein Lied singt und entflieht,

Der Rose Blüte, deren Duft ihr zieht,
Bis ihr sie wegwerft und sie sterbend fällt,
Ein Freund, der euch begegnet, euch erzählt,
Bei dem ihr bleibt, bis ihr mit ihm genug
Verhandelt und gelacht: das ist ein Buch!

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Ich bin gegen diese geliehenen Bücher, soweit es sich einesteils um Werke handelt, die als beständiger Besitz zum Wohle des Besitzers oder der Familie gedeihlich sind und auch in einfachen Räumen in bescheidenen Ausgaben ein Plätzchen finden könnten, andererseits wenn es sich um Leser handelt, die in der glücklichen Lage sind, für den größten Humbug, für Luxus, Mode und Sport ungleich größere Summen zu zahlen. Kürzlich fand ich einmal einige Schicklichkeitsregeln zusammengestellt, die ich hier folgen lasse, weil ich sie sehr zweckentsprechend finde:

Es schickt sich nicht

Es schickt sich nicht, seiner Tochter eine Aussteuer für 10 bis 100000 Mark anzuschaffen und dabei den Bücherschrank zu vergessen.

Es schickt sich nicht, Kommerzienrat oder anderer Rat zu sein und einen vollen Weinkeller, aber einen leeren Bücherschrank zu haben.

Es schickt sich nicht, nach Patchouli oder anderen eaux de mille fleurs zu duften und schmierige Leihbibliotheksbände zu lesen.

Es schickt sich nicht, gute Bücher, in deren Genuß man sich setzen will, zu leihen, wenn man sie nur aus Bücherbesprechungen kennt.

Es schickt sich nicht, Bücher mit den Fingern aufzuschneiden, auch wenn diese gewaschen sind.

Es schickt sich nicht, eine Kouponscheere zu haben — aber kein Papiermesser.

Es schickt sich nicht, zu Weihnachten nur Sachen zu schenken, die für die Bildung von Geist, Charakter und Gemüt keinen Wert haben.

Es schickt sich nicht, sich Baron zu nennen und nur 20 Pfg.-Reklambändchen zu kaufen.

Es schickt sich nicht, sich für die Soirée eine Bücherauswahl vom Buchhändler kommen zu lassen und den andern Tag wieder zurückzuschicken.

Es schickt sich nicht, seine geistige Nahrung nur aus der Tageslitteratur und illustrierten Zeitschriften zu schöpfen.

Wen's juckt, der kratze sich! — Besonders sind es wir Deutschen, die, wenn wir auch gegenüber anderen Völkern verhältnismäßig viel lesen und studieren, doch noch wenig Bücher kaufen, wenigstens im Vergleich zu den Engländern und Franzosen. Nach dem Besitz eines guten Werkes haben wir kein Verlangen. „Die Männer leeren an manchen Tagen mehr Champagnerflaschen, als sie in einem Jahre Bücher kaufen und die meisten Damen geben allein für Glacéhandschuhe mehr aus als für gute Bücher“. Sagt doch Gutzkow: „Wenn wir etwas für unsere Bildung verausgaben sollen, so hat der Thaler volle dreihundert und sechzig Pfennige, geben wir etwas für unser Vergnügen aus, so hat er nur dreißig Groschen.“ Ja, der Deutsche kauft kein Buch, behauptet Backmeister. Nicht zu den Deutschen rechnen wir hier, und fürchten keinen Protest dagegen, Lehrer und Gelehrte, Professoren, Doktoren, Geistliche, Schriftsteller und was sonst von Berufs wegen sich im Gebiete Gutenbergs bewegt. Nicht zu den Büchern zählen wir hier die Kalender, ABC- und Bilderbücher, die untrüglichen Anleitungen in vierzehn Tagen Braut oder Bräutigam zu werden, in noch weniger als vierzehn Tagen die Wanzen zu vertilgen, das große Loos zu ziehen rc., ferner die Kochbücher, Zinstabellen, persönlichen Schutz, Knallerbsen oder „Du sollst und mußt lachen“, die „Geheimnisse“ von Berlin und andern Orten, das Leben und schreckliche Ende des zwei- bis sechsfachen Mörders N. N. und dergleichen; ferner nicht, wenn auch aus ganz anderm Grunde, die religiösen und Erbauungs-Schriften, welche ihr ganz besonderes Verbreitungsgebiet haben. Diese beiden Einschränkungen vorausgesetzt, wird sich nicht mehr viel ein-

Wir Deutschen

Der Deutsche kauft kein Buch

wenden lassen gegen den Satz: der deutsche Privatmann kauft kein Buch; die breite Mittelmasse des Volks, der begüterte Bürger, der Gewerbs- und Handelsmann, der Bankier, der Ökonom, der größte Teil des „gebildeten Publikums", auch der Beamte kauft nicht, was Gutenbergs Stempel trägt. Die Ausnahmen, sowohl an Menschen als an Büchern — ein bißchen Schiller und sonst noch etwas — reichen gerade hin, um die Regel zu bestätigen. Nur wenigen Glücklichen unter den Schriftstellern gelingt es, in die Mode zu kommen, — denn darin besteht meistens das Glück; die übrigen, je tüchtiger, desto unglücklicher, wandern nach kurzem Ausflug zur Sonne der Öffentlichkeit mit dem unfehlbaren Instinkt einer Krabbe in die Magazine des Verlegers zurück, um Kunde zu bringen, daß immer noch in Macht und Einheit

Der alte Römer

bestehe die große Germania, von der schon der alte Römer lobend gesagt habe: „literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant — von Litteratur wollen die Weiber nichts wissen, und die Männer auch nichts."

Das letztere klingt für die heutige Zeit zu hart; denn gelesen wird viel. Wir waren oftmals Zeuge, daß elegante Damen und Herren aus der Leihbibliothek einen Band entnahmen, dessen Geruch schon uns selbst von näherem Umgang mit dem Inhalt abgeschreckt hätte, wenn wir nicht etwa gar aus dem Geruch den ungefähren Inhalt erraten haben. Aber die Leihbibliothek ist leider nicht die einzige Quelle, aus der geschöpft wird. Das Entlehnen der Bücher, wenn es nicht unter Leuten von Fach bleibt, ist eine Landplage geworden und im Verhältnis zum mittelalterlichen Lehnsystem ein entschiedener Rückschritt.

Pretium affectionis

Von dem pretium affectionis, das sich für den Besitzer an ein Buch knüpft, hat der entlehnende Nichtbesitzer in der Regel keinen Begriff, und der erstere mag für alle Fälle auf das Deckblatt schreiben: „Auf Nimmerwiedersehen!" Das Anmutigste in diesem Kapitel bleibt immer, wenn solch ein irdisch Gesegneter von dem in der Regel minder gesegneten Verfasser selbst dessen Buch „entlehnt."

Das Entleihen der Bücher ist also die Regel — nicht etwa die Anschaffung — und ich muß mich daher mit diesem Leihwesen noch eingehender befassen: Hippel spricht sich in seinem „Lebensläufe“ für das Leihen aus: „Ich bin sehr für geliehene Bücher. Besitzt man das Buch als Eigentum, so glaubt man: ein andermal! Man sieht es im Schranke und denkt: wenn ich gelegene Zeit haben werde.“ Dieser Meinung muß ich aber entschieden entgegentreten, umsomehr als derselbe Autor auch sagt: „Ein geliehenes Buch liest man freilich geschwinder; allein eine selbsteigne Bibliothek, die man zu aller Zeit bei der Hand hat, bringt wahren und bleibenden Gewinn.“ Ich glaube kaum, daß jemand der Umstand, daß er das Buch zufällig entliehen hat, zum Lesen veranlaßt, umgekehrt hat vielleicht doch die Leselust zum Leihen Veranlassung gegeben und gar wenn man es sich selbst angeschafft hat, sollte man weniger Ursache und Lust haben es zu lesen? Das Entleihen

Nein die Bücher sollen uns liebe Bekannte, Vertraute und Freunde werden, und das können sie nicht, wenn sie fremdes Eigentum sind. Lieber will ich den Kreis meiner Bibliothek auf eine kleinere aber sorgfältige Auswahl beschränken, als bei allen Bekannten herumleihen. Den nachhaltigen Nutzen kann ich nur vom Lesen haben wenn ich die geistige Nacharbeit des Überdenken nicht versäume, und das kann ich nur vollkommen üben, wenn mir das Buch immer wieder zur Hand ist. Frida Schanz verdanken wir den folgenden trefflichen Vierzeiler: Geistige Nacharbeit

> Der kann im vollen Ernste sagen,
> Daß er ein gutes Buch genießt,
> Der drin noch sinnend weiter liest,
> Wenn er es lange zugeschlagen.

Die Nachwirkungen des Lesens treten oft erst bedeutend später ein, wenn wir das Gelesene in Beziehung zur Außenwelt und zu dem uns umgebenden praktischen Leben setzen. Wie oft fällt mir nach längerer Zeit noch dies und jenes aus einem guten Buche ein. Unwillkürlich greife ich noch

einmal danach, um noch einmal im Zusammenhang den Gedankengang zu verfolgen, und ich muß sagen, daß ich von solcher geistigen Nacharbeit oft erst den rechten Nutzen geschöpft habe. Anders bei einem entliehenen Buche; wie hastig und flüchtig muß ich dasselbe oft durchjagen, um zur gebotenen Frist nur ja am Ende zu sein, und kann ich es wirklich in Ruhe lesen, dann schwindet auch mit der Rückgabe der vertraute Umgang mit dem neuen Freunde, als den ich jedes gute Buch, das mir bekannt wird, bezeichnen kann. Ich halte also

Die Ausnahme

vom Entleihen nichts und kann nur die Ausnahme gestatten, wo es sich erstens aus irgend einem Grunde um das oberflächliche Kennenlernen eines Werkes handelt, oder der Leser ist in der dürftigsten Lage, daß er auch Groschenhefte, in denen uns schon die Klassiker und eine Menge anderer guter Litteratur geboten wird, sich nicht zu beschaffen vermag. Aber weder das eine, noch das andere wird die Regel sein, sondern wie gesagt, Schlendrian und Geiz führen zum Entleihen. Ernst Eckstein veröffentlichte kürzlich eine interessante Photo-

„Die litterarische Novität"

graphie nach dem Leben, die er „die litterarische Novität" nennt und die hier zur Beherzigung und Besserung aller bez. Sünder folgen mag:

„Wir befinden uns in der angeregtesten Theegesellschaft. Die geschmackvoll ausgestatteten Räume strahlen, vornehm und behaglich zugleich, im Schimmer der bronzenen Kandelaber. Herren, im schwarzen Anzug oder in glänzender Uniform stehen plaudernd in Gruppen verteilt. Um die Tische blitzt und funkelt es von prächtigen Augen, kostbaren Armspangen, schneeigen Schultern und blühenden Toiletten. Alma, die hübsche, junge Frau eines wohlsituierten Kaufmanns, lehnt im Fauteuil und lauscht andachtsvoll dem Gespräch zweier Damen, die sich über das neueste Buch des weltberühmten Poeten Feodor Müller, über die Nachtstücke unterhalten.

„Ja, beste Frau Hofrätin," fragt sie endlich, die Spitze ihres reichgeschnitzten Fächers betrachtend, „wo und wie sind diese ‚Nachtstücke' denn zu haben?"

Die Hofrätin kehrt ihr mit einer wichtigen Protektionsmiene das rundliche Angesicht zu und versetzt:

„Ich habe mir das Büchlein geborgt.“

„Und wo? wenn ich fragen darf?“

„Bei meiner Hausgenossin, der Frau Professorin.“

„Ah, bei Frau Tränkler?“

„Jawohl. Frau Tränkler ist mit unserm gefeierten Müller intim befreundet. Sie bekömmt von allem, was Müller schreibt, ein Freiexemplar.“

Alma blickt nachdenklich vor sich hin.

„Die Nachtstücke muß ich lesen!“ Das ist der schöne Entschluß, der immer tiefer in ihrer kunstverständigen Seele Wurzel schlägt. —

Tags darauf treffen wir die reizende junge Frau vor dem Toilettenspiegel ihres Boudoirs. Sie ist zum Ausgehen gerüstet; sie will zur Professorin, um die Nachtstücke zu holen.

Wie sie eben zur Thüre schreitet, meldet ihr Zöfchen, der Klavierlehrer sei im Vorzimmer.

„Mon dieu, liebster Herr Triller, ich hatte Sie vollständig vergessen! Heute kann ich unmöglich! Bitte, Liddy, gieb Herrn Triller die Marke! Sei'n Sie nicht böse, Herr Triller! Kommen Sie Donnerstag!

Preis der Unterrichts-Karte: 2 Mk. 50 Pfg.

Alma tritt aus dem Hause.

„Wahrhaftig, es regnet!“ murmelt sie, ins graue Gewölk blickend. „Nun, den Schirm hab' ich ja Gott sei Dank bei mir, und der Droschkenstand ist gleich drüben in der Fabriciusstraße.“

Sie huscht mit der Grazie eines Rehes über das schlüpfrige Trottoir und biegt um die Ecke. Anmutig winkt sie dem Kutscher.

„Margarethenstraße zwölf!“

Lustig geht die Fahrt durch die lärmende Großstadt. Nach zwanzig Minuten hält die Droschke vor einem schönen ierstöckigen Gebäude.

„Sie können warten,“ sagt Alma zum Kutscher.

Sie steigt die Treppe hinan. Sie klingelt.

„Wie? Die Frau Professor ist nicht zu Hause? Das ja schade! Nun, so sagen Sie, ich hätte die Absicht ehabt, mir auf ein paar Tage die Nachtücke von Feodor üller zu borgen. Wenn die Frau Professor gütigst erlaubte, würde ich morgen die Liddy oder den Franz schicken.“

„Will's besorgen,“ sagt die dralle Justine.

Alma betritt wieder die Straße. Eilig, wie sie ist, faßt sie den Griff der Droschke, um selber den Schlag zu öffnen.

„Abscheulich! Der Griff ist ja naß! Die schönen Handschuhe! Wahrhaftig total ruiniert!“

Preis der Handschuhe: 3 Mk. Preis der Droschke für Hin- und Rückfahrt: 1 Mk. 50 Pfg. Am folgenden Tage liegt Alma etwas gelangweilt auf ihrer blauseidenen Longue-Chaise. Vor ihr steht Liddy, ihr Zöfchen.

„Der Herr läßt sagen, er könne jetzt den Franz nicht entbehren.“

„So geh' du.“

„Aber gnädige Frau wissen doch, die Plätteisen sind gerade heiß . . .“

Alma unterdrückt nur mühsam eine Bewegung des Unmuts.

„So hol' einen Dienstmann.“

Das Mädchen geht, und der Dienstmann kommt. Er empfängt den Auftrag, bei der Professorin Tränkler die Nachtstücke von Feodor Müller zu holen und kommt nach Verlauf einer Stunde zurück, — betrübsamerweise ohne die mehrfach erwähnten Nachtstücke.

„Die Frau Professorin läßt bedauern. Sie hätte das Buch gestern früh anderweitig verborgt.“

Preis des Dienstmanns für hin und zurück: 1 Mk.

Wie er sein Geld in Empfang genommen und sich eben entfernt hat, ruft Alma ihm nach. Er kömmt zurück.

„Sie befehlen?“

„Geh'n Sie doch 'mal zu Knöbler in die Leihbibliothek, und fragen Sie, ob das Buch dort nicht zu haben ist.“

Der Dienstmann nickt und eilt den Befehl auszuführen.

Nach einer Weile vermeldet er, das Buch sei in der Leihbibliothek noch nicht angeschafft.

Preis des Dienstmanns für den Gang in die Leihbibliothek: 1 Mk.

„Abscheulich!“ sagt Alma schmollend. „Ich hätte nun so für's Leben gern das Buch heute schon!“ —

Gegen Abend kömmt ihr Gemahl.

„Was fehlt dir, liebes Kind?“

„Ach, nichts.“

„Du bist augenscheinlich verstimmt.“

„Ich ärgere mich, daß ich die Nachtstücke von Feodor Müller nicht kriegen kann. Denke nur . . .“

Sie erzählt ihre vergeblichen Anstrengungen.

„Ja aber, liebes Kind, so schick' doch einfach zum Buchhändler!“

Alma springt hastig empor.

„Das ist auch wahr,“ sagt sie leuchtenden Auges; daran hab' ich gar nicht gedacht!“

Sie klingelt. Franz, der Diener, betritt in königlicher Haltung das Boudoir.

„Höre“, sagt der zärtliche Gatte, geh' sofort 'mal inüber zu Vogler und Kompagnie, — du weißt ja, der Buchladen rechts an der Ecke, — und hol' ein Exemplar von Müllers Nachtstücken.“

„Schön, Herr Kommerzienrat.“

Nach fünf Minuten kommt der Diener zurück und überreicht das Verlangte mit einer artigen Handbewegung.

„Was kostet das Buch?“ fragt Alma verwirrt.

„Eine Mark.“

Die junge Frau nagt sich heftig die Lippen. Sie macht im Geiste folgendes Rechenexempel:

Nicht abgehaltene Klavierstunde .	Mk.	2.50.
Droschkenfahrt	„	1.50.
Seitenbetrag:	Mk.	4.—.

Uebertrag:	Mk.	4.—.
Ein Paar Handschuhe verdorben .	„	3.—.
Ein Dienstmann zur Professorin .	„	1.—.
Ein Dienstmann in die Leihbibliothek	„	1.—.
Summa:	Mk.	9.—.

— und kömmt zu dem erhebenden Resultat, daß sie für den Preis ihrer Borg-Bemühung das Buch neunmal hätte kaufen können, ungerechnet das Freiexemplar.

Es ist dies eine lustige Epistel, die nicht etwa übers Ziel hinausschießt, nein, jeden Tag passiert in den besten Kreisen ein solcher Humbug. Aber das Entleihen hat oft nicht nur solche komische Seiten, sondern es hat auch eine tragische, und die liegt in der Unappetitlichkeit und Unsauberkeit aller derjenigen Bücher, die gewerbsmäßig verliehen werden.

Übertragbarkeit ansteckender Krankheiten

Die Übertragbarkeit ansteckender Krankheiten durch Bücher und Journale ist schon oft erörtert worden. Unlängst hat ein Arzt in St. Petersburg festgestellt, daß Journale, die bei ihrem Eintreffen in einem Krankenhause bacterienfrei gewesen waren, nachdem sie einige Tage durch die Krankensäle gegangen waren, im Mittel 25 bis 40 Keime auf dem Quadratcentimeter enthielten, die dann namentlich beim Lesen derartiger Bücher durch das Anfeuchten der Finger beim Umblättern leicht in den Mund gelangen. Zwei Professoren in Paris haben die Frage experimentell untersucht, indem sie Eitermassen, Auswurf von Lungen- und Diphteriekranken u. s. w. auf Druckpapier brachten und mehrere Tage nach dem Eintrocknen dieser flüssigen Massen 1 qcm so präparirten Papieres in sterilisirte Nährflüssigkeit warfen. Es wurden dadurch Flüssigkeiten geschaffen, deren Impfung die betreffende Krankheit bei Tieren neu erzeugte, ein Beweis, daß sich viele solcher Bakterien auf dem trocknen Papier lebensfähig erhalten hatten. Merkwürdiger Weise wurden trotz zahlreicher Versuche niemals Typhus- oder tuberkulöse Bacillen in den Nährflüssigkeiten zur Vermehrung

gebracht, während die Übertragung von Diphterie-, Pneumonie- und Eiterbacillen leicht gelang, wenn sie auch seit mehreren Tagen auf dem Papier eingetrocknet waren. Es geht daraus hervor, daß man mit solchen Büchern sehr vorsichtig sein muß, jedenfalls vorsichtiger, als man allgemein ist, denn die Leihbibliotheksbücher dienen vielfach gerade als Krankenlektüre, was jedoch z. B. bei den öffentlichen Bibliotheken fast nie der Fall ist.

Die oberen Kreise

Wie sich aber die oberen Kreise dazu verstehen können, die schmierigen Leihbibliotheksbände, aus denen schon der Duft von dutzend Vorlesern emporsteigt, in die Hände zu nehmen, ist mir unerfindlich. Ich glaube, wenn sich mit Büchern mehr auf der Straße protzen ließe, wie z. B. mit schönen Pferden und prachtvollen Roben, es würde nach jeder Neuerscheinung begierig gegriffen. So aber stehen die Geisteskinder bescheiden in einem Schrank und können durch ihre Äußerlichkeit der Welt nicht imponieren. Oder doch? — Ich erinnere mich hierbei an ein in einer deutsch-amerikanischen Zeitung erschienenes Inserat einer Buchbinderei und Kartonagenfabrik, in welchem sich folgender Passus befindet: „. . . . Wir fertigen für Theater und Private täuschende Bibliothekschrankfüllungen, durch welche vollständig der Eindruck wirklicher Bücher hervorgebracht wird. Unsere Buchrücken sind mit den Namen der bedeutendsten Klassiker, die in keinem Hause fehlen dürfen, bedruckt. Wir liefern den Meter mit Goldpressung à 2 bis 3 Dollar" u. s. w.

Ist es nicht eine Sünde und Schande, daß hier von „Klassikern, die in keinem Hause fehlen dürfen," im Zusammenhang mit Lug und Trug gesprochen wird.

Ein vermögender Fabrikbesitzer

Aber, in wie vielen Häusern fehlen auch die Klassiker? — Sprach ich neulich mit einem vermögenden Fabrikbesitzer, der zu mir äußerte — und man hörte den Unmut über die Geldausgabe deutlich heraus — er wäre genötigt, ein Kochbuch anzuschaffen, denn seine Frau hätte sich schon seit vielen Jahren eins gewünscht. Der Mann hat natürlich seit der Schulzeit kein Buch mehr im Zu-

sammenhang gelesen, besitzen kann er sicher, abgesehen von rein geschäftlichen, wie Adreßbuch und Ortverzeichnis &c., keines, denn das verrät er sofort im Umgang. Bücher lesen oder gar kaufen, welch ein Luxus, und dabei gehört ein Kochbuch doch noch nicht zur Litteratur im eigentlichen Sinne. Man merkt es eben bald, wer mit guten Büchern vertraulichen Umgang pflegt und wer nur solche Bücher studiert, in denen „Soll" und „Haben" steht.

Ein junger Kaufmann

Sprach ich unlängst mit einem intelligenten Kaufmann. Der junge Mann lebt in beschränkten Verhältnissen, er scheut sich aber nicht, an einem Abend für Bier und Zigarren 5 Mk., im Kreise zweifelhafter Gesellschaft 10 Mark und mehr auszugeben, während ihm 4 Mark für ein klassisches Buch, das ich ihm empfahl und aus dem er Jahre lang genießen kann, zu viel war, — er hat es nicht gekauft.

Sehr richtig sagt aber Megede: „Männer, die einen Beruf haben, würden sie nicht ein wenig den Glauben an ihren Ernst und ihre Tüchtigkeit erschüttern, wenn sie offen eingestehen wollten, daß sie sich in ihren Mußestunden auch mit der Lektüre von Romanen, Theaterstücken &c. beschäftigen, daß sie sich für die geistigen Produkte der Völker ebensosehr interessierten, als für landwirtschaftliche Erzeugnisse, für Industrie und Politik, für Musik oder Malerei? Da macht es sich viel besser und Vertrauen erweckender, beim Frühschoppen oder Abendtrunk mit wegwerfendem Tone zu konstatieren, daß unsereins für dergleichen Allotria keine Zeit übrig habe." Ich muß auch hier wieder ein köstliches Geschichtchen einschalten, das wir der Feder Otto von Leixners verdanken, und das in den „Laienpredigten" (Berlin, Schall & Grund) enthalten ist:

Allotria

„Es war am 28. Dezember des Jahres 1889. Der Rentner A. F. H. Meyer, früher Besitzer des von ihm selbst begründeten Hauses A. F. H. Meyer — in der Geschäftswelt als ff. bekannt — saß in seinem sogenannten Arbeitszimmer. Es war natürlich in „Renaissance" eingerichtet, alles sehr reich geschnitzt; die Sitzgelegenheiten mit Leder

A. F. H. Meyer

überzogen, die Wände ebenfalls; die Decke in Holztäfelung. Ein großer Bücherschrank vermochte die Hauptwerke aller großen Geister zu fassen, enthielt aber nur Zigarrenkisten: ein grünseidener Vorhang entzog diese aber den Blicken alltäglicher Menschen. An dem einzigen, sehr breiten Fenster ein riesiger Schreibtisch; alle Gerätschaften waren aus Malachit, weshalb sie A. F. H. Meyer niemals benutzte — in einer dunklen Ecke stand bescheiden ein Tintenfläschchen und lag ein Federhalter gewöhnlichster Art. Vor dem Schreibtisch ein großes, silbern schimmerndes Bärenfell, auf dem Fell ein Lutherstuhl, auf dem Stuhl die wohlhabend abgerundete Gestalt des Herrn A. F. H. Meyer; auf den dicken Säulen der Beine ein Rundbau von gebietendem Umfange, entzückend im Schwunge der Linien, die sich sanft nach jener Stelle hin verloren, wo ein Hals hätte sein können — so aber saß Kugel auf Kugel; die kleinere den Kopf darstellend. Auch hier alles in gemütvoller Abrundung, Kinn Nr. 1 und Nr. 2, die Wangen, die Augen und die Nase. Alles im Schimmer einer leisen, verklärenden Röte und durchgeistigt durch vollkommenes Selbstbehagen, durch jene Zufriedenheit, die uns alle Weltweisen von uralten Zeiten her als das höchste der Erdengüter hinstellen. Und A. F. H. Meyer war weise, er durfte es sich bei seinem Einkommen von 40000 Mk. auch erlauben.

Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich bei der Beschreibung seines Äußeren so lange aufgehalten habe. Aber ein derartiges, in Form und Inhalt so schön abgerundetes Dasein hat etwas ungemein Wohlthuendes. Besonders für einen Dichter.

Herr Meyer entnahm einer Lade ein großes Buch, einer anderen ein Päckchen sorgsam geordneter Rechnungen, unter denen allen „dankend erhalten“ stand. Unbezahlte Rechnungen gab es für den Glücklichen überhaupt nicht. Dann holte er nicht ohne Mühe das Fläschchen und den Halter aus der dunklen Ecke, stellte das erstere neben das Malachit-Tintenfaß und steckte die Feder hinter das umfangreiche

rechte Ohr, nachdem er sie vorher bedächtig eingetaucht hatte. — Sodann entnahm er einem versteckten Fach eine große Geldschwinge und zählte das in ihr vorhandene Geld nach. Er hatte, als für Weihnachtsgeschenke bestimmt, einen Betrag hineingelegt. Die Ausgaben zu dem Rest gerechnet, mußte sich der volle Betrag ergeben. Er war stets gewohnt, daß es auf den Pfennig klappte.

Und nun begann er seine Eintragungen Rechnung nach Rechnung.

Für meine Frau.

Pelzmantel	360	Mk.
Morgenrock von Gerson	120	„

„Es ist unglaublich", murmelte er, „was diese Weiber verbrauchen! Und gar für einen solchen Plunder, wie ein Morgenrock!"

Ein Delikatessenkorb	75	Mk.

Ein befriedigtes Lächeln arbeitete sich bei dieser Eintragung durch das Fett der Wangen. Er hatte lauter solche Sachen gewählt, die eigentlich nur er besonders gern aß.

Eine Marzipantorte	40.—	Mk.
12 Paar Handschuhe	60.—	„
Kleinigkeiten	48.40	„

Für meine Tochter.

Eiskostüm mit Kappe und Muff . .	260	Mk.
Ballkleid	140	„
Fächer	45	„
Sortie de Bal	75	„

„Sortie", murmelte er und zog nachdenkend die Augenbrauen zusammen, so gut es eben ging. „Was ist denn das für ein Zeug? Wird wohl auch so ein Kleidermumpitz sein. 75 Mark! Wahres Sündengeld!"

Zwei Möpse aus ächter Bronze . .	36	Mk.
12 Paar Handschuhe	60	„
Kasten mit Briefbogen u. s. w. . .	24	„
Bar	100	„

Sonstige Posten.

Kleiderstoffe für die beiden Nichten .	90	Mk.
Pfefferkuchen	62	„
Dem Portier	40	„
Der Köchin	75	„
Dem Kutscher	75	„
Stubenmädchen	60	„
Christbaum=Ausputz	42	„
Für 3 Wohlthätigkeitsvereine je 30 Mk.	90	„

Bei dem Niederschreiben der letzten Ziffer nickte er anerkennend. Nun begann er die Reihe zusammen zu zählen und rechnete die noch in der Schwinge vorhandenen 19 Mk. dazu. Mißmutig schüttelte er das Haupt: es fehlten an den 2000 Mk., die er für die Weihnachtsausgaben bestimmt hatte, 3 Mk. 50 Pf.

Er rechnete nochmals, und zum dritten Mal, suchte im Schreibtischfache, ob sich vielleicht eine Rechnung verschoben habe — alles vergeblich. Wofür mochte er diese 3 Mk. 50 Pf. ausgegeben haben? Er sann und sann, aber er konnte sich nicht entsinnen. Wohl mußte es eine unbedeutende Kleinigkeit sein, denn für diesen Betrag bekommt man ja nichts Vernünftiges, aber was — was? Ein Anderer hätte vielleicht leichtsinnig hingeschrieben: „Noch etwas — 3 Mk. 50 Pf." und die Rechnung abgeschlossen. Dazu war aber A. F. H. Meyer ein viel zu gediegener Mensch, er mußte klar sehen.

Nicht ohne Mühe erhob er sich und schritt nach dem Elfenbeinknopf der elektrischen Schelle.

Das Stubenmädchen steckte den Kopf herein: Herr Meyer befehlen?"

„Meine Frau soll so gut sein und herkommen."

Einige Minuten darauf erschien im Weihnachtsmorgenrock, ebenso rund gegliedert wie ihr Gatte, mit sehr gutmütigem Gesicht die Gewünschte, und er weihte sie in seine quälenden Zweifel ein. Beide durchforschten nun die Rech=

nungen und dann ihr Gedächtnis, aber weder Heini noch Malchen vermochten das Rätsel zu lösen.

Endlich meinte sie: „Weißte, Heini, vielleicht weiß es Lilichen. Ich werde sie Dir herschicken.“

Und bald erschien auch Lilichen, etwas mißgestimmt, denn sie war eben im Begriff gewesen, eine Freundin abzuholen, um mit ihr nach der Rousseau-Insel zum Eislauf zu gehen. Die kleine Pelzmütze etwas schief auf dem Krauskopf, in der prallsitzenden, pelzverbrämten Jacke und dem lächerlich winzigen Muff stand sie da, jeder Zoll eine Erbtochter.

„Was willst Du denn, Papa? Ich habe wirklich nicht viel Zeit.“

Er musterte sie wohlgefällig. Der Anzug war nicht billig, aber er stand dem Töchterchen wunderbar zu Gesicht! zu den dunklen glänzenden Augen und Brauen schuf das helle Pelzwerk einen Gegensatz, der den Reiz des etwas kecken Gesichts hob.

„Nun?“ wiederholte sie mit sichtlicher Ungeduld.

Der Vater setzte ihr die wichtige Angelegenheit auseinander und fragte sie schließlich, ob sie sich nicht noch eines Gegenstandes entsinne.

Sie lachte hell auf.

„Aber Papachen, wegen 3 Mk. 50 Pf. so viel Lärm! Das ist wahrhaftig nicht chic!“

„Chic, was chic! Ein Geschäftsmann muß vor jeder Mark eine Verbeugung machen, sonst bringt er es nie zum Thaler. Jetzt höre zu!“

Er las ihr — ohne die Preise zu nennen — die Geschenke vor.

„Ist das Alles?

„Ich weiß nichts sonst“, erwiderte sie ungeduldig. „Leb wohl, Papa!“

An der Thür kehrte sie sich plötzlich um.

„Ach, ja! ja! Ich weiß. Noch das Buch.

„Richtig, das Buch", wiederholte er mit leuchtenden Augen: „Die Wallensteiner von Bär."

Lilichen lachte laut auf.

„Nein, die Pappenheimer von Wolff."

„Na, das ist ziemlich gleich."

Lili war verschwunden, Herr A. F. H. Meyer aber, nun beruhigt in seiner Seele, trug noch die Worte ein: „Ein Buch vom Antiquar Gsellius . . . . Mk. 3,50." —

Soweit die Geschichte. Nicht wahr, Leixner schreibt uns hier eine bittere Satyre, aber berechtigt ist sie, und wir wollen hoffen, daß sie auch zur Bekehrung beiträgt.

Ja, wie haben wir's doch so herrlich weit gebracht, wir können sogar mit einer gewissen Verachtung von der Litteratur sprechen und unsere eigne Geistesgröße, wenn sie sich auf dem Gebiete des praktischen Lebens und des Kapitals — durch Glück begünstigt bewährt hat, wie ein Brennusschwert in die Wagschale werfen. Wir können's und wir thuen's. Und um auch den äußeren Schein, zu den Gebildeten zu gehören, zu wahren, hat man ein ganz bequemes Mittel gefunden. Man beschränkt seine geistige Nahrung auf Rezensionen und Kritiken. Warum das einzelne Werk noch selbst lesen, wenn wir in unserem Leibblatt, oder im Lesezirkel, Dutzende von Kritiken mit voller Inhaltsangabe vorfinden. Doch die Kritiken widersprechen sich vielfach! — Schadet nichts, wir merken uns beide Kritiken, und kommt nun das Gespräch auf das neue Werk, wissen wir sofort, welche der beiden Kritiken bez. Standpunkten wir zu vertreten haben, um in den Augen der Mitmenschen als wohl unterrichtet und litterarisch geschult zu erscheinen.

Unsere eigne Geistesgröße

Die Kritiken mit Inhaltsangabe

Ja, wir haben es herrlich weit gebracht, wir brauchen also die Bücher gar nicht mehr zu lesen oder gar noch, horribile dictu zu kaufen, wir begnügen uns mit den Extrakten und Surrogaten, womit uns die geschmeidige Presse äußerst prompt bedient.

Was aber hat dieses System der Zeitungs- und Journal-

leser zu Wege gebracht? Daß die Bücher wesentlich geringeren Absatz finden, ihre Preise verhältnismäßig höher sein müssen als bei großem Konsum und daß für die Schriftsteller es undankbarer ist, Bücher zu veröffentlichen, als in Zeitungen und Monatsschriften ihre Geistesprodukte zu verbreiten.

Der große Konsum

Aus diesen Gründen haben sich viele der bedeutendsten Schriftsteller der Presse in die Arme geworfen, um einesteils dadurch überhaupt in's Volk zu bringen, andernteils menschlich für ihre Leistungen entlohnt zu werden. Aus der Novelle die „Schnecke" citiere ich einen Satz, der Liliencrons Ansichten wiedergiebt: „Meine deutschen Lieblingsdichter unter den Verstorbenen sind Goethe, Heinrich von Kleist, Möricke, Theodor Storm, Annette von Droste-Hülshoff. Die schrieben, wie sie wollten. Es war ihnen vollkommen gleichgiltig, ob sie verstanden oder nicht verstanden wurden, ob sie gelesen oder nicht gelesen wurden. Wir können uns das Entsetzen der heutigen „illustrierten Familienblätter" vorstellen, wenn ihnen von den fünf Obengenannten „etwas" zur „gefälligen Einsicht u. s. w. ergebenst übersandt" würde. Die illustrierten Familienblätter sind eine schwere Krankheit für Deutschland. Der Stupor wird durch diese zu gefährlicher Vertiefung gebracht. Die schädliche Prüderie nimmt durch sie immer mehr zu. Sie sind schuld daran, daß die Verflachung und Verweichlichung und Geschmacklosigkeit, die Versumpfung und Versuchung in furchtbarer Weise zunehmen. Aufgepaßt! mein deutsches Vaterland." Der Schaden, der unserer Nation dadurch erwächst, ist nicht unbedeutend und wird nicht aufgewogen durch die Zufälle, in denen die periodische Litteratur durch häufigere Gelegenheit, die sie zum Lesen bietet, auf breitere, im allgemeinen uninteressierte Massen bildend wirkte. Es hieße, den Wert von einem zusammenhängenden in sich abgeschlossenen Kunstwerk, als das ich ein gutes Buch betrachte, bedeutend unterschätzen, wenn man es mit der periodischen Unterhaltungs-Litteratur, die ja überhaupt nur auf breitere Massen wirkt, vergleichen will. Aber es könnte nun scheinen, als unterschätzte

Die Presse

Die „illustrierten Familienblätter"

ich den Wert der Presse überhaupt, das ist jedoch nicht der Fall. Im Gegenteil, die Presse ist eine Errungenschaft von größter Tragweite und auch ein unschätzbarer Kulturfaktor. Es dürfte sogar interessieren, über das Zeitungswesen in Deutschland einen kleinen Überblick zu gewinnen, der die Bedeutung der Presse ins rechte Licht rückt: Von den 3405 täglich oder mindestens einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen, welche 1897 im Reiche gezählt wurden, erscheinen 3337 in deutscher, die übrigen 68 in fremden Sprachen, darunter 38 in polnischer und 19 in dänischer Sprache. Unter den 3337 deutschen Zeitungen erscheinen täglich (sechsmal in der Woche oder öfter) 1197. Zwei oder mehr Ausgaben täglich haben 91 Zeitungen. Unter den nicht täglich erscheinenden Blättern überwiegen die dreimal wöchentlich herauskommenden mit 1018 Stück. Die Größe der Auflage ist bei dem größeren Teile der deutschen Zeitungen bekannt, bei einer Minderzahl kann sie nur durch Schätzung ermittelt werden. Die 2439 Zeitungen, deren Auflage zahlenmäßig angegeben ist, erscheinen in 8 926 100 Exemplaren, demnach wird man mit einer Gesamtauflage von nicht viel unter 12 000 000 Exemplaren zu rechnen haben. Nach Abrechnung der Verbreitungsgebiete der in fremder Sprache erscheinenden Zeitungen entfällt somit auf etwa vier Köpfe der deutschen Bevölkerung ein Zeitungsexemplar. Auf Zeitungsbezugspreis werden in Deutschland jährlich 63 000 000 M., also erheblich mehr als 1 M. auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben. 321 Zeitungen sind konservativ oder freikonservativ, 318 Zentrumsblätter, 300 nationalliberal, 356 linksliberal in verschiedenen Schattierungen, 54 sozialdemokratisch, und nicht weniger als 900 bezeichnen sich als parteilos; der Rest sind Amts-, Kreis-, Anzeigeblätter oder Zeitungen, deren Parteistellung nicht ermittelt ist.

Das Zeitungswesen

63 Millionen

Eine so große Rolle spielt also die Presse in heutiger Zeit, und dadurch ist sie von der weittragendsten Bedeutung für die kulturelle Hebung des Volkes. Beschämend ist es aber, daß nur ein paar Dutzend Zeitungen gediegenen Stoff

pflegen, der größte Teil verarbeitet Minderwertigkeiten, vielseitig aber ist unsere Presse, das muß man sagen. Aber besser wäre es, sie würde sich auf ihrem doch wahrlich weit genug gestreckten Kreis beschränken und nicht die ihr vom Volke anvertraute Macht mißbrauchen. Dort, wo die Presse in Konkurrenz mit der eigentlichen Litteratur tritt, schädigt sie

Die Schädigung der Litteratur

dieselbe und diese Schädigung ist zur Zeit stärker, als man vermeint. Aus diesem Grunde kann ich einerseits nicht umhin, dies hier zu konstatieren, wenn auch anderseits es mir keineswegs unklar ist, daß eine Änderung hierin nicht zu erhoffen ist und eine langsamere Entwickelung der Litteratur als solche geht trotz der Massenproduktion des Büchermarktes damit Hand in Hand.

Es giebt aber auch gewisse Leute, die die Sucht nach

Die Lesehetze

dem Neuen und Spannenden zu einer wahren Lesehetze treibt. Unzählige Damen der höheren Gesellschaftskreise und des Mittelstandes sind von dieser Sucht befallen, recht rasch und möglichst viel zu lesen. Man muß doch die Kosten aus der Leihbibliothek herausschlagen!

Wie ich schon vorhin erwähnte, hat eben in unserer schnelllebigen Zeit das Publikum den Geschmack vielfach an dem langsamen Lesen und an der gediegenen Lektüre ver-

Wir sind nervös geworden

loren, wir sind nervös geworden.

Unsere Zeitgenossen, sagt Rud. Steiner, leben mehr, als das bei irgend einem Geschlecht der Fall war, mit den Nerven. Sie suchen nicht nach Gelegenheit zu energischem Wollen, nicht nach Befriedigung in hohen Gedanken, nicht nach den erhabenen Kunstregionen, in denen Goethes Iphigenie oder Tasso schweben, sondern nach aufregenden Eindrücken, nach kitzelnden Sensationen. Die Bläue des Himmels und das Abendrot verlieren ihre Gewalt auf die Menschen, und eine weiche Hand, die sich wie verblaßte alte Seide anfühlt, fängt an, sie zu interessieren. Es giebt heute Kulturmenschen, denen Strindbergs Gläubiger interessant sind, während sie sich bei Goethes natürlicher Tochter langweilen. Wenig Verständnis findet noch ein Wort wie das Schillers: „In der Überwindung des Stoffes durch die Form

liegt das wahre Kunstgeheimniß des Meisters". Heute schwelgt man in den Eindrücken, die das Roh-Stoffliche macht. Man betrachtet eben die Welt nicht mehr mit dem Geiste, sondern mit den Nerven. Nicht was die Welt unserm Geiste offenbart, das suchen wir, sondern die „Heimlichkeiten", die wir in allerlei verborgenen Löchern finden. Man hat keine Geduld zu warten, bis ein Eindruck den Weg in das Gehirn gefunden hat; man lauert aber, welche Prozesse sich auf der Peripherie unsers Körpers abspielen. Die Farbenharmonie, die das Auge vermittelt, ist nicht mehr interessant, aber die Aufregung, in die der gekitzelte Sehnerv verfällt, möchte man am liebsten beobachten. Die Heimlichkeiten

Dieses Leben mit den Nerven findet sich auch in der Wahl der Lesestoffe unseres Publikums wieder. Man liest heute auch mit den Nerven. Was in einem Buche steht, darauf kommt es weniger an, als auf die Aufregung, in die man durch allerlei stilistische Parfüms gerät, die nicht zur Sache gehören. Ich liebe Nitzsche wie irgend einer, aber seine Wirkung auf viele scheint mir nicht in seinem Gedankengange begründet, sondern in den mystischen Wirkungen seines Stiles, die einem kranken Nervensysteme ihr Dasein verdanken. Man liest Nitzsche nicht, um ihm in die Höhe seiner Ideen zu folgen, sondern um sich von den Reizmitteln seines Stiles aufregen zu lassen. Ich glaube auch nicht, daß Dostojewskij seinen Ruhm der tiefen Psychologie seiner Figuren verdankt, sondern jenen „Heimlichkeiten", die zur Wirkung gelangen, ehe sie im Gehirn angelangt sind. Zweierlei muß ein Schriftsteller können, wenn er heute eine große Wirkung haben will: er muß den Geist durch narkotische Mittel einlullen und den Körper durch allerlei Reize aufregen. Die große Wirkung

Es giebt Leute, die darinnen einen Fortschritt sehen, daß wir zur Kunst „der heimlichen Nerven" gelangt sind, und die alle diejenigen als elende Philister verketzern, die es bis zu solcher Nervenkultur nicht gebracht haben. Mit solchen Menschen läßt sich nicht streiten, denn zum Streit gehört Urteil; und das Urteil sitzt nicht in den Nerven.

Wo liegt aber das eigentliche Übel. Liegt es in den Schriftstellern, die heute die Lesewelt beherrschen? Oder liegt es am Publikum, das durch einen sozialen Motor auf unnatürliche Bahnen gelenkt wird? Die erstere Frage ist unbedingt mit Nein zu beantworten. Wer möchte die psychologischen Wühlereien Dostojewskijs in seiner grandiosen Darstellung, die tiefwahren Deutungen, die Tolstoi dem Menschenleben giebt, verantwortlich machen dafür, wie sie vom Publikum gelesen werden. Hier, in dem: wie man heute liest, darinnen liegt es. Wer sich objektiv den dargestellten Problemen hingiebt, dem wird auch bei Zola die künstlerische Form höher stehen als die sinnliche Aufregung, die er beim Lesen hat. Unsere Zeitgenossen auf ihrer vorgeschrittenen Kulturstufe halten es aber damit genau so, wie ihre ungebildeten Mitmenschen mit ihren Räuberromanen und Mordaffairen.

Der moderne Geschmack

Und ein Geschlecht von Kritikern ist erstanden, die dem Publikum einreden, das sei erst der rechte, der moderne Geschmack. Goethe und Schiller lebten und wirkten wie in einem aristokratischen Wolkenkuckucksheim mit ihrem abstrakten Geschmacksurteile, das Kneipenduft und Bordellmilieu abwies.

„Wahr" müsse die Kunst vor allen Dingen sein, das spricht heute einer dem andern nach, und „wahr" seien Goethe und Schiller mit ihren „Idealen" und „Typen" nicht gewesen. Diese Kritikerleins glauben dabei wirklich, daß ihre abgegriffenen Kupfermünzen von Begriffen hinreichen, um sich in Besitz davon zu setzen, was Schiller und Goethe Wahrheit genannt haben. Dergleichen Dinge lernt man nicht in den Kaffeehäusern kennen. Ich habe sie dutzendweise gelesen, die Bücher der neusten Ästhetiker, und ich werde nicht müde, deren Ansichten doch Tag für Tag wieder in den Zeitungen zu verfolgen. Immer und immer wieder bilde ich mir noch ein, der Most müsse sich klären. Aber stets treten zu den Neuen noch Neuere und Neuste dazu, die ihre Vorgänger an Unklarheit und Unbildung überbieten.

Die reinliche Scheidung

Endlich aber muß auch hier reinliche Scheidung erfolgen

und ich glaube sicher, sie wird aus dem Kreise der Autoren und Leser selbst hervorgehen, denn die heutige Kritik ist vielfach unter aller Kritik. Die Kritik

Das Publikum kann eine Litteratur fordern, die seinem Empfinden und dem künstlerischen Zeitgeschmack volle Rechnung trägt, ohne in Bizarrerieen zu verfallen. Leider aber hat dieses Publikum, wie wir gesehen haben, sich dieser Rechte zum Teil begeben, weil, um mit Bismarck zu reden, das „Gefühl gänzlicher Wurstigkeit in ihm vorherrschend geworden ist“.

Aus den Werkstätten des Geistes.

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben,
Der Dichtkunst heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane.
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie. Schiller.

Wer mit Büchern vertrauten Umgang hält, für den ist es auch ein Bedürfnis, den Erzeugern der geistigen Nahrung größere Beachtung zu schenken, und er wird gern einen Blick thun wollen in die geistigen Werkstätten. Die Illusionen, die wir uns jedoch von unseren Helden machen, werden aber gar oft gestört, wenn uns die persönlichen, menschlichen Verhältnisse näher treten, aber einzig aus dem Grunde, weil wir nicht gewohnt sind, geniale Menschen mit anderm Maßstab zu messen. „Es ist nichts Empörenderes für den Verstand und das Gefühl, als wenn man in einem berühmten Manne durch nähere Bekanntschaft die Entdeckung macht, er sei der Thaten selbst nicht wert, die er ausgeführt hat", meint Klinger. Zum Glück aber haben wir nur seltener Ursache uns zu empören, sondern im Gegenteil, „geliebt zu sein von

Die Illusionen

seinem Volke", dies „herrliche Poetenziel" haben die bedeutenderen Geister auch nach menschlicher Würdigung mit bestem Willen erstrebt. Freilich geht nicht alles auf dieser Welt so glatt von Statten, wie es der poetische Leser oder die schwärmerische Leserin gewünscht hätte. Dafür haben

Vollmenschen

wir es aber mit Vollmenschen oder wenn ich mich modern ausdrücken darf, oft mit Übermenschen zu thun. Kein Wunder, wenn solche Naturen im Vollbewußtsein ihrer genialen Überlegenheit über die Geister des Tages hinweg schreiten, wenig Rücksicht nehmend auf Mitmenschen, Sitte und Ordnung. Aber ihr äußeres Ich haben sie uns doch als reiches Testament in ihren Werken hinterlassen und finis coronat opus, das möge die ängstlichen Gemüter trösten, die etwa sich vor Heine fürchten, weil er im Leben einen zweifelhaften Charakter und Wandel offenbarte. Th. Mommsen hat s. Z. bei Gelegenheit der Heine-Denkmal-Frage gerade über diesen Dichter sich in überaus sachlicher Weise geäußert: Daß Heine zu unsern allerersten Dichtern gehört und die Scheffel und Freiligrath u. s. w. gegen ihn Kleinmeister sind, ist zweifellos. Aber leider ist er nicht nur

Der ungezogene Liebling der Grazien

ein ungezogener Liebling der Grazien, sondern auch kein Mann rechter Ehre. Was ich von seiner persönlichen Haltung und seinem politischen Thun weiß, ist schmählich, und wenn das Genie alle Verirrungen deckt, so gilt dies doch nicht von ehrlosem Thun. Wenn mich dies verhindert, mich zu Gunsten der Denkmals-Errichtung auszusprechen, so möchte ich auch nicht öffentlich dagegen auftreten. Einmal kenne ich die thatsächlichen Vorgänge (bei der Denkmalsfrage in Düsseldorf und Mainz) nicht genug, um dies zu thun; und dann widerstrebt es mir durchaus, gegen einen Verstorbenen und einen Dichter von Gottes Gnaden Henkerdienst zu leisten.

Man kann also immerhin die Größe eines Dichters anerkennen, wenn wir seiner Persönlichkeit volle Sympathie auch nicht entgegenbringen können. Lassen wir uns also nicht durch das Persönliche, das uns hier und da geradezu

abstoßen mag im Genuß der großen Schätze stören und bedenken wir, daß in den Augenblicken, da das Genie schaffte, die hohe Erleuchtung aus reinem Himmel kam, daß die Muse, die beim Schaffen den Geist verklärte, nichts gemein hat mit den dunklen Punkten, die im spätern Leben des Künstlers auftauchen. Trinken wir nicht auch den reinen Quell, der uns entgegensprudelt, unbekümmert, ob er aus dem Erdreich kommt, ist nicht gerade das letztere bestimmt zur Klärung beizutragen? Es ist daher eine Einbildung, wenn wir glauben, der Trunk munde uns direkt aus dem Quell weniger gut, als aus goldenen Pokalen. Alle Menschen, auch geniale — und vielleicht diese ganz besonders haben ihre Schwächen und wir wollen den Mantel der christlichen Liebe darüber decken, wenn wir hier und da Ursache haben sollten uns zu wundern.

Wie unsere großen Männer geschaffen haben, darüber kann man vielfach in den einzelnen Biographieen interessante Einzelheiten vernehmen. Fast alle aber haben in dem einen Zeichen gesiegt: — Arbeit! — Blindlings in den Schooß gefallen ist fast keinem das Glück und gerade die bedeutendsten haben mit am schwersten kämpfen und ringen müssen. Dem Idealismus hat sich stets die harte Notwendigkeit des praktischen Lebens entgegengestellt und oft können wir uns nicht genug wundern, wie unter den drückendsten persönlichen Verhältnissen die herrlichsten Perlen der Poesie und sogar des göttlichsten Humors gediehen sind. Es scheint gerade, als ob die genialen Menschen ihre körperliche Natur, die sie an der Erde fesselte, in großen Momenten los lösen konnten von ihrer geistigen und so auf den Flügeln ihrer göttlichen Phantasie dahinschweben in die seligen Gefilde der Poesie und reinen Wahrheit. Doch die Großthaten des Menschengeistes sind nicht mit einem Schlage in die Welt gesetzt, wie mancher wohl meinen möchte, wenn er das inhaltlich harmonische Werk vor sich liegen sieht. Wie viele Momente wirken mit, bis ein wirklich gutes Buch zu stande kommt. Ich rede natürlich nicht von diesem oder jenem

Arbeit

Die Großthaten des Menschengeistes

Werk, sondern von dem besten seines gleichen. Oft hat auch die harte und bittere Schule, die das Leben dem Dichter bot, ihn gestählt für die große Mission, zu der er berufen.

Die große Mission

Sicher haben diejenigen die Volksseele am gewaltigsten gerührt, die aus eigener Erfahrung mit ihrem Herzblut schrieben.

„Das ist ein Buch! Ich kann es Dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle.
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!
Das alles aber ist Dir nur gelungen,
Weil Du Dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen." (Freiligrath).

Es giebt auf der Welt kein bedingungsloses Glück, höchstens glückliche Augenblicke, und auch diese sind gezählt bei Naturen, die vermöge ihrer Genialität gleichzeitig zur Exzentrizität verurteilt sind und somit weit eher als der Philister im gewöhnlichen Leben anstoßen. Auf der Stufenleiter des Ruhmes stehen nun aber die verschiedensten Geister, und was man den Großen gerne verzeiht, möchte man den Kleinen nicht vergeben, weil man Unbescheidenheit wittert. Doch sei dem, wie es wolle, man sehe das Werk an als eine Errungenschaft des fortschreitenden Geistes, auf das die Menschheit nicht zu verzichten vermag, es sei denn zu ihrem eigenen Schaden.

Die Stufenleiter des Geistes

Die Erzeugnisse, die aus der Werkstatt des Geistes hervorgehen und die ihren Autor in die Litteraturgeschichte einreihen sollen, haben nun oft zu Zeiten ihres Erscheinens andere Bedeutung gehabt, als ihnen die Nachwelt später beimißt. Aus diesem Grunde tauchen plötzlich glänzende Namen auf, aber verschwinden auch ebensobald wieder im Dunkel.

„Die Schriftsteller", philosophiert Schopenhauer, kann man einteilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. — Die ersteren liefern die momentanen Knall-Effekte: man schauet auf, ruft „siehe da!", und auf immer sind sie verschwunden. — Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Die dritten allein sind unwandelbar, stehen fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehen nicht durch die Veränderung unseres Standpunktes ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene andern, einem Systeme (Nation) allein an, sondern der Welt. Aber wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es den Erdbewohnern sichtbar ist."

Sternschnuppen Planeten Fixsterne

Unsere modernen Schriftsteller können wir hier weder im einzelnen noch in der Gesamtheit charakterisieren, das ist auch nicht der Zweck dieses Buches, doch sei auch hier betont, daß die modernen Verhältnisse, das Zeitalter des Verkehrs und der Nervosität, eine „Hypermoderne" gezüchtet hat, die sich breiter und breiter macht.

Die Hypermoderne

Ich habe vorhin auch schon erwähnt, daß das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen die besten Geister in ihr Joch gespannt hat und dieselben für schnöden Sold darin knechtet. Der geistvolle französische Dramatiker Emile Augier spricht sich z. B. über die Zeitungshelden in folgender nur allzu wahrer Weise aus: Jeden Tag schreiben! Jeden Tag Geist haben! Der Leser ahnt gar nicht, welche Forcetour in diesen wenigen Worten enthalten ist. Ich bin fast versucht, zu glauben, daß in der Lehrfabel vom Sisyphos-Felsen die tägliche Frohnarbeit des Journalisten voraus empfunden worden ist. Was ein Journal an Geist und Talent absorbiert, erklärt den Marasmus der Litteratur mehr als genug. Dieser Minotauros — um nicht aus der Mythologie herauszufallen — dieser Minotauros, der sich einer Sirene zugesellt,

Die Zeitungshelden

lockt und verzehrt eine Plejade von glänzenden Intelligenzen, welche eine Zierde der Litteratur geworden wären, und deren verstreute Arbeiten und fliegende Blätter nach allen vier Himmelsgegenden auseinandergefegt werden. Es existiert der Satz: „Wie viel Glückliche könnte man mit Dem machen, was sich auf Erden an Glück verflüchtigt.“ Ebenso dürfte man sagen: „Welch schöne Bücher könnte man mit all dem Talent machen, das sich in den Zeitungen zersplittert!“

Aber aus diesen Verhältnissen heraus haben sich zwei Erscheinungen entwickelt, das eine ist die Broschürenschreiberei und das andere die besagte Hypermoderne, nicht zu verwechseln mit dem gesunden Realismus. Die Broschürenschreiberei, die in Konkurrenz mit dem Zeitungswesen treten will, ist, wie sie jetzt gediehen ist, ein Unfug, und läuft nur auf Massen-Fabrikation und Oberflächlichkeit hinaus. Jeder grüne Junge glaubt heute berechtigt zu sein, seine sogenannten Erfahrungen in einer Broschüre auskramen zu können.

Die Broschürenschreiberei

Ich vermeide es, wie schon erwähnt, absichtlich mich über unsere modernen Litteraturgrößen und die neue Litteratur hier weiter zu verbreiten, von kompetenter Feder liegen entsetzlich viel derartige Arbeiten vor, und auch die Litteratur-Zeitungen geben sich die größte Mühe, das Publikum über die Strömungen auf dem Laufenden zu erhalten. Ohne Frage ist der gesunde Realismus und Naturalismus eine beachtenswerte Erscheinung und besitzt seine Berechtigung so gut wie die alte bewährte Schule, man braucht aber nicht das eine des anderen wegen in Acht und Bann zu thun, und wird Zeit und Welt nur verstehen, wenn man unbefangener sich dem Kunstgenuß hingiebt.

Die Strömungen

Die naturalistische Richtung

Gegen die naturalistische Richtung in der Litteratur wäre überhaupt an sich wenig einzuwenden, wenn die modernen Vertreter dieser Richtung auch dem Natürlichen, soweit es mit dem Schönen und Guten identisch ist, die gebührende Rechnung tragen und nicht die verwerfliche und verfehlte Tendenz verfolgen würden, das Natürliche vorzugsweise in den Auswüchsen der Natur im allgemeinen und

insbesondere der Menschennatur zu erblicken. In sehr klarer und ansprechender Weise hat sich mit dieser Lebensfrage für die moderne Kunst und Litteratur Prof. Dr. A. Rauber in „Der Naturalismus in der Kunst" beschäftigt.

Als Ursachen, welche den Naturalismus und seinen Wechsel mit den idealistischen Perioden der Kunst und Litteratur veranlaßt haben, bezeichnet Rauber die folgenden: Die Ursachen

1. Die Liebe zur Abwechslung. Auch die Kunst unterliege den Antrieben der Mode. Auch in ihr spiele die Neigung zum Neuen eine bedeutende Rolle.

2. Die Reaktion, welche Überschwänglichkeiten und Abwege der idealistischen Kunstübung naturgemäß hervorrufen.

3. Tiefgreifende und anhaltende soziale und politische Notlagen.

4. Der Zusammenbruch alter und bedeutungsvoller Lebensideale und der Mangel oder die Zurückweisung von neuen.

5. Allgemeine, den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachsene geistige Schwächezustände.

6. Relatives Übergreifen der wissenschaftlichen Denkungsart.

7. Pessimistische Weltanschauung. Solange als die neuen Ideale nicht die Herrschaft gewonnen haben, wird der Pessimismus die idealistische Kunstübung zurückweisen und die Kunst ihrerseits einen mehr oder weniger krankhaften Charakter hervortreten lassen.

8. Nachahmung. Auch wenn ein Volk nicht unmittelbare Veranlassung hätte, eine naturalistische Kunstrichtung bei sich auszubilden, so wünscht doch keines hinter dem andern zurückzubleiben und wirft sich gleichfalls dem Naturalismus im modernen Sinne des Wortes in die Arme.

9. Mangelhafte Kenntnis der Natur. Oberflächliche Kenntnis der Natur begünstigt den Naturalismus, oder besser den Pseudo-Naturalismus, tiefere hilft ihn beseitigen.

Man kann nun zugeben, daß die naturalistische Kunstrichtung gerade in ihren bedeutendsten Vertretern durchaus

das Bestreben zeigt, die Menschen aufzuklären, zu bessern und auf eine höhere Stufe des inneren Lebens zu erheben. Der Schaden besagter Richtung aber geht von der ungeheuren Zahl der Minderbegabten aus, welche es schon weithin zu nichts Geringerem, als zu einer Vergiftung der Volksseele gebracht haben. Die richtigen Begriffe von Liebe, Ehre, Recht und Ordnung sind allmählich in ganzen Schichten der Bevölkerung verloren gegangen. Allerdings liegt der Grund hierfür in letzter Linie nicht allein im Naturalismus der „Modernen", sondern in den Ursachen, die diesen selbst erzeugt haben, was Rauber in seinen Ausführungen übersehen hat. Anderseits fragt derselbe aber mit Recht: „Wenn das Häßliche, Falsche und Schlechte in der Menschenwelt ohnedies so verbreitet ist, daß, wie der Naturalismus behauptet, vom Schönen, Wahren und Guten kaum etwas zu sehen ist, darf alsdann das Bestreben gutgeheißen werden, auch noch in der Kunst und Litteratur Berge des Schlechten, Falschen und Häßlichen aufzuhäufen? . . . Muß nicht umsomehr in der Kunst und Litteratur wenigstens dem Schönen noch eine Freistatt gewahrt bleiben, wohin es scheu sich zurückziehen kann, damit es nicht ganz aus dem Dasein verschwindet, sondern wie ein verlorenes Paradies noch sichtbar bleibt? Kommt ferner nicht dem Anblicke des Schönen, Guten und Wahren eine besser erziehende Kraft zu, als der beständigen vorzugsweisen oder alleinigen Wahrnehmung des Übels? Wohl hat die Kunst auch ein Recht der Darstellung selbst des Häßlichsten. Wenn aber von diesem Recht Gebrauch gemacht wurde, so geschah es immer in der Absicht, den Gegensatz zum Schönen hervorzuheben und das letztere um so siegreicher und mächtiger hervortreten zu lassen".

Die Minderbegabten

Dem Schönen eine Freistatt

Mit Recht betont Rauber, daß das Häßliche, Böse und Falsche nur den Gegensatz, die Verneinung und Störung bilde, das Schöne, Gute und Wahre aber das Wesentliche sei und die Bejahung und Erhaltung darstelle. „Niemand hat bisher versucht, Rosen zu besingen — sagt er —, welche durch frühen Frost oder durch Vertrocknung in ihrer Ent-

wickelung verkümmert und zurückgeblieben, durch eine Invasion von Pilzen erkrankt oder durch den Fraß von Larven zerstört waren. Alle haben dagegen die vollkommen sich entwickelnde und die fertig entwickelte Rose in Form und Duft vorgezogen. Nie hat ein Maler es bisher unternommen, den Löwen der Wüste als ein durch Krankheit abgemagertes Gerippe darzustellen, welches nicht mehr die Kraft besitzt, sich auf dem Boden aufrecht zu erhalten und die Mähnenhaare bereits verloren hat; es müßte denn in der Absicht geschehen sein, eine Karikatur zu liefern. Alle übrigen haben die normale Beschaffenheit des Löwen als die typische betrachtet. Nur beim Menschen, der Krone der irdischen Schöpfung, glaubt die naturalistische Kunst eine Ausnahme machen und die charakteristischen Eigenschaften desselben in der pathologischen Sphäre des Körpers und der Seele suchen zu dürfen. Und doch ist nur der relativ vollkommene Mensch der wahre Mensch. Der zurückgebliebene, erkrankte, unvollkommene Mensch dagegen mag noch so häufig sich unseren Blicken darbieten, immerhin ist er der unwahre, der falsche Mensch." Aber auch im allgemeinen ist es eine unhaltbare, anmaßende Lehre, das Weltganze seiner inneren und äußeren Erscheinung nach als etwas grundsätzlich Schlechtes hinzustellen. Darum pflichte ich Rauber bei, wenn er den modernen Naturalismus als „eine Verleumdung der Natur und des Weltganzen" bezeichnet, und der Tag kann nicht allzuweit entfernt sein, an dem der Geschmack für das Schöne und wahrhaft Natürliche, d. h. dem wahren Kunstgeschmack wird Platz machen müssen. Die Verleumdung der Natur

Für die Hypermoderne aber, die ich schon vorher berührte, kann ich keinen anderen Grund zu ihrer Existenz finden, als denjenigen der Effekthascherei. Sie will durch ihre krasse Unverfrorenheit imponieren. Wohin diese „Dichtkunst" gelangt, das mögen die beiden folgenden „Gedichte" — zwei Tröpfchen aus der Sturmflut derartiger neuer Erscheinungen — beweisen. Es sind wahre Perlen modernster Lyrik und zwar entnehmen wir dieselben den im Verlage Effekthascherei

von Sassenbach in Berlin erschienenen zwei famosen lyrischen Gedichtsammlungen. Die eine, „Neues Leben“ überschrieben, ist von Georg Stolzenberg verfaßt, die andere „Polymeter“ betitelt von Paul Ernst. Eine Probe aus jener ersten Sammlung lautet so:

Moderne Lyrik

Heute früh sang ich drei Liebeslieder
über den schmelzenden Schnee
in die weiche Luft,
Mittags war ich so hungrig;
fast fielen mir die Träume in die Erbsen.
Ich stopfte.
Jetzt scheint der Mond.
Aus meinem Herzen schreien dreihundert Kater.

Und Paul Ernst erfreut uns mit folgendem Gedicht:

Die kleine Lampe.
Im Halbdunkel die Büchergestelle,
Von denen hier und da ein Lichtpunkt aufblitzt.
Tip . . . Tip . . . Tip . . . Tip . . .
Ein Tropfen auf dem Fensterbrett.
Ach, einsam!

Wie man sieht, hat diese „Moderne“ die denkbar höchste Höhe der Lyrik erklommen: wir haben reine Empfindung vor uns, unter völligem Ausschluß jeder Spur von Verstandesthätigkeit.

Aber nicht nur unbekannte Größen, sondern Leute, die bereits gezeigt haben, daß sie auch ganz gute Verse machen können, gefallen sich in solchem hirnverbrannten Zeug und machen dadurch das Publikum an der modernen Kunst irre.

Habe ich nun auch im Anfang dieses Kapitels für die Moral der großen Geister eine Lanze gebrochen, so kann ich doch nicht umhin, gewisse Thatbestände zu erwähnen, die geeignet sind, uns hie und da mit Mißtrauen zu erfüllen.

Litterarische Fälschungen

Ich meine gewisse litterarische Fälschungen, die zu allen Zeiten und auch heute noch vorkommen. Einige besonders interessante Fälle teilt Dr. Alfred Friedmann mit:

So hatten z. B. die Gnostiker „Offenbarungen“ fabriziert, welche sie Adam zuschrieben. Das Buch Enoch erfreute sich

während Jahrhunderte einer hohen Autorität. Der deutsche Gelehrte H. Ewald hat nachgewiesen, daß es das Sammelwerk eines Juden sei, der hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte.

Die griechischen und römischen Rhetoren sind als die Vervollkommner der Theorie von der litterarischen Fälschung zu betrachten. Sie stellten ihren Schülern die Aufgabe, Briefe und Reden berühmter Schriftsteller zu kopieren. Gelehrte behaupten, daß die Epistel des Scythen Anacharsis, die Werke des Themistokles, Pythagoras, Plato und Demosthenes derart entstanden seien, ja sogar die des Xenophon. Das ist so zu verstehen, als ob noch eine mündliche Überlieferung, diese Geister betreffend, im Volke, in der griechisch gelehrten Gesellschaft im Schwange war, die auf uns gekommenen Fragmente aber nun und nimmer von den Männern selbst niedergeschrieben worden seien, unter deren Namen wir ihnen heute Achtung und Bewunderung zollen. Die deutsche Kritik ist in dieser Weise selbst an Plato herangetreten und Leo Allatius (1586—1669) hat rundweg den Satz aufgestellt, dieser Weise habe nie irgend etwas geschrieben. Aristoteles kannte nur 19 der vielen heute dem Plato zugeschriebenen Werke. Zwischen Plato und Cicero entsteht eine ganze Schule von Fälschern, denen die Anlegung der großen Bibliotheken von Alexandria, Pergamon und der palatinischen zu Rom sehr erwünscht kam. Der Geschichtsschreiber Dion schiebt in sein Werk eine Rede Cicero's gegen Marc Anton ein, die er (Dion) selbst verfaßt hatte. Mit Recht sagt Bayle: „Müssen uns solche Fälschungen nicht mit Mißtrauen gegen tausend Dinge erfüllen, welche die Alten geschrieben haben sollen, wofür uns keine Originalien mehr zu Gebote stehen?! Über die Echtheit einer „phönizischen Geschichte“ des Sanchoniaten, den Philos von Byblos ins Griechische übersetzt haben will, ist viel gestritten worden. Ohne dieselbe wüßten wir aber so gut wie nichts von dem Volke, das uns doch das Alphabet gegeben hat. Es ist Aufgabe der neuen vergleichenden Geschichts- und Sprach-

Die griechischen und römischen Rhetoren

Plato

forschung, Licht über diese undurchdringlich erscheinenden Dunkel zu verbreiten.

Die Apokalypse

Betreffs der Authenticität der Apokalypse des Johannes war schon das zweite Jahrhundert im Zweifel, und das Concil van Laodicea stieß sie aus der Liste der Bücher des neuen Testaments. Sind wir heute genauer unterrichtet? Die Bücher des Hermes Trismegistus galten am Anfange der christlichen Aera als eine der ältesten Offenbarungen ägyptischer Weisheit und Theologie. Heute setzt man ihre Entstehungszeit an das Ende der griechischen philosophischen Produktion. Die erste Ausgabe des Sängers von Teos, Anakreon, besorgte Henri Etienne 1554 zu Paris. Man schrieb ihm sofort diese Wein- und Liebeslieder zu; obwohl die ehrenvolle Anklage zu Boden gefallen, ist es doch gewiß, daß nicht alle Stücke so alt wie Anakreon's Zeit sein können. — Im dritten Jahrhundert lebte in dem gelehrten Besançon ein Rhetor Titian, welcher der „Affe seiner Zeit" genannt wurde. Er imitirte erfolgreich die Lieder berühmter Frauen des Altertums. J. J. Ampère in seiner „Geschichte der Litteratur Frankreichs vor dem 12. Jahrhundert" behauptet, in den Jahren 5—700 nach Christus habe man das ganze Hellas und Rom wiedergedichtet. Synesius schrieb heilige Oden nach Anakreon, Apollinarius nach Pindar. Mit Fetzen von Virgil machte man heilige Geschichte. Das reizende Pervigilium Veneris, das zur Feier der Venusfeste gesungen worden sein soll, schreibt man — dem Luxorius, einem karthaginensischen Poeten des 6. Jahrhunderts, der unter dem Vandalenkönig Trassimont lebte, zu. Es enthält Anklänge an Lucrez, Virgil und Ovid.

Die Aeneïs

Ganz sonderbar wird es einem zu Mute, wenn man Jean Hardouin allen Ernstes die Theorie verfechten hört, die Aeneïs sei von einem mittelalterlichen Mönche verfaßt und Virgil habe nur den „Landbau" und die „Eklogen" geschrieben. Diesem Bilderstürmer ist indeß noch nicht gelungen, den Freund des August und des Mäcenas von seinem auf einem griechischen Unterbau stehenden Piedestal zu werfen.

Man hat dreizehn Nachahmungen des Ovid, d. h. dreizehn Versuche, spätere Gedichte unter dem Namen des Verbannten von Tomi durchschlüpfen zu lassen. Im Jahre 1470 erwähnt der Bibliophile einer solchen Produktion, „Vetula", über welche dann Robert Helcoth in seinem Commentar zur „Weisheit" sich also ausläßt: „An sit liber Ovidi, Deus novit!" (Ob es ein Buch des Ovid ist — das weiß Gott!) Hinter den unterhaltenden Erzählungen Bonaventure des Periers, ähnlich den „Cent Nouvelles Nouvelles" und den „Contes de la Reine de Navarre" befindet sich ein „Cymbalum mundi", das der Autor für ein antikes Werk ausgeben wollte, ohne indeß Glauben zu finden. Das „Cymbalum" erschien im März 1538. Der Bibliophile P. L. Jacob hat den Des Perriers 1872 bei Garnier frères, wo auch das Heptameron der Königin von Navarra vor einigen Jahren neu aufgelegt wurde, wieder herausgegeben. Ovid

Gelehrte wie Scaliger sind von geschickten Fälschern getäuscht worden; es haben sich Weise, weil sie hinters Licht geführt waren, und entlarvte Betrüger den Tod gegeben. Sandraz de Courtil gilt als ein Erzkünstler in der fingirten Memoiren-Litteratur. Er ist 1644 geboren. Er schrieb unter andern die „Mémoires de d'Artagnan", die Alexander Dumas in seinen „Drei Musketiere" einfach abgeschrieben hat. Ein zu seiner Zeit sehr bekannter Zahnarzt Namens Capron sagte ebenso geistreich als offenherzig: „Ich beschäftige mich soeben damit, „Gedanken von La Rochefoucauld" zu machen." In Spanien diente lange Zeit eine „Geschichte der Eroberung Hispaniens durch die Araber" als vorzüglichstes Quellenwerk. Diese Chronik war die teilweise Erfindung eines Jesuiten, Hieronymus Higuera, welcher angab, ein Manuskript in der Bibliothek zu Fulda aufgestöbert zu haben. In seiner „Historia critica de los falsos cronicones" deckt Senior Alcantara das ganze Lügengewebe auf. Man bedenke, welche Irreleitung des historischen Forschens auf Jahre hinaus durch dergleichen ehrgeizige Betrüger erzielt wird. Der große Voltaire verbarg sich aus Ein Erzkünstler

verschiedenen Gründen hinter den Pseudonymen Covelle, Jerôme Carré, Baudinet, Lamponet, Doktor Akakia, Pfarrer Meslier, Abbé Bignon, Dom Calmet, P. Quesnel Bolingbroke u. A. Einmal mußte der grinsende Philosoph sich doch auch unter die betrogenen Betrüger gereiht sehen. Und zwar in einem sehr wichtigen Falle. Er schreibt nämlich in seiner „Philosophie de l'Histoire": „Ein glücklicher Zufall hat der Bibliothek von Paris ein altes Buch der Brahmanen, den „Ezur Vedam" oder Commentar der Vedas verschafft, welches vor dem Zug Alexanders nach Indien geschrieben ist. Es ist eines der wertvollsten Manuskripte des Alterthums." — Der Baron de St. Croix veröffentlichte es 1778. — Mit diesem Buche verhält es sich aber also: Ein katholischer Missionar hat es zu Pondichery fabriziert und damit eine Lanze zu Gunsten des Christentums gegen die vedischen Doktrinen eingelegt. Ebenso wie Voltaire erging es dem berühmten Sanskritisten Sir William Jones. Ein Hindu, der sich die Gunst frommer Europäer erschmeicheln wollte, verfaßte ein kleines Einschiebsel zu den „Purana" und ließ dort Noah mit seinen Söhnen unter dem Namen Satyavatra defilieren. W. Jones übersetzte „dieses höchst wundersame Fragment". Durch die spätere Vergleichung mehrerer Manuskripte der Puranas kam die Wahrheit ans Sonnenlicht.

Voltaire

Die Tragweite

Diese Fälschungen sind von unberechenbarer Tragweite. Der sehr gelehrte und verdienstvolle Franzose Louis Jacolliot hat z. B. die Ergebnisse seiner Indienforschungen in mehreren Büchern, u. A. in „La Bible dans l'Inde. Vie de Jezeus Christna" (Paris, A. Lacroix & Co., 1876. 6. Auflage) niedergelegt. Darin versucht er an der Hand der Veden nachzuweisen, daß alle bedeutenden und herrlichen Mythen des alten und neuen Testaments, die Schöpfungsgeschichte, die Opferung Abrahams, die Geschichte von Maria und das Leben und Leiden Jesu bereits in den ältesten Schriften der Inder erzählt wurden und daher unsere Religionen keine Originale, sondern Copien seien. Nun erzählt

er aber auch zugleich, daß Missionäre, die Jesuiten Franziskaner Väter, jedes Manuskript, jedes Blatt, welches im Sanskrit geschrieben, in vandalischer Weise vernichten, verbrennen, und zwar die ältesten Werke am liebsten. Ein Glück sei bei alledem, daß die Brahmanen um so eifriger über ihre Schätze wachen und sie den Forschern, Fremden, Missionären immer ängstlicher verschließen. An den Kritikern, den vergleichenden Sprachforschern aber ist es nun, die Entscheidung zu fällen, ob wirklich alle Sagen, Mythen, alle Götterlehre, alle Weisheit aus den Thälern am Himalaya zu uns kam oder ob nicht auch so Manches, aus was immer für Zwecken, in die alten Veden nachträglich eingeschmuggelt wurde. Der Inder kann die Sagen der Christen einführen, um zu sagen: „Seht, was Ihr für Eure Lehre ausgebt, haben unsere Weisen schon vor 5000 Jahren gepredigt." Der Missionar kann die Einschiebsel gebrauchen, um desto leichter Propaganda zu machen, da er dem Hindu nur zuzurufen hat: „Sieh, unsere Sagen und Lehren sind dieselben wie die Deinen; nur geläutert durch — die herrschende Religion." Veris falsa remiscet, sagt schon Horaz, und wer will das Wahre vom Falschen sieben, wenn der Schutt der Jahrtausende darüber liegt. Kehren wir nach diesem Ausflug ins ferne Hindostan wieder in näherliegende Regionen zurück, so finden wir, daß Fälschungen, wie dort auf Religionen und das Gesammtwissen der Menschheit, auch auf einzelne Menschenleben schicksalsmächtige Folgen haben können. Ein Koffer, der Franz II. angehört hat, umschloß die sträfliche Correspondenz, welche die unglückliche Königin von Schottland mit Bothwell geführt haben soll. Mignet, in seinem „Leben der Maria Stuart", verficht noch die Echtheit dieser Briefe, während L. Wiesener und ein Anonymus, T. F. N., bis zur Evidenz dargethan haben, daß die Feinde Maria's, insonderheit Buchanan, die Verfertiger jener Epistel waren, die so tragischen Einfluß übten.

Schicksalsmächtige Folgen

Wir brauchen aber trotz der litterarischen Fälschungen, trotz der Hypermoderne und was uns sonst nicht gefallen

mag, nicht zu verzagen: Ars longa! Und im Wechsel der Zeiten wird sich alles klären, der schroffste Materialismus wird dadurch fruchtbar, daß er einem allzusehr verweichlichten Idealismus seine Schranken setzt und die Reaktion, die dann eintritt, ist die segensreiche und wertvolle.

Große Hoffnungen dürfen wir getrost auf unsere Litteratur setzen und wer stimmte nicht gern bei wenn v. Schack (Pandora) prophezeit:

Die neue Dichtkunst wird sich alle Eroberungen der Wissenschaft dienstbar machen und uns alle Wandlungen des Erdenlebens vom ersten Starren der seelenlosen Materie an, vorführen. Gleich jener blauen Blume, die in unseren Tagen aus dem in der Grabesnacht der Pyramiden geborgenen Samenkorn duftend emporstieg, wird in ihr die früheste Vergangenheit lebensvoll aufblühen; aber zugleich wird sie als tönendes Memnonsbild einen neu aufgehenden Weltmorgen begrüßen. Ihre Epen werden Iliaden von den Kämpfen des ringenden Menschengeistes, Odysseen von den Wanderungen durch Finsternis und Licht, durch die Tiefen der Gräber und durch die höchsten Wunder der Sternenwelt sein. Aber Empfindungen, welche in der Brust der Lebenden und der Leblosen schlummern, wird sie Sprache leihen und in Gedanken, wie sie im kühnsten Geistesfluge noch kein Sterblicher gedacht, alle Abgründe des Weltalls ausmessen.

Wenden wir uns nun von den höchsten Höhen des dichterischen Schwunges wieder zur Erde und zu irdischen Verhältnissen, so wird uns in Bezug auf die Schriftstellerwelt die Frage der Entlohnung, oder wie wir jetzt sagen, das Honorar, entgegentreten. Sehr richtig singt Freiligrath:

Die Frage der Entlohnung

„Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!

Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — doch auch dessen
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!"

Ja, „wer sich von seiner Hände Arbeit nährt“, sagt Riehl, „der glaubt kaum, daß Geistesarbeit den gleichen Schweiß kosten könne; er ahnt nicht, daß der Geistesarbeiter inwendig schwitzt; umgekehrt achtet der Mann des geistigen Berufes die Mühen des Handwerkers oft viel zu klein. So erwächst dort Neid, hier Hoffart, überall aber ein höchst ungerechtes Urteil über die Ehre fremder Arbeit.

Besonders war in den alten Zeiten die geistige Arbeit, wenn auch im einzelnen geschätzt und reich entlohnt, doch im allgemeinen nicht lukrativ. Ja, der Begriff „geistiges Eigentum“ existierte als solcher überhaupt nicht, und diejenigen, die dasselbe erst in Handschriften und später in Drucken vertrieben, hatten keine irgendwelchen Verpflichtungen gegenüber dem Autor. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts aber beginnen die Honorare in Deutschland greifbare Gestalt anzunehmen, und aus den vielen Beispielen, die uns vorliegen, mögen hier die folgenden, von R. J. George mitgeteilten, Platz finden. Geistiges Eigentum

Im Jahre 1749 erschienen bei Hemmerde in Halle a. S. die drei ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“. Ganz Deutschland jauchzte dem „Dichter der Religion und des Vaterlandes“ zu. Was erhielt dieser jedoch für sein Geistesprodukt? Bare zwei Thaler pro Bogen, sage und schreibe zwei Thaler! Dieses wahrhaft königliche Honorar wurde, als der „Messias“ reißenden Absatz fand, auf fünf Thaler erhöht. Bei einer nötig werdenden neuen Ausgabe besuchte Klopstock seinen Verleger in Halle und erhielt von ihm — einen neuen Anzug geschenkt, welchen der Dichter des „Messias“ auch acceptierte! Erst im Jahre 1769 verstieg sich Hemmerde zu einem Honorar von 12 Thalern pro Bogen. Klopstock

Nicht viel besser ging es Wieland mit seinen ersten Schriften, die bei Orell, Geßner u. Co. in Zürich erschienen. Wieland war mit einem Teilhaber dieser Firma, dem Idyllendichter Salomon Geßner, sogar befreundet; dessenungeachtet müssen die Honorare, welche er erhielt, geradezu als Hungerlohn bezeichnet werden. Wieland empfing: Wieland

Für die „Poetischen Schriften" (1762) einen Dukaten, für die „Geschichte des Agathon", (1766—67) einen Louisdor; seine Übersetzung von 22 Theaterstücken Shakespeares („Shakespeares theatralische Werke" 8 Bände 1762—1766) wurden mit 4 Gulden 40 Kreuzer pro Bogen honoriert.

Lessing

Der „Magister" Lessing war vor seiner Reise mit Winkler und nach derselben (1756) genötigt, für das tägliche Brot zu übersetzen. Er trat mit der damals in Leipzig ansässigen Weidmann'schen Buchhandlung in Verbindung, übersetzte „Law's ernsthafte Ermunterung an alle Christen" und erhielt dafür 76 Thaler; „Richardsons Sittenlehre für die Jugend" (25 Bogen) wurde mit 50 Thalern honoriert 1756/57; für die Übersetzung von „Tomson's Trauerspielen" schrieb Lessing eine Vorrede, die ihm 4 Thaler einbrachte.

Goethe

Auch der junge Goethe machte im Anfange seiner Laufbahn traurige Erfahrungen auf dem Gebiete des Honorars. Im Jahre 1775 erschien seine „Stella" bei Mylius in Berlin; dieser zahlte mit einer gewissen Selbstüberwindung 20 Thaler für dieses Drama; er nennt Goethe in einem Briefe an Merck ein „seltenes Genie und einen fruchtbaren Schriftsteller" und sagt von dem gezahlten Honorar, „wenn es nur nicht, wie ich fast fürchte, die entgegengesetzte Wirkung thut, denn da er für diese vielleicht kleine und nicht so sehr interessante Piece 20 Thaler bekommt, so wird das folgende Stück 50 Thaler und der Dr. Faust vielleicht 100 Louisdor gelten sollen."

Die weniger erleuchteten Köpfe

Müssen sich so die hervorragendsten Größen mit einem mäßigen Honorar begnügen, so dürfen wir uns kaum wundern, wenn weniger erleuchtete Köpfe über dieselbe Erscheinung zu klagen haben. Die Weidmannsche Buchhandlung zahlte z. B. 1784 an den Prediger Teller für einen Jahrgang Predigten, der 50 Bogen stark war, nur 50 Thaler; Übersetzungen wurden stets nur mit $1\frac{1}{2}$—2 Thaler pro Bogen honoriert; bemerkenswert ist, daß die Werke bei der Verlagsübernahme ein für allemale in den Besitz des Ver-

legers übergingen. Bestimmungen über neue Auflagen finden wir erst viel später in den Verlags-Kontrakten.

Bei dieser Sachlage ist es natürlich, daß die Schriftsteller in den Buchhändlern ihre Feinde und Tyrannen sehen; so schreibt Herder an seinen Verleger Hartknoch: Herder

„Euch Buchdrucker, Verleger und Buchhändler solle überhaupt alle der leidige Teufel holen, wie er Euern ersten Ahnherrn in Deutschland, weiland Dr. Faust geholt hat. Die Autoren leben von den Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fallen, wie die Hündlein und dann wollen sie (die Verleger) noch knausern. Verbrennen sollte man Euch wie Sardanapal auf Euern Papierschätzen mit Weib und Kindern."

Es wäre sehr ungerecht, wenn man die Verleger damaliger Zeit für diese Honorar-Zustände verantwortlich Die Verleger machen wollte; denn wenn bei ihnen in vielen Fällen auch böser Wille und Eigennutz im Spiele gewesen sein mag, so müssen wir doch vor allem berücksichtigen, daß die eigentlichen Ursachen dieser trüben Honorarverhältnisse derartige sind, welche auszurotten nicht in der Möglichkeit des Verlagsbuchhandels lag. Die große Masse des Volkes brachte damals den Litteratur-Erscheinungen wenig Interesse entgegen, und diese Interesselosigkeit im Verein mit den damaligen unsicheren Rechtsverhältnissen, bei denen sich der Verleger dem Nachdrucke so gut wie schutzlos gegenüber befand, brachte es naturgemäß mit sich, daß der erstere die Honorare herabdrückte. Der Papierhändler, der Buchdrucker ließen nicht mit sich handeln; an Autoren, die sich gedruckt sehen wollten, fehlte es auch damals nicht, und so mußten dieselben mit dem Gedrucktwerden auch das Gedrücktwerden machtlos über sich ergehen lassen.

Jede Unterdrückung führt die Sehnsucht nach Abschüttelung des Joches nach sich; und so geschah es auch hier, die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts versuchten fast alle im Selbstverlage ihr Heil, um den Buchhändler zum Der Selbstverlag einfachen Kommissionär zu degradieren und durch Subskription

und Pränumeration ihre Geisteskinder zu vertreiben. Dieser Versuch, für den Klopstock 1774 in seiner „Gelehrtenrepublik“ eintrat, den Lessing und Bode durch Gründung einer Buchhandlung in Hamburg 1767 realisierten, fiel mehr oder minder traurig aus; so verlor z. B. Lessing bei dem letztgenannten Unternehmen, das er trotz der Warnung Fr. Nicolais in Szene setzte, den Erlös seiner umfangreichen Bibliothek, Bode das Vermögen seiner reichen Frau; der junge Goethe ließ seinen „Götz von Berlichingen“ im Selbstverlage erscheinen und kam wegen Bezahlung der Papierrechnung in Verlegenheit; Schiller ließ die „Räuber“ im Selbstverlage drucken und stürzte sich dadurch in Schulden; Wieland, der wiederholt Neigung zur Gründung einer Buchhandlung hatte, veranstaltete 1772 eine Pränumeration auf eine zweite Auflage des „Agathon“, wurde so zum Nachdrucker an seinem eigenen Werk, das, wie bereits bemerkt, der Firma Orell, Geßner u. Co. in Zürich gehörte, und war schließlich froh, als die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig den Verlag übernahm, da er mit seinem Unternehmen glänzend Fiasko gemacht hatte. Noch kläglicher fielen Versuche aus, bei denen sich mehrere Autoren vereinigten, wie die „Buchhandlung der Gelehrten“, „die Verlags-Kasse“ (beide in Dessau); Wieland ließ bei der letzteren, die ein Aktien-Unternehmen war, seine horazischen Briefe erscheinen und büßte dabei bare 1000 Thaler ein!

Pränumeration

Die Hilfe kam den deutschen Autoren nicht aus dem Selbstverlage, wohl aber aus der Masse des Volkes, welches mehr und mehr Interesse gewann für die Litteratur und durch intelligente Verleger quasi zu dem ersteren gezwungen wurde. In letzter Linie sind es daher die so sehr gehaßten Verleger selbst, welche den Autoren Hilfe schafften. Als einer der ersten unter denen, welche anständigere, ja noble Honorare zahlte, müssen wir Philipp Erasmus Reich, Mitinhaber der Weidmann'schen Buchhandlung (gest. 3. Dezember 1787) hinstellen; dem sehr interessanten Werke Karl Buchners, dem wir überhaupt hier und da gefolgt sind, ent-

Intelligente Verleger

nehmen wir folgende Notizen über von Reich gezahlte Honore: Philipp Erasmus Reich

J. G. Zimmermann, „Friedrich der Große" pro Bogen 15 Thaler.

Rammler, „Lyrische Blumenlese" 1. Bd. pro Bogen 8 Thlr., 2. Bd. pro Bogen 5 Thlr.

Sack, „Blairs Predigten" pro Bogen 3 Thlr.

Boix, „Chandlers Reisen" pro Bogen 4 Thlr.

Bode, „Goldsmith's Vikar" pro Bogen 5 Thlr.

Forster, „Cooks Reisen" pro Bogen 7 Thlr.

Rammler, „Logaus Sinngedichte" pro Bogen 5 Thlr.

Sulzer bekam für die 1. Auflage der „Theorie der schönen Künste" 1500 Thlr., für die 2. und 3. Auflage 283 Thlr. für Zusätze und Verbesserungen. Besonders glänzend honorierte Reich seinen berühmtesten Autor Wieland. Diesem, man hat ihn oft den „Fürsten der Leipziger Buchhändler" genannt, gegenüber zeigte er sich wirklich in einer für die damalige Zeit fürstlichen Weise; so erhielt Wieland für sein heroisch-komisches Gedicht „Idris" (1768) und für sein „Musarion oder die Philosophie der Grazien" (1768) 10 Dukaten und 15 Louisdors, für seinen „Sokrates" (1769) 50 Dukaten, für seine „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (1770) (= $31\frac{1}{2}$ Bogen kl. 8^0) 68 Dukaten, für die „Grazien" (13 Bogen kl. 8^0) und den „Neuen Amadis" (2 Bde. gr. 8^0 34 Bogen) zusammen 500 Thlr.

Wieland war ein trefflicher Rechner und wußte den Wert seiner Geschäftsverbindung mit Reich sehr wohl zu schätzen; in einem Brief an seine Freundin Sophie la Roche spricht er in seiner überschwänglichen Weise von seinem Verleger als „Reich, mon cher ami Reich, le plus digne homme de sa profession peut-etre en Europe". Auch in der Folge zeigte sich Reich als nobler Verleger. Für den didaktischen Roman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" (1772) zahlte er Wieland 100 Karolins (der Karolin = 6 Thlr. 8 Gr. = 653 Thlr.) Honorar,

wovon der Dichter sogar 285 Thlr. Vorschuß bekam, das lyrische Drama „Alceste" (1773) wurde mit 51 Thlrn., die „Geschichte der Abderiten" (1781) mit 141 Thlrn. 16 Gr. honoriert.

Nach dem Tode Reichs wurde G. J. Göschen, welcher sich 1786 in Leipzig etablierte, Wieland's Verleger, bei diesem erschienen die sämtlichen Werke des Dichters von „Oberon" in 4 verschiedenen Ausgaben (zu 250 Thlr., 125 Thlr., 112 Thlr. und 25 Thlr.). Wieland unterzog seine sämtlichen Geisteskinder einer sehr gründlichen Feile und erhielt von Göschen ein Gesamt-Honorar von 7000 Thalern. Letzteres konnte Wieland sehr gut gebrauchen, da ihm seine Frau bekanntlich in 20 Jahren 14 Kinder gebar.

Schiller Auch an Schiller zahlte Göschen sehr anständige Honorare, durchschnittlich 3 Louisdors für den Bogen; es erschienen von ihm bei Göschen: „Thalia" (vom 2. Heft an), „Don Carlos" (1787, 1799, 1801, 1802, 1804), „Der Geisterseher" (1789) und der „Historische Kalender für Damen" (1791 bis 1793); in diesem veröffentlichte Schiller seine „Geschichte des 30 jährigen Krieges" gegen ein Honorar von 400 Thalern; wie anständig dieses für die damalige Zeit war, erkennt Schiller selbst an, indem er am 27. Oktober 1790 an Göschen schreibt: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt, und die Wünsche des ungenügsamsten Autors übertroffen."

Später trat Schiller mit Cotta in Verbindung; für die Redaktion der „Horen" (1795—1797) erhielt er monatlich 30 Dukaten, wofür er ein Heft 8 Bogen stark (Median à 30 Zeilen) zusammenstellen mußte; das Mitarbeiter-Honorar belief sich auf 3—8 Louisdors und betrug durchschnittlich 5 Louisdors. Im ganzen erhielt Schiller von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung von 1795—1805 24 106 Gulden = 42 185 Mk.; seine Erben bekamen von 1805—1864 284 458 Gulden = 497 801 Mk.; insgesamt haben sich die Honorare also auf 308 564 Gulden = 539 986 Mark belaufen. Des Vergleiches halber mögen hier auch die Ho-

norare stehen, welche Goethe von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung bekommen hat, er erhielt von 1796—1832 233 969 Gulden = 401 090 Mk.; an seine Erben zahlte die J. G. Cotta'sche Buchhandlung von 1832—1865 270 943 Gulden = 464 464 Mk. sodaß das Gesamt-Honorar 865 555 Mk. betrug.

Aus den mitgeteilten Honoraren geht hervor, daß während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts trotz der Blüte des Nachdrucks sehr anständige Summen an die Autoren gezahlt wurden, wenn wir die damaligen Zeit- und Lebensverhältnisse berücksichtigen. Die Honorare stiegen sogar bald derartig, daß man beim Reformversuch von 1802 ernstlich daran dachte, eine einheitliche Regelung der Angelegenheit herbeizuführen und Beschlüsse gegen übermäßig hohes Schriftsteller-Honorar vorschlug. Schon 1792 schreibt J. A. Reimarus in seiner „Erwägung des Verlagsrechtes": „daß die Schriftsteller bei dem schon erhöhten Anteile, den sie jetzt erhalten, genugsame Aufmunterung finden, zeigt ja die so sehr anwachsende Anzahl derer, welche die Schriftstellerei ihr zuverlässigstes Gewerbe sein lassen . . . Man schreibe oder übersetze nur fein hurtig weg, was der Zeit gefällt: so lassen sich, ohne vom Stuhl aufzustehen, ohne Kopfzerbrechen oder Nachschlagen täglich zehn Thaler oder mehr verdienen, dafür andere ehrliche Leute sich's viel saurer werden lassen müssen." Wenn Reimarus auch etwas übertrieben haben mag, so geht aus seinen Worten jedenfalls hervor, daß die Schriftsteller zu Ende des 18. Jahrhunderts mit ihren Honoraren zufrieden sein konnten, was trotz des überhandnehmenden Nachdrucks auf eine Blüte des damaligen Verlagshandels schließen läßt.

Reformversuch

Im neunzehnten Jahrhundert haben sich sogar die Honorare teilweise zu schwindelhafter Höhe verstiegen.

Im neunzehnten Jahrhundert

In schwedischen Zeitungen werden die Einnahmen nachgerechnet, die sich Nansen aus den Veröffentlichen seines Werkes über die letzte Nordpolfahrt gesichert hat. Bis jetzt sind Ausgaben in schwedischer, dänischer, deutscher, hollän-

bischer, englischer, französischer und tschechischer Sprache hergestellt, und es haben die betreffenden Verleger dem kühnen Forschungsreisenden bisher ein Honorar im Gesammtbetrage von 720 000 Mark bewilligt, wovon allein 300 000 Mark auf die Ausgaben für Amerika und England entfallen.

Deutschland Deutschland das Land der Dichter und Denker wird aber durch das Ausland ganz bedeutend in den Schatten gestellt.

England In England z. B. erwarb Disraeli mit seiner Feder 30 000 Pfd. St.; Byron 23 000 Pf. St.; Lord Macaulay erhielt für seine „Geschichte Englands" 20 000 Pfd. St. (drei Viertel vom Reinertrage); Sir Walter Scott's Honorar für elf Romane betrug 110 000 Pfd. St., Lord Lytton trugen seine Romane 80 000 Pfd. St. und Anthony Trollope 70 000 Pfd. St. ein. Dickens verdiente die drei Jahre vor Veröffentlichung von „Nicholas Nickleby" jährlich mehr als 10 000 Pfd.

Frankreich In Frankreich liegen die Verhältnisse ebenso: Viktor Hugo hat, mit Einschluß seines Grundbesitzes, über sechs Millionen hinterlassen. Gewiß eine sehr bedeutende Summe, selbst wenn man erwägt, daß er ein vielgelesener Schriftsteller und ein fruchtbarer Schauspieldichter gewesen und daß in Frankreich schon mehrfach Schriftsteller sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben haben. Thiers hat gegen zwei Millionen an Honorar eingenommen, hinterließ dagegen zwanzig. Der außerordentlich fruchtbare Alexander Dumas Vater hinterließ nichts, obwohl er über drei Millionen mit seiner Feder verdient hatte. Sein Sohn, welcher gut Haus hält, ist dagegen schon Millionär, während seine Bühnenstücke sich noch fortwährend mehren und Erträgnisse liefern. Eugen Sue lebte auf großem Fuße, hielt Wagen und Pferde, war der erste in der Bürgerschaft, welcher sich seine Briefe auf einem silbernen Teller überreichen ließ, eine Sitte, welche seitdem allgemein geworden ist, außer einem prachtvoll eingerichteten Schlosse hinterließ er noch über eine Million, Dank seinen Romanen, welche jetzt wiederum nach langer

Vergessenheit, neu abgedruckt werden. Emilie Augier ist reich geworden, Victorien Sardou mehrfacher Millionär durch seine Dramen. Außerdem giebt es noch eine Anzahl Dichter und Schriftsteller — ganz abgesehen von der durch Börsenthätigkeit sich bereichernden Tagesschreiberei — welche es zu gutem Auskommen und Wohlstand bringen. Die Mehrzahl jedoch derjenigen, welche von der Feder lebt, teilt auch in Frankreich das Schicksal ihrer Berufsgenossen aller Länder und lebt in beständigem Kampfe ums Dasein. Besonders scheint aber in Deutschland das Schriftstellerproletariat anzuwachsen. Wer die Verhältnisse näher kennt, der wird wissen, wie viel Elend, Sorge, Angst mit dem freien Schriftstellerberufe heute verbunden ist. In drei große Heeressäulen kann ich die Helden der Feder teilen. Die erste hat sich unter die schützenden Flügel der Presse verkrochen — Tintenkulis ist der empfindsame Ausdruck unter Kollegen —, die zweite hat ihr Glück gemacht entweder durch Verdienst oder durch die Mode und die Dritte, das ist der Haufe der abstrackten Idealisten der reinen Thoren und der Handwerker. Der hat Schuld, wenn er sich selbst zum Fluche existiert.

Schriftsteller-proletariat

Tintenkulis

Das höchste Honorar aber, das je für ein wissenschaftliches Werk bezahlt wird, dies sei der Kuriosität wegen hier noch mitgeteilt, dürfte dasjenige sein, welches in Petersburg am 1. Dezember 1925 ausgezahlt werden soll — es beträgt nicht weniger als 1439220 Rubel. Kurz vor seinem Tode deponierte nämlich Arantschejew, der bekannte Schöpfer der berüchtigten Nowgoroder Militärkolonien und langjährige Freund und Berater Alexanders I. von Rußland, im Jahre 1833 in der Reichsbank 50000 Rubel in klingender Münze. Laut des Testamentes soll diese Summe bis zum Jahre 1925 nebst Zinsen unangetastet bleiben, um dann Demjenigen zuerteilt zu werden, der zum 1. Dezember 1925, dem hundertjährigen Todestage Kaiser Alexanders I., die beste Geschichte seiner Regierung verfaßt, worüber die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu entscheiden hat. Zu vier Prozent verzinst, wird das deponierte Kapital den Be-

Das höchste Honorar

trag von 1918960 Rubel ergeben, wovon jedoch nur drei Viertel — 1439220 — dem Verfasser des gekrönten Werkes zukommen, während mit dem letzten Viertel — 479740 Rubel — die sämtlichen Kosten der Herausgabe des Werkes gedeckt werden sollen.

Pseudonyme

Es war in diesem Kapitel des Öfteren von Pseudonymen die Rede, so daß es angebracht erscheint, eine Reihe der bedeutendsten und dem Leser häufiger begegneten fingierter Namen hier mit einzuschalten, die zum Teil nach Brummer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, zusammengestellt sind.

Pseudonyme.

Mn. = Mädchenname, Pf. = Pseudonym.

Adlersfeld, Euf. v. = Euf. Gräfin v. Ballestrem (Mn.).
Alberti, Konrad Pf. = Konr. Sittenfeld.
Alexander, Rob. Pf. = Alex. v. Roberts.
Allan, George Pf. = Mite Kremnitz.
Ambrosius, Johanna = Mn. von Johanna Vogt.
Amyntor, Gerh. Pf. = Dagobert v. Gerhardt.
Armand Pf. = Friedr. Aug. Strubberg.
Arnold, Hans Pf. = Bertha v. Bülow.
Auer, Adelheid v. Pf. = Charlotte v. Kosel.
Auersperg, Ant. Alex. Graf v. = Anastasius Grün Pf.
Bach, Paul Pf. = Rudolf Baumbach.
Ballestrem, Euf. v. = Mn. von Eufemia v. Adlersfeld.
Beatus, Rhenanus Pf. = Theodor Birt.
Berkow, Karl Pf. = Elise v. Wolfersdorff.
Bern, Olga = Mn. von Olga Wohlbrück.
Beyrich, Clementine = Mn. von Clementine Helm.
Biller, E. = Mn. v. E. Wuttke-Biller.
Birkenbühl, K. Pf. = Hans Grasberger.
Bischoff, Joseph Eduard Konrad = Konrad. v. Bolanden Pf.
Blumer, J. H. Pf. = Heinrich Düntzer.
Boeck, Karl von der = C. V. Derboeck u. C. Dauer Pf.
Böhlau, Helene = Mme. al Raschid Bey.
Bolanden, Konr. v. Pf. = Joseph Bischoff.
Brand, H. Pf. = Johanna Elisabeth Wigand.
Brawe, Hans Nagel v. Pf. = Friedr. Freih. v. Dincklage.
Bruneck, O. v. Pf. = Otto Elster.
Bürger, Hugo Pf. = Hugo Lubliner.
Bürger, Lucian Pf. = Charlotte Niese.

Burow, Julie = Mn. von Julie Pfannenschmidt.
Bürstenbinder, Elisabeth = E. Werner Ps.
Byr, Robert Ps. = Karl Emmerich Robert v. Bayer.
Carmen Sylva Ps. = Elisabeth, Königin v. Rumänien.
Conrad, G. Ps. = Georg, Prinz v. Preußen.
Corvinus, Jakob Ps. = Wilhelm Raabe.
Cron, Clara Ps. = Klara Weise.
Degen, Alexander v. Ps. = Burghart v. Bülow.
Derboeck C. V. Ps. = C. von der Boeck.
Deutlich, Jeremias Ps. = Max Kalbeck.
Dincklage, Friedrich Frh. v. = Hans Nagel v. Brawe Ps.
Dito Ps. = Elisabeth, Königin v. Rumänien.
Doleschall, Georg = Oskar Welten.
Dranmor Ps. = Ferdinand v. Schmid.
Düntzer, Heinrich = J. H. Blumer Ps.
Egestorff, Georg Ps. = Georg Frh. v. Ompteda.
Eichrodt, Ludwig = Rudolf Rodt Ps.
Eitner, Martha = Erich Norden Ps.
Elbe, A. von der Ps. = Auguste von der Decken.
Eschstruth, Nataly v. = Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff (Frauenname).
Franz, Otto Ps. = Otto Franz Gensichen.
Frapan, Ilse Ps. = Ilse Levien.
Frey, Bernhard Ps. = Marie Bernhard.
Galen, Philipp Ps. = Karl Ernst Philipp Lange.
Gerhardt, Dagobert v. = Gerhard Amyntor Ps.
Geyern, Detlev v. Ps. = Oskar Meding.
Glaubrecht, Otto Ps. = Rudolf Oeser.
Godin, Amélie Ps. = Amélie Linz.
Granella, Viktor Ps. = Wilhelm Tangermann.
Greif, Martin = Friedrich Hermann Frey.
Groller, Balduin = Albert Goldscheider.
Gruber, Ludwig Ps. = Ludwig Anzengruber.
Grün, Anastasius Ps. = Anton Alex. Graf v. Auersperg.
Guseck, Bernd v. Ps. = Karl Gustav v. Berneck.
Gustav v. See Ps. = Gustav Karl Otto v. Struensee.

Halm, Friedr. Ps. = Elegius Franz Joseph Frhr. v. Münch-Bellinghausen.
Hansjakob, Heinrich = Hans vom See Ps.
Hartner, Eva Ps. = Emma Eva Henriette v. Twardowska.
Hausrath, Adolf = Georg Taylor Ps.
Heimburg, Wilhelmine Ps. = Bertha Behrens.
Helm, Clementine Ps. = Clementine Beyrich,
Henle, Elise = Mn. v. Elise Levi.
Hermann, Eugen Ps. = Eugen Hermann v. Dedenroth.
Hermann, Theodor Ps. = Theodor Hermann Pantenius.
Horst, Sophie von der Ps. = Sophie Wörishöffer.
Idem, Ps. = Mite Kremnitz.
John, Eugenie = E. Marlitt Ps.
Kalbeck, Max = Jeremias Deutlich Ps.
Kirschner, Lola = Ossip Schubin Ps.
Knobelsdorff-Brenkenhoff, Nataly v. = Nataly v. Eschstruth.
Kremnitz, Mite = George Allan u. Idem Ps. (Dito u. Idem.).
Lacroma, Paul Maria Ps. = Maria v. Egger-Schmitzhausen.
La Mara Ps. = Marie Lipsius.
Landesmann, Heinrich = Hieronymus Lorm Ps.
Lange, Karl Ernst Philipp = Philipp Galen Ps.
Lanz, Julius Ps. = Julius Duboc.
Laudien, Henriette = Mn. von Henriette Preuß.
Leander, Richard Ps. = Richard v. Volkmann.
Lenau, Nikolaus Ps. = Nikolaus Franz Niembsch Edler v. Strehlenau.
Levi, Elise = Elise Henle (Mn.).
Levien, Ilse = Ilse Frapan Ps.
Linz, Amélie = Amélie Godin Ps.
Lorm, Hieronymus Ps. = Heinrich Landesmann.
Lubliner, Hugo = Hugo Bürger Ps.
Marlitt, E. Ps. = Eugenie John.
Märzroth, Dr. Ps. = Moritz Barach.
Meding, Joh. Ferd. Mart. Oskar = Gregor Samarow, Detlev v. Geyern, Leo Warren, Walther Morgan, Kurt v. Walfeld Ps.

Mikado Pſ. = Karl Edler v. d. Planitz.
Miris Pſ. = Franz Bonn.
Morgan, Walther Pſ. = Oskar Meding.
Mühlbach, Luiſe Pſ. = Klara Mundt.
Müller, Karl = Franz v. Elling, Otfried Mylius Pſ.
Münch-Bellinghauſen, Elegius Franz Joſeph Frh. v. = Friedrich Halm Pſ.
Münchberg, Fr. v. Pſ. = Franz Bonn.
Mundt, Klara = Luiſe Mühlbach Pſ.
Mylius, Otfried Pſ. = Karl Müller.
Nagel v. Brawe, Hans Pſ. = Friedrich Frh. v. Dincklage.
Niembſch, Edler v. Strehlenau, Nikolaus Franz = Nikolaus Lenau Pſ.
Nieſe, Charlotte = Lucian Bürger Pſ.
Nietſchmann, Hermann = Armin Stein Pſ.
Olfers, Marie = M. Werner Pſ.
Ompteda Georg Frh. v. = Georg Egeſtorff Pſ.
Oeſer, Rudolf Ludwig = Otto Glaubrecht Pſ.
Oswald, E. Pſ. = Bernhardine Schulze-Smidt.
Otto, Hermann Waldemar = Signor Saltarino Pſ.
Oulot, B. Pſ = Bertha v. Suttner.
Pantenius, Theodor Hermann = Theodor Hermann Pſ.
Paoli, Betty Pſ. = Eliſabeth Babette Glück.
Pfannenſchmidt, Julie = Julie Burow (Mn.).
Philalethes Pſ. = Johann, König v. Sachſen.
Pitawall, Ernſt Pſ. = Eugen Herm. v. Dedenroth.
Planitz, Karl Edler von der = Mikado Pſ.
Preuß (Laudien), Henriette = Henriette Laudien (Mn.).
Raabe, Wilhelm = Jakob Corvinus Pſ.
Rabenſtein, Kurt v. Pſ. = Burghart v. Bülow.
Raſchid Bey, Helene al = Helene Böhlau (Mn.).
Reichenbach, Moritz v. Pſ. = Valeska Gräfin Bethuſy-Huc.
Renatus, Johannes Pſ. = Johannes Andr. Frh. v. Wagner.
Retcliffe, Sir John Pſ. = Hermann Gödſche.
Rhenanus, Beatus Pſ. = Theodor Birt.
Roberts, Alex. v. = Rob. Alexander Pſ. (auch Nuredin Aga Pſ.).

Ruhland, M. Ps. = Marie Calm.
Saltarino, Signor Ps. = Hermann Waldemar Otto.
Samarow, Gregor Ps. = Oskar Meding.
Schartenmayer, Philipp Ulrich Ps. = Friedr. Theod. Vischer.
Schmid, Ferdinand v. = Dranmor Ps.
Schrattenthal, Karl Ps. = Karl Weiß.
Schubin, Ossip Ps. = Lola Kirschner.
Schulze-Smidt, Bernhardine C. W. = E. Oswald Ps.
Schumann, Gustav = Partikularist Bliemchen.
See, Gustav vom Ps. = Gustav vom Struensee.
See, Hans vom Ps. = Heinrich Hansjakob.
Sittenfeld, Konrad = Konrad Alberti Ps.
Stein, Armin Ps. = Hermann Otto Nietschmann.
Stein, Marius Ps. = Marie Janitschek.
Strubberg, Friedr. Aug. = Armand Ps.
Struensee, Gustav v. = Gustav vom See Ps.
Suttner, Bertha v. = B. Oulot Ps.
Sylva, Carmen Ps. = Elisabeth, Königin v. Rumänien.
Taylor, George Ps. = Adolf Hausrath.
Telmann, Konrad = Konrad Zitelmann.
Timme, Marie = Villamaria Ps.
Twardowska, Emma Eva Henriette v. = Eva Hartner Ps.
Verena, Sophie Ps. = Sophie Alberti.
Villamaria Ps. = Marie Timme.
Villinger, Hermine = H. Willfried Ps.
Vischer, Friedrich Theod. v. = Ulrich Schartenmayer und
Deutobald Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinski Ps.
Voigt, Johanna = Frauenname von Johanna Ambrosius.
Volkmann, Richard v. = Richard Leander Ps.
Wagner, Johannes Frhr. v. = Johannes Renatus Ps.
Wald, E. v. Ps. = Ewald v. Zedtwitz.
Wald, R. E. Ps. = Julius Stinde.
Wald-Zedtwitz, E. v. Ps. = Ewald v. Zedtwitz.
Waldmüller, Robert Ps. = Eduard Duboc.
Walfeld, Kurt v. Ps. = Oskar Meding.
Warren, Leo Ps. = Oskar Meding.

Welten, Oscar Pſ. = Georg Doleſchall.
Werner, E. Pſ. = Eliſabeth Bürſtenbinder.
Werner, Maria Pſ. = Marie v. Olfers.
Willfried, H. Pſ. = Hermine Villinger.
Wohlbrück, Olga = Mn. von Olga Bern.
Wothe, Anny = Mn. von Anna Mahn(=Wothe.).
Zedtwitz, Ewald v. = E. v. Wald od. E. v. Wald=Zedtwitz Pſ.
Zitelmann, Konrad = Konrad Telmann.

Die Wahl eines Pſeudonyms

Wir wollen hier nicht unterſuchen, welche Gründe für die Wahl eines Pſeudonymes ſprechen, nur die Beobachtung muß hier regiſtriert werden, daß die Erſtlingswerke, die ſich zaghaft an die Öffentlichkeit wagen, oft unter falſcher Flagge ſegeln, ſo bald aber der Autor feſten Fuß gefaßt hat, lüftet er gewöhnlich das Viſir und läßt ſeine weiteren Sachen unter eignem Namen erſcheinen. In den ſeltenen Fällen jedoch, wo das Erſtlingswerk mit einem Schlage den Autor einführte, wird aus praktiſchen Gründen dann die Maske zum Aushängeſchild für alle weiteren Arbeiten.

„Darf's als ein Wunder nicht erscheinen?
Unscheinbar aus Papier und Leinen
Verdeckst Du's mit der Hand, der kleinen —
Und macht doch Tausende lachen und weinen."
(Heinr. Seidel).

Das Buch „an sich".

Der Werth der Bücher. — Der Büchererwerb.



Der Wert der Bücher.

> Es mag manch gutes Buch in der Hochflut litterarischer Erscheinungen verschwinden, ohne die verdiente Anerkennung zu finden. Vorurteil und ein tief eingerissener Schlendrian in Verbindung mit einer ausgeprägten Verachtung alles Neuen, die dem deutschen Schulmeister eigen ist, versperren ihm den Weg zum Erfolg. Auch die Nachwelt, deren Aufgabe es doch sein soll, verkannten Genies und unverdient vergessenen Büchern den ihnen gebührenden Platz anzuweisen, erfüllt nicht immer ihre Aufgabe, und viel gute Bücher, viel gute Menschen sind vergessen, während manches noch mit Ehren genannt wird, was längst verdiente, zu den Toten gelegt zu werden. Emil Thomas.

Das Buch als Werk eines Einzelnen

Das Buch als Werk eines Einzelnen hat als solches natürlich auch seine besonderen Eigenschaften und seine besondere Bedeutung, denn wir verbinden hier das Buch unwillkürlich mit der Person des Verfassers und ergänzen uns den Inhalt durch die Beziehungen, welche der letztere zum Autor und zu der denselben umgebenden Welt unterhält. Wandeln wir durch den Ahnensaal der Litteraturgeschichte, so steigen uns mit den Lebensbildern, denen wir gegenübertreten, die einzelnen Werke in der Erinnerung auf. Sie bilden in ihren Beziehungen zu einander eine große

zusammenhängende Kette und dennoch birgt jedes Werk sein eigenes ursprüngliches Wesen in sich, jedes Werk hat seine eigne kleine Geschichte in Bezug auf Entstehung, Richtung, Erfolg, Schule u. s. w.

Eben die Vielgestaltigkeit des Buches als Einzelwerk macht das „Buch an sich“ zu einem so weit und mächtig wirkenden Faktor in unserem praktischen Leben, daß wir nun auch nach dieser Richtung hin unsere Betrachtungen machen müssen.

Die Entstehung des Buches

Zur Entstehung eines modernen Buches tragen in erster Linie wieder Bücher bei.

Dann ist es der Autor, der dem Stoff die Form verleiht, und nun als Manuskript wandert es zum Verleger. Dieser prüft das Werk, findet es seinen Beifall, dann wandert das Manuskript zum Buchdrucker. Dort giebt es der Prinzipal dem Faktor, dieser verteilt das Manuskript an die Setzer. Die letzteren ziehen von dem dann verfertigten Satz die Korrekturabzüge ab, die der Korrektor dann richtig stellt und auch an Autor und Verleger versendet. Nach Änderung und Richtigbefund geht der Satz in die Maschine, es wird nun die betreffende Auflage gedruckt, gefalzt, broschiert oder gebunden und dann zum Verleger als fertige Exemplare geschickt. Der Verleger versendet nun die Neuigkeit, die er inzwischen schon durch ein Zirkular dem Buchhandel angekündigt hat, an die Sortimentsbuchhandlungen, welche den Vertrieb an das Publikum besorgen.

Das also ist der Weg, den das Buch gemacht hat, wenn es an den Leser gelangt. Indem ich nun des Näheren auf die in späteren Kapiteln behandelte „Geschichte des Buches“ und die „Technik des Buch- und Illustrationswesens“ verweise, will ich hier nur bei einigen Äußerlichkeiten verweilen, die in erster Linie das Auge des Lesers fesseln.

Der Titel

Vor allem trägt das Buch einen Titel. Gleich dieser giebt uns Grund zur Betrachtung. „Ich habe wohl hundertmal bemerkt, daß Bücher mit einem sehr einnehmenden, gut erfundenen Titel selten etwas taugen. Vermutlich ist er

vor dem Buche selbst erfunden, vielleicht oft von einem andern" sagt Lichtenberg, und er mag darin wohl nicht so unrecht haben, wenn er bestimmte Produkte im Auge hat, die wie die Schauerromane, Sensationsbroschüren, Medizinische Schwindelschriften „von einem Laien" u. s. w. meint.

Indessen, was Theodor Storm dem Vater eines kleinen Mädchens zuruft:

„Bedenk' es wohl, eh' Du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir Dein liebes Bild
Nur in den rechten Rahmen!" —

das kann man füglich auch dem Schöpfer jeder Dichtung einschärfen. Der Titel eines Buches, eines Stückes ist eine wichtige Sache, und wer weiß, ob mancher moderne Possenfabrikant über den wirksamen Titel zu seiner Komödie nicht länger nachdenkt als über die ganze Arbeit selbst. Berthold Auerbach nannte sich oft mit Stolz einen guten „Titelmacher" und sprang gern auch anderen Autoren bei der Taufe ihrer Bücher hilfreich bei; so rühren z. B. — was kaum jemand bekannt sein dürfte — die Titel zu Otto Ludwigs Novelle „Zwischen Himmel und Erde", Spielhagens Roman „In Reih und Glied", Maximilian Berns Erzählung „Auf schwankem Grunde" ꝛc. von Auerbach her. Daß übrigens nicht alle Autoren von der Bedeutung der richtigen Titelwahl für den Erfolg des Werkes gleich durchdrungen sind, beweist die bequeme Art und Weise, in der ein bekannter französischer Schriftsteller die Aufgabe gelöst. Auf die Bitte eines jüngeren Kollegen, der eben einen Roman zu publizieren im Begriffe war, geeignete Titel vorzuschlagen, fragte er denselben: „Kommt in Deinem Roman eine Pauke vor?" „Nein!" erwiderte der Poet. „Eine Trompete vielleicht?" „Auch nicht!" „Vortrefflich, vortrefflich!" rief der weise Ratgeber; „so nenne einfach Deinen Roman: Ohne Pauken und Trompeten".

Man ist früher übrigens in der Benennung eines Buches nicht so wählerisch gewesen als heute, wo jeder Autor bei

der Menge der Neuerscheinungen sein Werk gerne schon durch den auffallenden Titel beachtet wissen möchte.

„Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalt verrät, desto besser ist er,“ meint Lessing, und weiter sagt er: „Der Titel braucht den Inhalt weder anzugeben, noch zu erschöpfen, aber er sollte doch auch nicht irre führen.“ Das letztere trifft nun besonders in solchen Fällen zu, wo ein politischer oder pikanter Inhalt verdeckt werden soll und hinter den harmlosesten Titeln sind oft die ungeheuerlichsten Sachen in den weitesten Leserkreis gedrungen. Man scheute sich sogar nicht, derartigen Schriften Gebetbuchtitel vorzuheften. Noch heute werden nach Rußland politische Schriften unter frommen Titeln eingeschmuggelt und entgehen dadurch vielfach der Zensur.

Die Vorrede

Hinter dem Buchtitel folgt gewöhnlich die Vorrede oder auch die Vorreden — man hat bis zu zwanzig und mehr gezählt — und diese haben den praktischen Zweck, meistens ungelesen zu bleiben. Lessing, den ich auch hier wieder zitiere, meint: „Eine Vorrede soll nichts enthalten als die Geschichte des Buches“. Da kommt er aber bei einzelnen Autoren schön an, ganze Biographien und Diskussionen finden im Rahmen des Vorworts Aufnahme, ob sie zum Inhalt gehören oder nicht, wenn sie nur dem persönlichen Gefühl des Autors entsprechen.

Über die Ausstattung des Buches selbst in seinen einzelnen Teilen findet der Leser das Nähere an anderer Stelle, hier sei nur noch etwas, was allerdings nie zur Ausstattung gehört, aber als böser Eindringling verrufen ist, — der Druckfehler erwähnt.

Der Druckfehler

Einer der heimtückischsten aller Teufel ist der Druckfehlerteufel und er treibt sein Unwesen so ungenirt, daß wir fast täglich Gelegenheit haben, uns über ihn zu ärgern, oder, was noch öfter vorkommen soll, aus Schadenfreude zu amüsieren.

Als Ludwig Uhland den Korrekturbogen seiner im Jahre 1815 erschienenen Gedichte erhielt, fand er zu seinem

nicht geringen Erstaunen die ersten Zeilen des Vorworts zu seinen Liedern in folgendem Wortlaut:

„Leder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die offne Welt.“

Er zeichnete bei „Leder“ das fehlende „i“ am Rande und erbat sich einen nochmaligen Abzug aus der Druckerei. Das „i“ war nun gesetzt und jetzt hieß es:

Leider sind wir.

Man könnte gerade aus diesem Gebiete der Druckfehlerteufelei noch eine ganze Blumenlese zusammenstellen, besonders aber ist es die Tagespresse, die durch die Eiligkeit ihres Geschäftes und das oft kaum zu bewältigende viele Material prädestiniert ist zum unfreiwilligen Humor, und der „Kladderadatsch“ führt sogar in seinem Briefkasten eine ständige Rubrik solcher Monstrositäten, die er fest zu nageln Gelegenheit hat. Nicht immer aber geht es so lustig ab, und ich will nur einen Fall aus der Geschichte berichten, wo es sich um einen berechneten Druckfehler handelt:

Ein berechneter Druckfehler

Theresia Andreter verursachte ihrer Zeit einen argen litterarischen Skandal. Sie war zu Wien 1516 geboren. Ihr Vater war Buchdrucker-Gehilfe in der Druckerei von Singriener, und sie selbst fand sehr viel Gefallen an dieser Kunst, beschäftigte sich anfangs spielend und dann ernstlich mit dem Schriftsetzen und verstand bald vollkommen die Handgriffe eines Setzers. In derselben Druckerei lernte sie einen aus Augsburg gebürtigen Setzer kennen, dessen Name uns jedoch unbekannt ist, der sich in sie verliebte und da er bald darauf eine eigene Druckerei in Augsburg errichtete, sich mit ihr verheiratete. Durch ihre Geschicklichkeit und Schönheit machte sie dort viel Aufsehen, jedoch hatte ihr Gatte durch ihren Leichtsinn und unbezähmbaren Ehrgeiz viel zu leiden; so wollte sie es namentlich durchaus nicht dulden, daß das männliche Geschlecht auch nur das mindeste Übergewicht, oder den kleinsten Vorzug vor dem ihrigen haben sollte, und dieser Ehrgeiz brachte sie endlich zu einem argen Vergehen und in namenloses Unglück. Ihr Mann druckte

nämlich eine Bibel, und sagte ihr beim Abendessen: „Gottlob, der erste Bogen meiner heiligen Schrift ist nun genau korrigiert und fehlerfrei. Morgen lasse ich fortdrucken.“ Dabei zeigte er ihr einen vom Senior des geistlichen Ministeriums revidierten und unterschriebenen Abzug. Sie überblickte ihn und fand im ersten Buch Mosis Kapitel 3, Vers 16, die Stelle: „Und er soll dein Herr sein.“ Dadurch fand sie ihr ganzes Geschlecht beleidigt, paßte die Gelegenheit ab, als ihr Mann fest schlief, schlich sich mitten in der Nacht in die Druckerei, hob die Buchstaben „He“ heraus und setzte dafür „Na“ hinein. Die Bibel wurde fertig gedruckt, und mehrere hundert Exemplare waren bereits verkauft, als man erst die fürchterliche Stelle entdeckte, in der es hieß: „Und er soll dein Narr sein“. Natürlich entstand nun ein gräuliches Lärmen. Alle bestürmten den unglücklichen Buchdrucker und der Magistrat erhielt Klagen über Klagen aus verschiedenen Gegenden und Städten über den Armen. Der unschuldige Mann wurde arretiert, dem peinlichen Verfahren unterworfen, die noch vorhandenen Exemplare konfisziert und vernichtet, und es wurden alle Maßregeln getroffen, die bereits versandten Exemplare wieder zurückzuerhalten. Das arglistige Weib aber bewahrte ihr Geheimnis, ungerührt durch das harte Schicksal ihres Mannes. Da erwachte endlich, als der Arme schon verurteilt werden sollte, das Gewissen eines Lehrburschen, der in einem Verschlage in der Druckerei schlief und die Frau bei ihrer Fälschung beobachtet hatte. Er zeigte dies dem Magistrate an. Der Mann wurde freigelassen, die Frau aber sogleich eingezogen. Nachdem sie ihre Schuld eingestanden hatte, erhielt die Gotteslästerin öffentlich den Staupbesen und wurde lebenslänglich zum Zuchthause verurteilt, in welchem sie in hohem Alter starb. Obschon man keine Mühe erspart hatte, die versandten Exemplare wieder zurückzuerlangen, um diese Ausgabe ganz zu vertilgen, so entging doch ein einziges Exemplar diesem Schicksale. Dasselbe befindet sich jetzt auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel als ein jedenfalls sehr merkwürdiges Kuriosum.

Er soll dein Narr sein

Druckfehler sind also gar nicht so harmloser Natur und das hat schon mancher zu seinem Schaden erfahren müssen.

Trotzdem doch von Autoren und Verleger sicher die größte Mühewaltung aufgewandt wird, ist es doch schlechterdings unmöglich, daß ein größeres Werk ohne irgend einen Druckfehler zustande kommt, denn der einzelnen Umstände sind zu viele, die Druckfehler erzeugen, als daß es in der menschlichen Kraft läge, sie alle zu vermeiden.

Indem ich mich nun wieder zu dem „Buch an sich" wende, komme ich zu einer wichtigen Frage: Wie bestimme ich den Wert eines Buches?

Die Wertbestimmung des Buches

Vor allem ist zu bedenken, daß der Wert des Buches an sich sehr imaginär ist. Perionius Dialogus (Paris 1554) brachte z. B. in der Auktion Anisson du Perron in Paris 1805 nur 5 Fr. Im Jahre 1868 dagegen wurde dasselbe Buch in der Auktion Brunet in Paris verkauft für nicht weniger als 1150 Fr. Der Wert ist eben zu sehr abhängig von den Zeitverhältnissen und den Umständen, unter denen das Werk verwertet werden soll. So kommt es dann, daß oft das unbedruckte Papier einen bedeutend höheren Wert hat, der sich auch gleich flüssig machen läßt, als das mit aller Weisheit des Denkers und bester Schwärze des Druckers hergerichtete Papier. Wir dürfen uns also nicht verhehlen, daß, wenn wir an eine reale Verzinsung des in Büchern angelegten Kapitals denken, einer großen Täuschung uns hingeben. Gewiß verzinsen sich Bücher, aber auf ihre eigene ganz besondere Weise.

Wer sorget, daß er nicht verliere,
Was seine Arbeit ein ihm trug,
Der kaufe Bücher, statt Papiere,
Dann wird er ohne Schaden klug

Die Bücher tragen Zinseszins

Die Bücher tragen sogar Zinseszins, indem sie den Menschen für den Kampf ums Dasein waffnen und ihn vielfach erst in den Stand setzen, den Kampf überhaupt aufzunehmen. Es muß aber dabei vorausgesetzt werden, daß der Besitzer auch die Zinsen aus dem Buche selbst erhebt,

indem er es fleißig benutzt; somit sind also nur unbenutzte Bücher totes Kapital.

Aber eine Verwertung eines in unserem Besitze befindlichen Buches zu einem zum Anschaffungspreis im Verhältnis stehenden Preise sofort und unter allen Umständen, ist schlechterdings nicht möglich, denn das Buch ist eben keine allgemeine Ware, schon deswegen nicht, weil nicht jeder das herausziehen kann, was es enthält, es also nicht voll benutzen kann. Jedes Buch hat also einen gewissen Interessentenkreis, und nur in diesem gilt es als Wertobjekt, aber auch noch immer nicht als bare Münze. Es sind diese Betrachtungen notwendig, um den Leser mit der Eigenart der

Die Buchware „Buchware" vertrauter zu machen, denn diese Wertverhältnisse bedingen verschiedene Nebenumstände, die wir im Folgenden noch berühren.

In erster Linie ist es der Kaufpreis, der von diesen abhängt. Es wird oft geklagt, die Bücher seien zu teuer, und ich gebe zu, daß manche Erscheinungen, die auf dem buchhändlerischen Markte auftauchen, zu einem gewählteren Preise feilgeboten werden könnten. Wenn es sich z. B. um ein Buch handelt wie Dahn, „die Kreuzfahrer", das doch einen unbegrenzten Leserkreis hat, so halte ich es für die buchgewerblichen Verhältnisse wohl für äußerst nützlich, nicht aber besonders bildungsförderlich, wenn die 70 000 Worte auf 567 Seiten Text in derartig splendider Ausstattung verteilt und zum Preise von 13 Mk. ausgeboten werden, während — wir wollen gleich ein verblüffendes Gegenstück wählen — derselbe Text auf ca. 214 Seiten Reclams Universalbibliothek zu einem Preise von 30 bez. 40 Pfg. untergebracht werden kann. Ich bin überzeugt, daß z. B. bei dem genannten Werke der Verleger — es ist einer der bedeutendsten in Deutschland — wie auch der Autor seinen Stolz darein setzt, dem guten Inhalt auch ein würdiges Äußere zu geben, aber es wird hinsichtlich der Ausstattung zuweilen doch das richtige Maß überschritten bei Werken, die doch auch dem weniger Bemittelten zugänglich

Hohe Preise sein sollten. Ungerechtfertigt ist aber die Klage über hohe

Preise bei wissenschaftlichen Werken, die oft nur einen sehr beschränkten Abnehmerkreis haben. So kann z. B. der Autor eines bedeutenden Werkes durch Absatz von 10 Exemplaren desselben an die größten Bibliotheken der Welt ein berühmter Mann werden, und der Verleger geht dabei zu Grunde.

Deutsche Bücherpreise

Im allgemeinen, können wir sagen, daß die deutschen Bücherpreise nicht unverhältnismäßig hoch sind, wenigstens kann auch derjenige, der über bescheidene Mittel verfügt, wenn er meine Winke befolgt, sich ohne Schwierigkeit einen bedeutenden litterarischen Schatz verschaffen. Zur Illustrierung der höheren deutschen Bücherpreise werden vielfach Beispiele aus dem Auslande herbeigezogen, aber die letzteren hinken, denn im Grunde macht doch das Publikum die Preise selbst und nicht die Verleger. Das klingt etwas seltsam, ist aber doch wahr, wie Dr. Rudolf Kleinpaul ausführt. Die gangbaren Bücher läßt nicht der Verleger drucken, sondern das Publikum, das überhaupt bei jedem gemeinnützigen Werke als heimlicher Besitzer im Hintergrunde steht und sich, ohne es zu wissen, seine Omnibusse, seine Eisenbahnen, seine Polizei, seine Gaskandelaber hält. Jeder Bürger, der seine Steuern entrichtet, gehört zu der Gemeinde, welche die Gasanstalten baut und die Laternen anzünden läßt, und wer ein Buch kauft, trägt damit sein Teil zu den Herstellungskosten bei, übernimmt den Verlag und entlastet den Buchhändler, dessen Schicksal, wie das jedes Verkäufers, von der Kundschaft und dem guten Willen der Abnehmer abhängt.

Das Publikum macht die Preise

Wenn wir also erfahren, daß z. B. in Frankreich die besten Romane der ersten Autoren nur 3,50 Mk. kosten, so liegt es eben am Publikum, das für einen entsprechenden Konsum sorgt und solche Preise ermöglicht. Der deutsche Buchhandel ist der leistungsfähigste der Welt. Der Weltbuchhandel konzentriert sich gewissermaßen in Deutschland, und wir sollten dem Auslande in der Preisstellung nachstehen? — Nein, im Gegenteil, trotz der so zweifelhaften Kauflust im Publikum kann der deutsche Buchhandel Leistungen verzeichnen, die im Auslande noch ihresgleichen suchen und die

Der entsprechende Konsum

Der deutsche Buchhandel

ihn dadurch auch zum führenden im Weltbuchhandel machen. In diesem Beruf steckt noch ein gut Teil Idealismus und ohne denselben hätten viele der bedeutendsten und folgenschwersten Unternehmungen niemals durchgeführt werden können. In diesem Sinne ist der Buchhandel, der vom Manchestertum noch nicht ganz verseucht, trotzdem ihm neben Gelehrten und guten Kaufleuten auch Krämerseelen angehören, als ein wichtiger Kulturförderer zu betrachten. Der Idealismus im Buchhandel hat sich nicht selten darin offenbart, dem Volke nicht nur beste oder möglichst gute, sondern auch billige Geistesnahrung zu bieten und eine Reihe hoffnungsvoller Existenzen hat sich, zu jedem Opfer für die gute Sache bereit, durch das gleichgültige Publikum dann enttäuscht, dadurch ihr Grab gegraben. Es giebt tausende von Werken, deren Erscheinen im Buchhandel vom Zeitgeist gefordert wurde, und die wir oft als ganz selbstverständlich hinnahmen, trotzdem die Käufer für das Werk an den Fingern hergezählt werden konnten. Hier setzt also der Idealismus eines angesehenen Standes ein, und was die Hauptsache ist, er hat sich in der Kultur- und Litteraturgeschichte hinreichend bewährt.

Der Idealismus im Buchhandel

Der Bücherkauf.

Schaff' gute Bücher in Dein Haus,
Sie strömen eig'ne Kräfte aus,
Und wirken als ein Segenshort
Auf Kinder noch und Enkel fort.

Der Buchhandel ist eine Wohlthat, für die wir Gott danken sollen, sagt schon Christian Gerber in seinem 1717 bei Joh. Jakob Winklers seliger Wittib, Dreßden und Leipzig, ohne Druckfirma erschienenen mehrbändigen Werke: „Die unerkannten Wohlthaten Gottes in dem Chur-Fürstenthum Sachsen, und desselben vornehmsten Städten." „Hierbey muß ich auch gedencken der Buch-Läden, die es in Dreßden giebet, welche meistentheils stattlich sortiret seyn, also, daß man die neuesten gangbaren und guten Bücher darinnen haben kann. Es ist daher des Herrn Wincklers, Zimmermanns, Miethens und Leschens Buch-Handlung inn- und ausserhalb Landes bekannt, haben auch selbst stattliche Bücher verlegt. Die Gelehrten haben demnach dieses auch als Wohlthat GOttes zu erkennen, daß er die Buch-Handlung bey dieser Stadt bisher gesegnet und im guten Stande erhalten hat, immassen sie sich also nach Belieben eines guten

Der Buchhandel eine Wohlthat Gottes

Buches erholen, sich öffters in Buch-Läden unter guten Büchern umsehen und sich also helfen können. Auch Prediger und Edelleute auf dem Lande, (denn auch unter diesen giebt es heutigen Tages viele, die die Bücher æstimiren und Studia lieben) können mit leichter Mühe nach Dreßden reisen und allda finden, was sie verlangen, und haben nicht nöthig allezeit nach Leipzig oder Franckfurth zu schreiben. Es werden aber gewißlich auch die Buch-Handlungen und Druckereyen von denen wenigsten als gute Erfindungen und Gaben Gottes, womit dem menschlichen Geschlecht sehr gedienet wird, erkannt. Ein Buchdrucker und Buch-Händler lässet sichs sehr viel kosten, und stecket offt sein gantz Vermögen darein, er ist besorget, wie er jedermann nach Verlangen möge accomodiren: er schaffet zu dem Ende manches fremdes Buch an, und lässet sich keinen Weg noch Mühe dauren und es weiß ihm kein Mensch Danck; er muß auch manches Buch behalten, und zu Makulatur machen, und also Schaden leiden: dennoch schaffet er auf Hoffnung immer andere an, und dienet doch also der Kirche und der Polizey. Da man es nun also vor der Thüre hat, achtet man es nicht. Sollte man aber 20, 30, 50 Meilen nach einem Buche reisen, schicken oder schreiben, so würde man sehen, daß es auch eine Wohlthat, wenn GOtt einer Stadt allerley und also auch Buch-Handelung giebet und erhält. Wolte jemand die Buchdrucker-Kunst, und Buch-Handlung ja nichts achten, weil er derselben wohl entbehren könne: so sollte er sie zum wenigsten darum æstimiren und Gott dafür dancken, dieweil die heilige Schrifft dadurch gemein gemacht, und manche schöne Bibel um ein leichtes Geld in unsere Hände geliefert wird. Dahero soll billich ein jeder Christlicher Mensch Buchdruckern und Buchhändlern, wenn sie fromm und ehrlich sich verhalten, günstig seyn, und ihnen göttlichen Segen wünschen, damit sie das Reich GOttes und seine Ehre ferner in der Christenheit helffen vermehren und ausbreiten".

„Die Zerstreuung eines Buches durch die Welt ist fast ein ebenso schwieriges und wichtiges Werk, als die Anferti-

gung desselben", schreibt Schiller an Cotta, und schon der letztere Name, dem wir noch einen Perthes zur Seite stellen wollen, genügt, um den Buchhandel in seiner Bedeutung für die Kulturentwickelung zu charakterisieren. Wenn der alte Liebig meinte, daß dasjenige Volk auf der höchsten Stufe stände, das am meisten Seife verbraucht, so hätte er noch treffender statt Seife, Bücher sagen können.

Der deutsche Buchhandel nimmt in dem Weltbuchhandel die hervorragendste Stelle ein und zwar ist er gewissermaßen das Herz desselben. Ein Vorzug, den der deutsche Buchhandel auch vor allen anderen kaufmännischen Berufen hat, beruht in seiner in eigenartiger Weise ausgebildeten Organisation, die den Verkehr zwischen den Verlegern (den Herstellern der Druckwerke) und den Sortimentern (den Einzelverkäufern ans Publikum) regeln.

Verleger und Sortimenter

Aus dem alten Tauschhandel mit Büchern, den ursprünglich die Buchdrucker auf den Frankfurter und Leipziger Messen ausübten, hatte sich im Laufe der Zeit ein Kommissionsgeschäft entwickelt, d. h. ein Buchdrucker und Buchhändler gab dem andern eine entsprechende Anzahl Werke unter gewissen Bedingungen auf Lager. Hiervon suchte jener nun abzusetzen, und auf der nächsten Messe wurde dann das Verkaufte bezahlt, das übrig behaltene, also Nichtabgesetzte aber entweder zurückgegeben (remittiert) oder aber aufs neue in Kommission belassen (disponiert).

Der Tauschhandel

Das Kommissionsgeschäft

Dieses Kommissionsverhältnis besteht nun noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß sich inzwischen der Schwerpunkt von den übrigen Messen — besonders Frankfurt konkurrierte stark — ausschließlich auf Leipzig konzentrierte. Dort bildeten sich im Laufe der Zeit Kommissionsbuchhandlungen, die es sich zur Aufgabe machten, zwischen den in verschiedenen Orten wohnhaften Verlags- und Sortimentsbuchhändlern in Leipzig die Geschäfte zu vermitteln, so daß der Buchhändler nicht mehr nötig hatte, selbst zur Messe zu reisen, sondern im Laufe des ganzen Jahres je nach Bedarf durch seinen Vertreter, Kommissionär genannt, die litterari-

Leipzig

Kommissionsbuchhandlungen

Der Kommissionär

schen Erscheinungen anbieten und beziehen konnte. Jetzt hat nun jeder deutsche Buchhändler in Leipzig (die Norddeutschen auch noch in Berlin, die Süddeutschen auch noch in Stuttgart) einen solchen Vertreter, und diese Organisation des deutschen Buchhandels, die einzig in der ganzen Welt dasteht, ermöglicht es, daß wir fast jedes am Orte nicht vorrätige Werk in 2 bis 3 Tagen uns ohne weitere Unkosten verschaffen können, daß die Zeitschriften zu einem Spottpreise vertrieben werden können, daß die Neuerscheinungen bis in die entferntesten Teile unseres Vaterlandes mit größter Schnelligkeit zum Versandt kommen u. s. w.

Die Organisation des deutschen Buchhandels

Der Erwerb der Bücher

Wir kommen nun zu dem Erwerb der Bücher, d. h. zum Ankauf.

Um sich in den Besitz eines Buches zu setzen, wird der nächstliegende Weg sein, man wendet sich an den Buchhändler. Der Verkehr mit demselben kann sich nun aber in recht verschiedenartiger Weise gestalten. Betrachten wir nun hier das Buch als Ware, so hat es eine besondere Eigenschaft, es ist, wie das vorhin auch schon dargelegt wurde, schwer nach seinem inneren Wert zu beurteilen, natürlich vorausgesetzt, daß wir den Inhalt nicht kennen. Wollen wir nun ein solches Werk erstehen, das uns begehrenswert erscheint, so sind wir mehr oder weniger auf oberflächliche Prüfung angewiesen oder aber, wir schenken der Empfehlung des Buchhändlers Vertrauen. In dieser Beziehung macht nun das Publikum oft große Fehler, erstens setzt es voraus, daß der Buchhändler seine Ware doch kennen müsse, und zweitens, daß der Buchhändler sogar wissen müsse, welchem meist ganz individuellen Geschmack der Käufer huldigt. Beides sind natürlich Unmöglichkeiten, und der Buchhändler, von dem diese unerfüllbaren Forderungen täglich begehrt werden, kann sich nur durch konventionelle Lügen aus der Situation retten. Natürlich wird aber der Buchhändler nur diejenigen so bedienen, die zufällig ihn in Anspruch genommen haben, die sogenannte Laufkundschaft. Seine eigentlichen Kunden aber, d. h. diejenigen Leute, die ihn in gewissen Zwischen-

Der Verkehr mit dem Buchhändler

Die Laufkundschaft und die eigentlichen Kunden

räumen besuchen und von ihm ihren litterarischen Bedarf beziehen, werden schon eine andere Antwort bekommen. Der Buchhändler wird dann diesen nur ein Werk empfehlen, wenn er aus eigener Überzeugung sprechen kann; denn erstens kennt er seine Pappenheimer — die Wünsche vom Pensionsfräulein bis zum geheimsten Regierungsrat und ordentlichen Professor sind recht verschieden — und zweitens verdirbt er sich durch nicht ganz zutreffende Auskunft den Kunden. In zweifelhaften Fällen wird er daher lieber gestatten, daß der Besteller zu Hause nähere Einsicht in die Werke nehmen kann, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Es erhellt also daraus, daß derjenige bedeutend vorteilhafter bei dem Buchhändler einkauft, der mit demselben im regelmäßigen oder doch zeitweisen Verkehr steht, denn wie auch der Arzt, um uns die rechte Medizin zu verschreiben, doch unseren Körper erst kennen muß und vielfach erst durch längeres Probieren in Erfahrung bringt, was uns not thut, so wird auch derjenige auf dem Gebiete der geistigen Nahrung erfahrene Buchhändler — ich spreche hier von den eigentlichen besseren Vertretern dieses Berufes — seine Klienten aus der Erfahrung heraus passender bedienen können. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Buchhändler die Bücher, die er verkauft, nicht selbst alle inhaltlich kennt oder gelesen hat, aber es giebt für den in der Praxis stehenden Buchhändler doch noch ein Dutzend anderer Gesichtspunkte, unter denen er ein Buch zu beurteilen vermag. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle dies hier näher auszuführen, nur sei darauf hingewiesen, daß schon die Bezugsquelle, also der Verlag, sowie ein verständiger Käuferkreis, den ein Werk hat, einen entsprechend stichhaltigen Rückschluß auf den Wert eines Buches zu bieten vermögen, und wenn es dem Buchhändler unmöglich sein sollte, die absolute Güte des Buches zu beurteilen, so ist er doch auf jeden Fall imstande, zu sagen, ob ein Buch schlecht oder recht mittelmäßig ist. Dieses gerade ist aber bei oberflächlicher Prüfung schwer zu ersehen, denn die Litteraturgattungen, in denen minderwertige Bücher auf den

Der regelmäßige Verkehr mit dem Buchhändler

Markt gebracht werden, sind nicht nur diejenigen der Unterhaltung oder wie man diese meistens bezeichnet, „Schöne Litteratur", sondern auch besonders die populäre Wissenschaft. Es wird dort von gewissenlosen Geschäftsspekulanten, die sich auch Buchhändler nennen, das Haarsträubendste geleistet, und so mancher, der sich hie und da ein billiges Werk erstanden hat, merkt es erst später nach genauerer Einsicht, daß er entweder durch einen geschickten Titel, durch einen ähnlich klingenden Autornamen, durch einen fingierten Verlag oder fingierte Auflage-Bezeichnung hinter das Licht geführt ist, daß das Buch in Wirklichkeit nur eine Buchware ist, die einer rücksichtslosen geschäftlichen Spekulation ihr Dasein dankt und mit demselben Gelde ein ungleich wertvolleres, zuweilen sogar noch besser ausgestattetes Buch sich hätte beschaffen lassen. Vielfach passiert ein so mißlicher Kauf denjenigen, die ein Buch zum Geschenk wählen und nun in den Laden eines Buchhändlers treten, „um sich ein Buch auszusuchen." Daß das Buch sich wie nichts anderes vorzugsweise als Geschenk eignet, darüber ist sich wohl jeder klar, denn kein Geschenk erinnert so lange und so angenehm an den Geber als ein gutes Buch. Es ist daher auch kein Wunder, daß als Festgeschenk vorzugsweise Bücher benutzt werden, ja es giebt sogar eine eigene sogenannte Geschenklitteratur. Diese Litteraturgattung aber wollen wir im Folgenden etwas näher betrachten.

Das Buch als Geschenk

Als Geschenk eignet sich natürlich jedes gute Buch, welcher Richtung es auch angehören mag, wenn es der Individualität des zu Beschenkenden entspricht, und so werden auch eine Reihe wissenschaftlicher Bücher alljährlich mit auf den buchhändlerischen Weihnachtsmarkt gebracht, von denen natürlich die populäre Gattung immerhin das größere Feld behauptet. Vorzugsweise aber ist es die Schöne Litteratur, die wir unter Geschenklitteratur begreifen müssen, und unter dieser hat die buchhändlerische Produktion wieder eigene Zweige kultiviert, die schon durch ihre äußere Ausstattung, Goldschnittbände usw., für solche Zwecke vorher bestimmt sind.

Geschenklitteratur

Das große Heer der Anthologien (Gedichtsammlungen) und die Prachtwerke in glänzender Ausstattung sind vom Buchhändler nur in das Werk gesetzt, damit sie als Geschenkartikel ihr Dasein fristen. Es kommt wohl äußerst selten vor, daß sich jemand eine Anthologie selbst kauft oder gar erst ein Prachtwerk — für sich selbst will man's gar nicht haben! Prachtwerke können wir ja eigentlich gar nicht mehr mit zur Litteratur rechnen, denn es sind Schmuck- und Prachtstücke, deren Benutzung zum Lesen schon das unbequeme Format und die diffizile Ausstattung schwer macht. Ich betrachte das Prachtwerk einerseits mehr als ein Denkmal, das man dem Autor oder Dichter in dieser brillanten Ausstattung setzt, und andererseits als einen Luxus, den sich die besser Situierten wohl gestatten dürfen, um ihrem Heim einen Schmuck zu verleihen und für flüchtige Augenblicke dem Gast einen poetischen Genuß zu gewähren. Die Anthologien aber, die das Publikum gewöhnlich nach kurzer Ansicht der äußeren Hülle im Laden des Buchhändlers kauft und mit teurem Gelde bezahlt, sind jedoch im Grunde genommen ein Schaden sowohl für unsere Litteratur als auch für die Bücherproduktion überhaupt. Es ist keine Frage, daß diese Anthologien, die die geistigen Schätze von hundert hervorragenden Dichtern bunt durcheinander, mehr oder weniger geschickt zusammengestellt bieten, dem Publikum den Geschmack verderben, die einzelnen Gedichtsammlungen der Autoren noch zu lesen und es ist Thatsache, daß seit Überhandnehmen der Anthologien solche eigene Gedichtsbände nur noch ganz vereinzelt ins Volk dringen. Wenn heute jemand von einem Bande Gedichte spricht, so meint er schon gar nicht mehr das Erzeugnis irgend eines Dichters, sondern er meint das Sammelsurium, das sich in der Anthologie zusammengestoppelt findet. Daß dies als eine Schädigung der Litteratur zu betrachten ist, erhellt doch wohl hieraus ohne weiteres, zumal auch das geistige Eigentum der Autoren gegen diese Anthologienfabrikanten nicht geschützt ist und daher nach allen Richtungen ausgebeutet wird. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß

Die Anthologien und die Prachtwerke

Die Gedichtsammlungen der Autoren

Die wertvollen Anthologien

es auch mehrere litterarisch wertvolle Anthologien giebt, die unter gewissen Gesichtspunkten bearbeitet, von Bedeutung sind. Diese haben aber mit der Flut ähnlicher Erscheinungen nichts weiter gemein, als eben die Klassifikation. Mit den Prachtwerken liegt es ja ähnlich: die Litteratur an und für sich profitiert nichts davon und auch haben in der letzten Zeit — Verleger wie auch Sortimenter — keine besondere Freude an diesem Artikel, weil das einsichtige Publikum sich doch schon wieder von den Prachtwerken abwendet. Und diejenigen Käufer, die die Prunkstücke, der Einband möglichst passend zur Tapete, auf den Tisch der guten Stube legten, werden jetzt durch die neuere Mode, die hier eine Änderung schuf, bestimmt, ihre Tische frei zu lassen.

Indem ich auf diese Geschenklitteratur näher einging, wollte ich dem Publikum nur die Stellung derselben zur eigentlichen Litteratur näher vorführen, will aber damit nicht gesagt haben, daß die Existenz dieser Artikel unter allen Umständen zu verurteilen sei, im Gegenteil haben wir wie auch unter den Anthologien so unter Prachtwerken Erzeugnisse, die sowohl hinsichtlich des Inhalts als aber auch besonders in der Ausstattung wohl dazu angethan sind, die Werke als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten. Aber ich muß doch sagen, daß hinsichtlich der Ausstattung, auf die ich in einem späteren Kapitel näher eingehen werde, auch alles gute sich in der eigentlichen Litteratur unterbringen läßt und man der Ausstattung zuliebe nicht etwa extra litterarische Werke zu fabrizieren braucht, wie das thatsächlich bei vielen Prachtwerken der Fall gewesen ist.

Die Preise der Bücher

Was nun die Preise der Bücher anbetrifft, so wird es wohl jedem Bücherkäufer aufgefallen sein, das diese oft unglaublich variieren. Wir müssen oft für ein winzig kleines Bändchen mehrere Mark zahlen, während ein großes dickleibiges Werk kaum die Hälfte dieses Preises kostet. Es hat also mit dem Preise der Bücher eine eigene Bewandtnis. Zunächst müssen wir wohl unterscheiden zwischen neueren

Die „freien“ Werke

Werken und solchen, die „frei“ sind, d. h. deren Verfasser bereits

vor 30 Jahren oder länger verstorben sind. 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers nämlich hat jedermann, also jeder Verleger oder Drucker das Recht, das Werk herauszugeben zu einem von ihm frei zu stipulierenden Preise, während vor dieser Zeit derjenige, der das Buch eines Autors drucken oder verlegen will, verpflichtet ist, sich mit dem Verfasser in irgend einer Weise abzufinden. Es ist natürlich, daß dies in den meisten Fällen in Form eines Honorars oder Anteils an dem Gewinn des Buches besteht und daß je nach Berühmtheit und der Gangbarkeit des Autors die Forderung oder der Nutzen an dem Werke von verschiedener Höhe sein muß. So kommt es dann, daß mancher neue Erzeugnisse in einen Vergleich zieht mit Klassikern und sonstigen freigewordenen Schriftwerken und die ersteren verhältnismäßig teuer findet. Es liegt dies aber doch in der Natur der Sache, und der einsichtige Litteraturfreund, der die Litteratur als die größte Errungenschaft der Menschheit betrachtet, wird sich auch nicht dagegen verschließen wollen, dieser neuen Litteratur zu Gunsten der Autorschaft ein entsprechendes Opfer zu bringen. Die aber nun einmal von einem Verleger für deutsche Bücher festgesetzten Preise sind, was ich hier besonders hervorheben will, im ganzen Lande, wie auch im Auslande die gleichen. Der Verleger hat, sobald er ein Buch herausgiebt, zu bestimmen, zu welchem Preise dasselbe ans Publikum abgegeben werden soll, und zwar existieren solche Preise nicht nur für das broschierte, sondern in vielen Fällen sogar für das gebundene Exemplar. Von diesem Preise darf kein Buchhändler abweichen und man kauft daher in der Provinz heute ein Werk genau zu demselben Preise, wie in den Großstädten. Gestützt wird diese Preisaufrechthaltung durch die im deutschen Buchhandel streng durchgebildete und streng aufrecht erhaltene Organisation.

Ein entsprechendes Opfer

Die festen Preise

Diejenigen Geschäfte, die etwa durch Unterbietung des Preises sich auf unkorrekte Weise größeren Umsatz verschaffen möchten — die sogenannten Schleuderer — sind mit empfindlichen Strafen bedroht. Ich muß für denjenigen, der die

Die sogenannten Schleuderer

Verhältnisse weniger genau kennt, hier über die Aufrechthaltung des Preises ein paar Worte verlieren, da es sonst erscheinen möchte als wollte ich zu gunsten des Buchhändlerberufes dem Leser meine Meinung oktroieren. Die Aufrechterhaltung des Preises nämlich liegt nicht nur im Interesse der Sortimentshandlungen wie es scheint, sondern vielmehr noch in demjenigen der Verleger, und besonders auch im Interesse des Publikums. Mit einem Aufhören der festgesetzten Preise nämlich würde sich der Verkauf der Bücher in wenigen große Zentren und zwar den Hauptstädten sammeln, und es würde die Existenz des ganzen Provinzialsortiments dadurch unterbunden werden. Gerade aber dieses leistu ngsfähige deutsche Provinzialsortiment ist eine Errungenschaft von großer Bedeutung. Der glückliche Umstand, daß wir auch in den kleinsten Städten jetzt Buchhandlungen haben, hat es zur Folge, daß wir nicht nur jeden Augenblick uns unsere Litteratur am Orte selbst beschaffen können, sondern besonders, daß die neue erscheinende Litteratur durch die Agitation, durch Ansichtssendungen u. s. w. des Provinzial-Buchhändlers, der allein an seinem Orte die Kundschaft, die Interesse für dieses und jenes Werk hat, kennt, es ermöglicht, daß die neue Erscheinung bekannt und eingeführt wird. Es ist ja zu natürlich, daß ein Werk weder durch Titelbekanntgabe, noch auch durch die Kritik, deren zweifelhafter Wert wenigstens für den größten Teil aller Werke erwiesen ist, genügend in allen Volksschichten bekannt gemacht werden kann, sondern daß die mühsame und nur sehr spärlich lohnende Arbeit der Sortimenter hinzukommen muß, um in natura den Litteraturfreunden das Werk anzubieten. Viel tausend Werke sind nur durch diesen Umstand lebensfähig und würden, wenn wir nicht die Organisation und das Provinzialsortiment besäßen, gar nicht gedruckt werden können. Der Vorteil, dem bei Nichtexistenz des Provinzialsortiments ja einerseits dieses und jenes alte eingeführte Buch vorweg hätte, würde also nur auf Kosten der neu erscheinenden Litteratur möglich sein, und damit wäre weder der Litteratur

Im Interesse des Publikums

Das Provinzialsortiment

selbst, noch auch den Litteraturfreunden wie dem Volke ein Dienst erwiesen.

Aus diesem Grunde verdient also der kleine Buchhändler den Schutz, daß er nicht durch Preisunterbietung der größeren unmöglich gemacht wird, und zur Ehre ist es dem deutschen Buchhandel anzurechnen, daß er es ermöglicht hat, das zu erreichen, was in andern Berufsklassen als eine schmerzliche Lücke empfunden wird: die feste Normierung des Preises. Einen weiteren großen Vorteil aber bringt diese Festsetzung des Preises dem Publikum, denn es schützt dasselbe vor jeder Übervorteilung. Kein Buchhändler wird es wagen, für ein Buch einen Preis zu verlangen der nicht mit den Katalogen, die ja ebenso gut in die Hände des Publikums kommen, übereinstimmt, und wenn man bedenkt, wie oft man in diesem und jenem Artikel überteuert wird, so wird es den Käufer angenehm berühren, daß im Buchhandel dies zur Unmöglichkeit gemacht ist. Den Jahreskunden und regelmäßigen Geschäftsfreunden wird ohnedies auch jeder Buchhändler noch eine ortsübliche Vergütung zukommen lassen, sofern es sich um Bezüge handelt, die im Verhältnis dazu stehen.

Schutz vor Übervorteilung

Stellt sich nach dem Bezug eines neuen Buches heraus, daß dasselbe inhaltlich defekt, daß ein falscher oder zerrissener Bogen eingeheftet, ein Teil des Inhalts fehlt u. s. w., so wende man sich sofort an den betr. Buchhändler, von dem man das Buch bezogen hat, denn derselbe ist durch Abkommen mit dem Verleger in den Stand gesetzt, den Schaden ohne weitere Kosten zur kurieren. Ganz falsch wäre es dagegen, dem betr. Buchhändler wegen des Vorfalles die Kundschaft zu entziehen, weil jener gar nicht imstande ist, alle durch seine Hände gehenden Bücher so genau zu prüfen, und somit das Vorkommnis ihm garnicht zur Last fällt.

Ich sprach vorhin darüber, daß das Provinzialsortiment durch Ansichtssendungen für Bekanntgabe eines neuen Werkes wirken muß. Über diese Ansichtssendungen sind nun die Ansichten des Publikums sehr geteilt, und ich will daher auch etwas näher darauf eingehen. Es giebt zunächst

Die Ansichtssendungen

Ansichtssendungen, die man auf Wunsch aus dem Sortiment sich holen oder bringen läßt. Dann giebt es auch solche, die der Buchhändler nach eigenem Ermessen nach den eingegangenen neuen Erscheinungen zusammenstellt und jenen Kunden übermittelt, von denen er glaubt, daß sie vielleicht Interesse haben würden, oder Käufer dieser Novitäten sind.

Dem richtigen Litteraturfreunde sind diese Ansichtssendungen nun nicht nur erwünscht, sondern sie werden sogar direkt begehrt, und es wird sich nur darum handeln, daß der betreffende Empfänger den Buchhändler stets genau instruiert, welche Richtung er in seiner Bibliothek besonders pflegt und welcher Art die Erscheinung sein muß, die er berücksichtigen kann. Manchen anderen Kunden aber kommen solche Ansichtssendungen zuweilen ungelegen, finden sie dann aber etwas Interessantes in der Sendung, dann sind sie nicht gerade böse, kommt aber einmal eine Sendung, die ihrem Geschmack gar nicht entspricht, ärgern sie sich und fassen die Übersendung der Novitäten wohl gar als eine Belästigung auf.

Beachtenswerte Momente

Der Verkehr mit dem Buchhändler in Hinsicht auf Ansichtssendungen erfordert demnach verschiedene beachtenswerte Momente. Vor allem ist es praktisch, daß man dem Buchhändler Mitteilung macht, wenn Ansichtssendungen gar nicht erwünscht sind, anstatt sie bei sich aufzuhäufen. Weiter wird man gut thun, wenn man Ansichtssendungen nicht unter die eigenen Bestände mischt, sondern solche Werke stets separat legt. Es kommt nicht selten vor, daß ein Werk mit in die eigne Bibliothek gestellt ist, daß es beim Buchhändler erst bestritten werden muß und daß es dann später wieder auftaucht, trotzdem man es nicht gewünscht aber der Regelung wegen längst bezahlt hat. Weiter ist anzuraten, daß man den Buchhändler informiert, daß diese Sendungen regelmäßig wieder abzuholen sind, wenn man nicht vorzieht durch einen sicheren Boten die Rückbestellung zu bewirken. Weiter wäre zu bemerken, daß derjenige, der eine Ansichtssendung vom Buchhändler empfängt, verpflichtet bleibt für die Rücklieferung der betreffenden Werke. Wer also durch eigene

Fahrlässigkeit ein Werk verdirbt, muß es bezahlen. Es ist ja vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob ich für die Sachen, die mir unverlangt geschickt werden, aufzukommen habe. Der richterliche Standpunkt nach Ausgang verschiedener Prozesse ist der, daß die Ansichtssendungen buchhändlerischer Usus sind, der im Interesse der Litteratur-Verbreitung liegt und die Empfänger falls ihnen solche Ansichtssendungen nicht konvenieren den Buchhändler einfach aufzufordern haben, dieselben zurückzuholen. Andernfalls hat der Empfänger für den Wert der Ansichtssendungen, falls dieselben beschädigt u. s. w. werden, aufzukommen. Der einsichtsvolle Leser und Litteraturfreund wird aber dies nur gerechtfertigt finden, er wird weniger eine Aufdringlichkeit in Ansichtssendungen sehen, im Gegenteil, ihm sind die litterarischen Mitteilungen angenehm und wünschenswert und es ist ja Thatsache, daß Litteraturfreunde von Zeit zu Zeit beim Buchhändler nachfragen, ob denn noch nicht wieder etwas Neues erschienen sei auf dem oder jenem Gebiete. Bei dem Einkauf von Büchern, sei es nun direkt im Laden, sei es bei Ansichtssendungen, möchte ich dem Leser den Rat geben, möglichst dann stets gebundene Werke zu beziehen, wenn nicht durch einen allgemeinen Einband der Privatbibliothek davon Umgang genommen werden muß. Es ist nämlich von Wert, den Vorteil zu genießen, den der Verleger dadurch bieten kann, daß er nicht ein Exemplar, sondern eine größere Auflage zugleich binden läßt. Natürlich verbilligt sich dadurch der Einband um ein ganz Bedeutendes, ganz abgesehen davon, daß auch die Originaleinbände des Verlegers geschmackvoller und gediegener ausgestattet sind, als dies der Buchbinder bei einem Einzelbande zu einem entsprechenden Preise zu liefern vermag. Diesen Vorteil zu genießen, kann also der Bücherkäufer bedacht sein und er wird, wenn er direkt im Laden kauft, auch meistens schon auf Empfehlung des Buchhändlers ein gebundenes Exemplar erhalten. Anders liegt der Fall, wenn er ein Werk aus einer Ansichtssendung, die ja vorzugsweise broschirte Bücher enthält, für sich be-

Buchhändlerischer Usus

Gebunden beziehen

Der billige Einband

halten möchte. Von vielen dieser Werke ist auch ein gebundenes Exemplar zu haben und es empfiehlt sich, dann das Buch in natura zurückzugeben und sich vom Buchhändler das gebundene Exemplar besorgen zu lassen. Ebenso liegt der Fall, wenn man auf einzelne Hefte eines Werkes abonniert ist. Es wird dann meistens bei der Schlußlieferung eine Einbanddecke seitens des Verlegers empfohlen und es

Die Einbanddecke

ist immer noch ein Vorzug, diese Einbanddecke zu benutzen, weil dieselbe gewöhnlich zweckentsprechend und mit Originalpressung versehen ist. Am praktischsten ist es indessen, vorausgesetzt, man hat die Hefte tadellos erhalten, daß man dieselben dem Buchhändler zurückgiebt und sich unter Nachberechnung des Einbandes ein komplett gebundenes Exemplar dafür besorgen läßt.

Die Lieferungswerke

Alle diejenigen größeren Lieferungswerke, von denen neben der Heftausgabe auch eine Lieferung in gebundenen Bänden veranstaltet ist, rate ich, nur gebunden zu beziehen. Besonders sind hier zu nennen die großen Werke und Encyklopädien wie Brockhaus, Meyer u. s. w. und wem etwa

Die Bandausgabe

die Bandausgaben wegen des Anschaffungspreises unbequem erscheinen sollten, den mache ich darauf aufmerksam, daß fast jede Buchhandlung diese Werke gegen Raten liefert, — nicht nur die speziellen „Abzahlungsgeschäfte“ — vorausgesetzt, daß der Besteller sich eines guten Rufes im Orte erfreut.

Ich berührte bei Besprechung der feststehenden Preise die Kataloge der Buchhändler und jeder, der sich für die

Die Kataloge

Litteratur interessirt, wird wohl einen solchen Katalog, sei es einer von einem Verleger, in dem die von dem betreffenden herausgegebenen Werke aufgeführt sind, sei es ein Sortimentskatalog oder einer der hübsch ausgestatteten illustrierten Weihnachtsalmanache, gelegentlich bekommen haben. Wer sich für diese Kataloge interessiert und sich über den Stand der Litteratur unterrichten will und seine Einkäufe daraus macht, wird bei seinem Buchhändler jederzeit damit kostenlos bedient werden. Nicht so ist es mit den eigentlichen

Die bibliographischen Hilfsmittel

bibliographischen Hilfsmitteln und Bücherlexikons. Dieselben

sind ungemein teuer und daher meistens nur im Besitz von Buchhändlern und Bibliotheken. Es wird aber jeder Buchhändler bereitwilligst seinen Kunden, der sich irgendwie eine bibliographische Auskunft holen möchte, gern diese Kataloge zur Verfügung stellen, denn dieselben bieten keine Geschäftsgeheimnisse. Die Preisbestimmungen sind, wie oben bemerkt, vom Verleger festgesetzt und der Buchhändler hat keine Ursache, dem Publikum die Originalpreise vorzuenthalten. Diese bibliographischen Hilfsmittel und großen Bücherlexika sind, trotz aller Sorgfalt und Genauigkeit, mit einem großen Mangel behaftet. Unsere Bücherlexika geben nämlich über alles Mögliche z. B. Format, Umfang, Schrift, Preis, Zeit des Erscheinens u. s. w. Auskunft, die Hauptsache aber, was das Buch wirklich textlich enthält, welcher Tendenz es ist u. s. w. das erfahren wir nicht, und wie selten gerade deckt sich der Inhalt eines Buches mit dem Titel. Schon die Frage, ob ein Buch wissenschaftlich oder populär ist, ist von Bedeutung. Gerade aber dies Fehlen der beregten Anhaltspunkte ist ein Mißstand und es muß der Zeit überlassen bleiben, daß sie Kataloge herausbringt, die mehr sagen, als die heutigen. Die sogenannten Schlagwortkataloge sind allerdings schon ein bedeutender Fortschritt, weil aber die Schlagworte vorzugsweise nach den Titeln nicht immer nach dem Inhalt gewählt werden müssen, sind sie, wenn auch das Beste was bisher erreicht wurde, dennoch nicht vollkommen.

Ein großer Mangel

Die Schlagwortkataloge

Solche Kataloge also haben z. B. für den Gelehrten u. s. w. nur einen beschränkten Wert, und ich verweise hier auf die in einem späteren Kapitel berührte bibliographische Klassifikation, die, wenn sie zur Einführung gelangt, einen wirklichen Fortschritt im ganzen Katalogwesen bedeutet.

Immerhin stehen aber dem Litteraturfreund und dem Besitzer einer Bibliothek genügend bibliographische Hilfsmittel des Buchhandels zur Verfügung, sodaß sich jeder selbst über die verschiedenen Ausgaben, die es von diesem oder jenem Werke giebt, informieren kann. Unzählige

Die verschiedenen Ausgaben

10*

Werke sind in den verschiedenen Preislagen erschienen und bieten dem weniger Bemittelten wie dem Vermögenden die Wahl. Wer Goethe's Faust nicht für eine oder zwei Mark oder auch zwanzig Mark erwerben will oder mag, kann ihn für zwanzig Pfennige in der Universalbibliothek haben. Auch die älteren und in den Originalen teueren und seltenen Werke sind in Neudrucken teilweise sehr billig zu haben. Wer es aber erschwingen kann, der beschaffe sich die Klassiker in besseren handlichen Ausgaben auf holzfreiem Papier und in soliden Halbfranzbänden (Halblederbänden, Einband mit Lederrücken), denn diese Werke sollen einen dauernden Besitz bilden. Holzpapier aber, und schlechte Einbände würden bald eine Neubeschaffung notwendig machen.

Die seltenen Werke

Die Klassiker

Hatten wir uns bis dahin mit dem Bezug von neuen Büchern befaßt, so wenden wir uns nun zum Bezug aus zweiter Hand, zum antiquarischen Bezug. Der Verkehr mit dem Antiquar ist jedoch nicht so einfach, wie es scheinen möchte, im Gegenteil, er erfordert eine gewisse Praxis, über die der Bücherliebhaber erst nach Jahren verfügt.

Der antiquarische Bezug

Vor allem ist zu bemerken, daß bei Bestellung eines antiquarischen Buches größte Vorsicht und Genauigkeit am Platze ist. Es ist durchaus notwendig, daß in Bezug auf Ausgabe, Auflage, Vollständigkeit, innere und äußere Beschaffenheit, Art des Einbandes u. s. w. genau pünktliche, bindende Bestellung erfolgen muß, will nicht der Käufer gewärtig sein, ein wesentlich anderes Exemplar zu erhalten als er sich nach der Anzeige im Kataloge oder in einer sonstigen Anpreisung vorgestellt hat.

Was ich nun am Anfang von dem Werte der Bücher bemerkte, trifft beim Antiquariat in erhöhtem Maße zu, ja es fehlen hier sozusagen oft jede reellen Unterlagen. Zeit- und Ortsverhältnisse, sowie eben besondere Umstände machen alles in der Preisstellung aus. Natürlich haben viele immer wiederkehrende Sachen einen gewissen Marktpreis, doch ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß man gerade solche Bücher zuweilen besonders billig ersteht.

Die Preisstellung

Die besten Studien über die Angebote und Preise kann der Käufer natürlich in den, von den größeren Antiquariatsbuchhandlungen regelmäßig herausgegebenen Antiquariatskatalogen machen. Dieselben kommen gewöhnlich als systematische Kataloge z. B. Katalog über Klassische Philologie, über Kunstgeschichte u. s. w. heraus. Die einzelnen Kataloge, die nun von den verschiedenen großen Antiquariaten edirt und gratis abgegeben werden, tragen fast stets eine Katalognummer, nicht zu verwechseln mit den im Kataloge selbst zur Bezeichnung der einzelnen Werke vermerkten laufenden Nummern. Es ist nun durchaus nötig, bei Bestellung aus einem Antiquariatskatalog stets beide Nummern, die des Kataloges selbst und diejenige des Buches anzugeben, also z. B. aus Katalog über Numismatik Nr. XX. Nr. 1205.

Antiquariats-kataloge

Die Katalog-nummer

Man hat nun durchaus nicht nötig, das betreffende Werk direkt aus der Antiquariatsbuchhandlung zu beziehen, die den Katalog herausgab, sondern man wendet sich einfach an ein Antiquariat oder eine Sortimentsbuchhandlung des Ortes, dieselbe wird das Buch zum gleichen wie im Kataloge ausgezeichneten Preise besorgen. Portis stehen wie bei direktem Bezug zu Lasten des Empfängers. Es ist in diesem Falle aber bei der Bestellung hinzuzufügen, welches Antiquariat den Katalog herausgab, z. B.: Aus dem Katalog über Numismatik Nr. XX der B.'schen Buchhandlung in Hamburg u. s. w.

Über einen vorteilhaften Bezug aus einem Antiquariat lassen sich hier geeignete Regeln garnicht geben, denn diese Wissenschaft — eine solche ist es nachgerade geworden — ist vielseitig und nur durch jahrelange Praxis zu beherrschen. Bei größeren Bücherauktionen kommen ja oft vorzügliche Werke mit zum Verkauf und auch darüber kann man sich meistens Kataloge vorher verschaffen, die auch gratis abgegeben werden. Ist man nicht selbst an dem betreffenden Orte, wo die Auktion stattfindet, kann man jedes Antiquariat wie auch Sortimentsbuchhandlungen mit dem eventuellen

Der Bezug

Bücherauktionen

Ankauf dieser oder jener Werke beauftragen, doch ist es nötig, daß man bestimmt angiebt, für welchen Preis man höchstens das Werk erstehen möchte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man dann gewöhnlich die Bücher zu dem „höchsten“ Preis berechnet erhält, auch wenn das Werk thatsächlich viel billiger losgeschlagen wurde. Man setze also lieber sich nicht selbst zu hohe Preise, verzichte lieber bei einer Auktion, und beziehe gelegentlich das Werk beim Antiquar.

Der Kauf aus Privathand

Will man Bücher von Privatpersonen kaufen, die uns also, sobald das Werk in unseren Besitz übergegangen, nicht mehr irgendwelche Bürgschaft leisten, so ist äußerste Vorsicht und sofortige Prüfung geboten. In verschiedenen Fällen hatten teure Werke einen erst später herausgefundenen Makel und Ersatz war nicht zu erlangen.

Der moderne Antiquariat

Zu erwähnen wäre noch, das sogenannte „Moderne Antiquariat“, das jetzt vielfach von Buchhändlern und Antiquaren ausgeboten wird. Es handelt sich hierbei nicht um Werke, die bereits ins Publikum gedrungen und später wieder auf den buchhändlerischen resp. antiquarischen Markt gelangten, sondern vorzugsweise um Werke, die wegen geringer Zugkraft vom Verleger „verramscht“ resp. verschleudert wurden. Man soll nun nicht denken, daß nur diejenigen Firmen, die solche Litteratur vorzugsweise ausbieten und dadurch den Anschein als „billige Leute“ haben, diese Werke so wohlfeil verkaufen können. Jedes solide Sortiment in ganz Deutschland kann solche überhaupt im Preise herabgesetzten Werke genau so billig und im gleichen Zustande verkaufen.

Im Preise herabgesetzte Werke

Überhaupt soll man Bücher meistens am Platze kaufen, weil man sonst nur noch das Porto und die sonstigen Unkosten und Umstände zu tragen hat. Mancher meint, er müsse sich direkt an den Verleger, an die „erste Quelle“ wenden.

Die „erste Quelle“

Das ist aber durchaus falsch bei Büchern, denn wir wissen, daß dieselben durchaus feste Preise haben, von denen auch der Verleger selbst nicht abweichen darf, und so hat man bei dem direkten Bezug also nur die Unkosten.

Wen die Verhältnisse zwingen, äußerste Sparsamkeit obwalten zu lassen, der braucht indessen noch nicht seinen Bedarf lediglich in antiquarischen Büchern zu decken. Wie schon vorhin erwähnt, existieren von vielen Büchern mehrere Ausgaben und man braucht sich in jedem einzelnen Falle nur beim Buchhändler genau zu erkundigen, zu welchen Preisen dies oder jenes Werk zu haben ist. Mancher, dem ein antiquarisches Werk für einen bestimmten Preis angeboten wird, kann durch Nachfragen erfahren, daß eine neue billige Ausgabe desselben Werkes inzwischen erschienen ist und kaum die Hälfte jenes Preises kostet.

Ich will dieses Kapitel beschließen mit einigen Bemerkungen über die Verwertung von Büchern durch Verkauf. Die Verwertung der Bücher

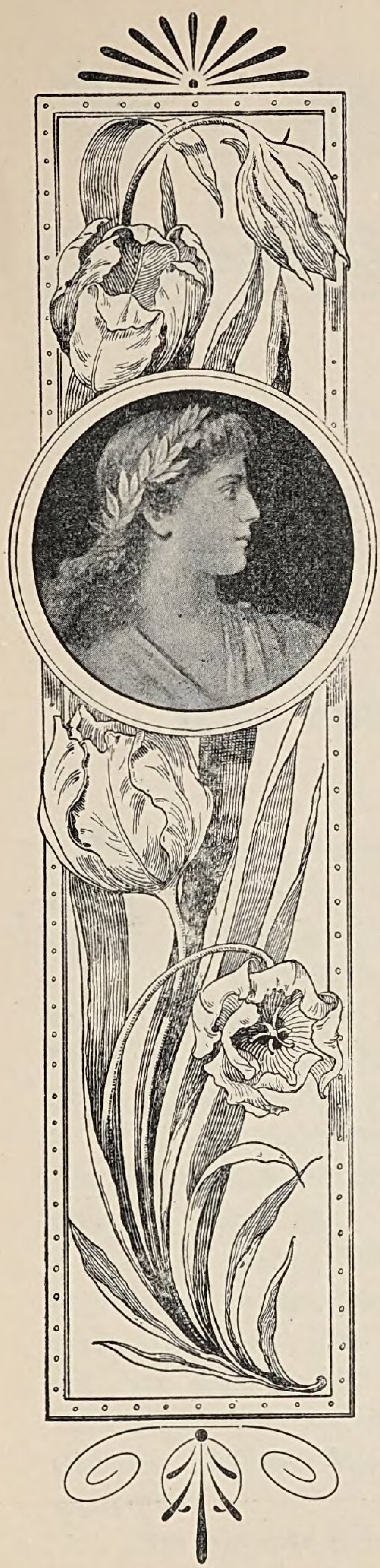
Wie der Leser ja schon bemerkt hat, ist es mit der Preisstellung eines Buches eine eigene Sache. Tadellos erhaltene einzelne Werke kann man unter der Hand vielleicht zur Hälfte des Neupreises verkaufen; ein Antiquar kann natürlich diesen Preis nicht zahlen, weil er auch nicht mehr beim Wiederverkauf erzielen wird. Handelt es sich um den Verkauf einer ganzen Bibliothek, so wird die erste Der Verkauf einer Bibliothek Sorge sein, man fertige einen resp. mehrere systematische Kataloge an und setze sich mit einem größeren Antiquar in Verbindung. Der letztere wird auch die Katalogarbeit mit übernehmen, wenn man solche nicht selbst besorgen kann. In den größeren Städten lohnt sich auch oft eine genügend und geschickt angekündigte Auktion und empfiehlt es sich, bekannte Bücherfreunde und Bibliotheksbesitzer direkt dazu einzuladen. Handelt es sich nur darum, einige Dubletten Die Dubletten aus der eigenen Bibliothek abzustoßen, so überläßt man dieselbe am besten einem Antiquar, da direkter Verkauf sich selten lohnt.

Gute Unterhaltungslitteratur, die man ausrangieren möchte, sollte man, wenn die Verhältnisse es irgend gestatten, des guten Zweckes wegen einer Volksbibliothek kostenlos zur Verfügung stellen, zumal eine entsprechende käufliche Verwertung doch nur in den seltensten Fällen zu

einem befriedigenden Resultat führt. Und wer zur Bildung des Volkes, besonders der unteren Schichten beiträgt, erwirbt sich ein Verdienst um die ganze Nation. „Die Volksbildung ist nicht bloß die einzig sichere Basis, sondern auch die notwendige Vorbedingung der Freiheit und die beste Garantie gegen die Wiederkehr kirchlicher Verdummungspolitik“ sagt Büchner, und wir können noch hinzufügen, die Volksbildung ist das einzig sichere Mittel zur sozialen Hebung des Volkes, ohne daß erst Gewaltsakte in Erscheinung treten müssen, wie wir sie, herausgeboren aus der Leidenschaft einer in geistiger Beschränktheit und Rohheit befangenen Masse, in der Geschichte wiederholt begegnen.

Das einzig sichere Mittel

Auch Bücher haben ihr Erlebtes,
Das ihnen nicht entzogen werden kann.
(Goethe).



Geschichte des Buches vom Altertum bis zur Neuzeit.

Das antike Buchwesen.

Das mittelalterliche Buchwesen.

Das Buch seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Das antike Buchwesen.

Wahre Worte sind lebendige Wesen. Byron.

In Stein gehauen, in Erz gegraben, in Thon eingedrückt, oder in Wachstafeln geritzt, sind von den Völkern des Altertums die ersten Dokumente auf uns gekommen: Regententafeln, Gesetze, Nachrichten über Denkwürdigkeiten oder bedeutende Persönlichkeiten. Welch ein Schritt aber von dort zu unserem modernen Buche! Wenn irgend ein Teil der Kulturgeschichte Bedeutung hat, so ist es die Entwicklung des Buches, des Hauptträgers aller Kultur und die Vermittlerin der Geschichte von Generation zu Generation.

Die menschliche Kultur

Die menschliche Kultur gleicht der Ebbe und Flut und ist beständig in Bewegung. Aus kleinen Stämmen entstehen große Reiche, mit dem Reichtum stellt sich der Genuß ein, mit dem Genusse die Keime des Niederganges und der Spaltungen, und das stolze Gebäude zerfällt schließlich in Trümmer, während sich in anderen Ländern dasselbe Spiel wiederholt.

„Wie die rohe Hand eines römischen Kriegers mit einem

Schwerthieb das reiche Seelenleben eines Archimedes vernichtete, so haben beständig rohe Kriegerhorden hundert- und tausendjährige Kulturarbeiten im Blut ertränkt und im Schutt begraben, und verzweifelnd müßten wir uns jeder Mitarbeit an dem Aufbau der Kultur enthalten, wenn uns nicht die Geschichte der Schrift und des Buches die trostreiche Gewißheit böte, daß in diesem anhaltenden Wechsel zwischen Kultur und Barbarei doch im ganzen ein Vorwärtsschreiten bemerkbar ist, und wie durch die Erdrevolutionen anstatt der untergegangenen Pflanzen und Tiere neuere und bessere Organisationen im Kampf ums Dasein entstehen, so gehen auch aus den Revolutionen und Evolutionen der menschlichen Gesellschaft stets höher organisierte Geschlechter hervor."

Der anhaltende Wechsel

Der Name Buch

Der Name „Buch" (mittelhochdeutsch buoch, althochdeutsch buoh, angelsächsisch bök) hängt, wie man annehmen muß, mit Buche zusammen. Vielleicht ist er davon herzuleiten, daß in älterer Zeit bei den Germanen die Runen vorzugsweise auf Buchenholzstäbchen oder Zweigen der Buche eingeritzt wurden, wodurch auch die englische Bezeichnung to write, schreiben, eigentlich ritzen, eine Erklärung findet.

Wenden wir uns nun zum antiken Buchwesen.

Das geistige Leben des klassischen Altertums konzentrierte sich in drei Städten, in Athen, in Alexandrien und in Rom. Den Beginn einer eigentlichen Litteratur kann man erst von dem Zeitpunkt an datieren, da die Griechen ihr Papier aus Ägypten erhielten. Wohl zeitigte der griechische Geist in der Periode zwischen den Perserkriegen und dem peloponnesischen Kriege seine schönsten Früchte, allein zum litterarischen Mittelpunkte Griechenlands wurde Athen erst später durch seine großen Dichter und Schriftsteller, und so sehen wir das erste Auftreten von Bücherhändlern dort in den Beginn des 5. Jahrhunderts fallen. Da blühte denn auch schon eine volkstümliche Litteratur, und die Bücherhändler, die zugleich auch die Abschreiber waren, hatten viel Arbeit. Hier wie in Rom und in Alexandrien bildete das

Beginn der eigentlichen Litteratur

Hauptmaterial für die Bücher der Papyrus, und es ist eine immerhin bemerkenswerte Erscheinung, daß gerade die Griechen, deren Litteratur auch heute noch mächtig genug auf unser ganzes geistiges Leben wirkt, das Material zu deren Verbreitung von einem fremden Stamme entlehnen mußten. Hatte man vorher, wie ja die noch heute erhaltenen Dokumente allüberall am deutlichsten zeigen, auf Stein, manchmal auch auf Holz geschrieben, das man freilich dann auch gelegentlich bis zur Dünne des Papiers brachte, so hatte man darin doch keine Garantie für die Erhaltung solcher litterarischer Erzeugnisse, die von allerhand natürlichen Einflüssen in ihrer Existenz abhängig gemacht wurden. Bezog man die Holztafeln mit weißer Farbe und fixierte darauf die Schrift mit dem Farbstift oder dem Pinsel, oder hatte man für den täglichen Gebrauch Tafeln, die, mit Wachs überzogen, sich mit Hilfe eines eisernen Griffels leicht beschreiben ließen, wobei einem dann noch Korrekturen und Abänderungen frei standen, so hatte man doch noch kein Material gefunden, dessen unzerstörbaren Fortbestand man hätte mit Sicherheit annehmen dürfen, das also die Dienste unseres Papieres geleistet hätte. Auch nicht das Palmblatt, das damals schon, wie noch heute, in einigen Gegenden Asiens als Schreibmaterial benutzt wurde, zeigte bemerkenswerte Vorteile. Man schneidet, um aus der Palme solches Schreibmaterial zu gewinnen, aus ihren Blättern die geeignetsten Stücke heraus, und dieselben werden dann, nachdem sie getrocknet und mit Öl eingerieben sind, als Schreibmaterial benutzt. „Das Blatt“, lesen wir im Buch der Erfindungen, „erinnert nicht im geringsten an Papier, sondern stellt eine glatte graugrüne Schindel dar. Meistens ist die Schrift nur mit einem scharfen Instrumente eingeritzt, trotzdem aber ganz gut lesbar, da das bloßgelegte Innere durch den veränderten Saft einen dunkleren Ton hat, als die Oberhaut. Sonst wird auch, um die Schrift mehr hervortreten zu lassen, eine Schwärze in die vertieften Züge eingerieben, und wieder andere Manuskripte sind mit einer

Stein und Holz

Wachstafeln

Palmblatt

harten, glänzenden Schwärze zierlich mit dem Pinsel gemalt und so aufgesetzt, daß die Buchstaben sich auffallend über die Fläche erheben. Die Blätter werden mit Schnüren zusammengeheftet und erhalten Deckel aus Holz oder kostbaren Stoffen, zuweilen reich geschnitzt und mit Gold und Edelsteinen reich verziert. Überhaupt muß man solche Werke der Schreib- und Verzierungskunst, die in europäischen Bibliotheken und Museen nicht ganz selten sind, gesehen haben, um an die Möglichkeit so feiner und zierlicher Schriftzüge zu glauben. Es giebt solche Werke, die viele hundert Jahre alt sind. Auch für den Privatverkehr dient auf Ceylon noch das Palmblatt, und zwar das Blatt der Taliputpalme. Und selbst die englische Regierung bedient sich dieses Schreibmaterials: sie läßt die Verordnungen darauf setzen, die sie für die Eingeborenen giebt und läßt auch dergleichen Briefe auf ihren Postämtern annehmen. Die Benutzung des Palmblattes beschränkte sich in alten Zeiten nicht bloß auf Indien, sondern wurde auch von den westasiatischen Völkern und Ägyptern geübt."

Freilich genügte dann aber ein solches Material nicht, wo es galt, ein umfangreicheres Schriftstück in möglichst vielen Exemplaren zu publizieren. Es läßt sich über die an Tierhäute dieses Bedürfnis sich knüpfende Benutzung von Tierhäuten Pergament als Schreibmaterial, wie wir sie nun im Pergament kennen lernen, betreffs ihres erstmaligen Auftretens nichts Näheres berichten. Es ist hier nicht der Ort, auf den gelehrten Streit, welche Stellung das Pergament und sein Konkurrenzartikel, der Papyrus, gegen einander einnehmen, näher einzugehen. Th. Birt in seinem Buche: „Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Litteratur" glaubt mit Sicherheit annehmen zu dürfen: „daß die Einführung des Pergamentes in das griechische Schriftwesen speziell Pergamum verdankt wurde, und daß seine Fabrikation und sein Export gerade besonders dieser Stadt angehörte, sowie den Nilmündungen Fabrikation und Export der Charta". Jedenfalls aber stand in der Häufigkeit der Benutzung weit über dem Pergament,

das wohl nur zu sehr umfangreichen Werken verwendet wurde, das Papier, d. h. das aus der Papyrusstaude gewonnene Schreibmaterial. Interessant mag es sein, den Bericht des römischen Naturforschers Plinius über diese Pflanze und die Art ihrer Verarbeitung zum Papier zu hören: „Ehe wir Ägypten verlassen“, schreibt dieser, „müssen wir von der Papierstaude reden, weil hauptsächlich der Gebrauch des Papiers uns die Mittel an die Hand giebt, Kenntnisse zu erwerben und der Vergessenheit zu entziehen. Das Papier soll, wie M. Varrow berichtet, durch den Sieg Alexanders des Großen, als er Alexandrien in Ägypten erbaute, erfunden sein; vorher hatte man es nicht gekannt, sondern erst auf Palmblätter, später auf das Bast gewisser Bäume geschrieben; hierauf die öffentlichen Urkunden auf kleinere Rollen, dann die Privatnachrichten auf Leinwand oder auf Wachs getragen; daß aber schon vor dem trojanischen Kriege die Schreibtafeln in Gebrauch gewesen sind, finden wir bei Homer angeführt. Nach Varrow existierte aber damals noch nicht all das Land, das wir jetzt Ägypten nennen (er sagt nämlich, die Papierstaude wächst nur im sebennytischen Distrikt Sais), sondern wurde später erst durch den Nil angeschwemmt; denn seiner Angabe nach mußte man von der Insel Pharus aus, welche jetzt durch eine Brücke mit Alexandrien verbunden ist, einen Tag und eine Nacht lang gehen, um ans feste Land zu kommen. Ebenderselbe erzählt, daß bald darauf, als die Könige Ptolemäus und Eumenes wegen ihrer Büchersammlungen eifersüchtig auf einander wurden und Ptolemäus das Papier zurückhielt, die Schreibhäute zu Pergamum erfunden seien. Nachher aber konnte sich jeder ohne Unterschied eines Gegenstandes bedienen, der die Menschheit unsterblich gemacht hat.

Die Papyrusstaude

Die Papierstaude wächst in Ägypten an sumpfigen Orten oder in stillstehendem Nilwasser, welches nach seinem Austreten Teiche bildet, in denen das Wasser nicht über zwei Kubitus tief ist. Die Wurzel wächst schräg, ist armdick, dreieckig und treibt einen dünnen, höchstens drei Kubitus

hohen Schaft, dessen Spitze aber einen Strauß bildet, der weder Samen trägt, noch irgend einen andern Nutzen gewährt, als daß man die Götter damit bekränzt. Die Wurzel gebrauchen die Bewohner als Holz und nicht blos zum Brennen, sondern auch zur Verfertigung nützlicher Geschirre.

Die Bereitung des Papiers

Man bereitet nun daraus das Papier, indem man die Pflanze mit Hilfe eines spitzen Instruments in äußerst dünne und möglichst breite Häute zerteilt. Das Beste kommt aus der Mitte und von da ab nach Ordnung der Spaltung.

Die Papiersorten

Ehemals hieß dasjenige, welches bloß zu religiösen Schriften bestimmt war, das heilige, jetzt benennt man es aus Schmeichelei gegen den Kaiser Augustus mit seinem Namen, sowie die zweite Sorte nach seiner Gemahlin Livia. Daher hat jetzt das heilige den dritten Rang bekommen. Die nächste Sorte, von dem Orte seiner Verfertigung das amphitheatralische genannt, wurde in der sinnreichen Werkstätte des Fannius zu Rom durch besondere Handgriffe dünner gemacht, dadurch eine der besten Sorten und mit dem Namen dieses Mannes bezeichnet. Was diese Umarbeitung nicht erlitten hatte, behielt jenen alten Namen amphitheatralisches. Hierauf folgt das saitische, so genannt von der Stadt, wo es in größter Menge und zwar von den schlechtesten Schnittseln bereitet wurde. Noch näher der Rinde ist das leneolische, welches den Namen von einem benachbarten Ort hat, und das schon nach dem Gewichte, nicht nach der Qualität verkauft wurde. Das Packpapier taugt nicht zum Schreiben und wird bloß zu Umschlägen für anderes Papier, sowie zum Einwickeln der Ware gebraucht, daher hat es auch den Zunamen von den Kaufleuten bekommen. Nach diesen kommt das Papier von der äußersten Rindensubstanz, welches Binsen ähnlich ist, und nur zu Stricken taugt, die der Feuchtigkeit ausgesetzt sind.

Alles Papier wird auf einer Tafel mittels Nilwasser bereitet; das trübe Wasser vertritt dabei die Stelle des Leims. Zuerst klebt man ein abgelöstes möglichst langes Blatt, an welchem zu beiden Seiten die Schnittsel entfernt sind, auf

die Tafel, legt dann eine Lage der Quere nach auf, preßt hierauf das Ganze und verbindet sie unter einander, indem man bei dem besten anfängt, und bei den schlechtesten aufhört. Niemals sind mehr als 20 Bogen in einer solchen Rolle.

Die Breite des Papieres ist sehr verschieden; das beste ist 13, das heilige 11, das sommianische 10, das amphitheatralische 4 Finger breit, das saitische noch schmäler, hält auch die Hammerschläge nicht aus, und das Packpapier mißt nicht über 6 Zoll. Außerdem berücksichtigt man bei dem Papier die große Dünne, Festigkeit, Weiße und Glätte. Die erste Sorte, die augustische, hat der Kaiser Claudius verändern lassen, denn es war zu dünn, um dem Druck der Feder zu widerstehen. Zudem schlug es durch, so daß man befürchten mußte, auf der andern Seite etwas ausgestrichen zu sehen, und sah auch, weil es sehr durchscheinend war, nicht gut aus. Man gab ihr daher eine Unterlage von der zweiten Haut und machte aus der ersten Haut Gewebe. Auch seine Größe hat man vermehrt. Das Regalpapier war einen Fuß breit und einen Kubitus lang, allein man sah den Nachteil davon ein, weil man durch Abreißen eines Blättchens viele Bogen beschädigte. Daher zog man das claudische Papier allen anderen vor, bei Briefen hielt man noch das augustische in Ehren; das livianische hat sein Ansehen als zweite Sorte behalten. Die Breite des Papiers

Das rauhe Papier wird mit einem Zahne oder einer Muschel geplättet, aber die Schrift hält sich nicht lange darauf. Geplättetes Papier zieht weniger an und glänzt mehr. Die Nässe, welche ihm erst aus Nachlässigkeit gegeben wurde, wirkt nachteilig darauf ein, und dies zeigt sich beim Daraufschlagen mit dem Hammer oder auch durch den Geruch wenn noch weniger Sorgfalt dabei verwandt ist. Das fleckige erkennt man am Ansehen, die Streifen aber an den Stellen, wo es zusammengeleimt ist, und wenn es gleich einem Schwamme Feuchtigkeit einsaugt, so fließt die Schrift aus. Soviel Betrug findet dabei statt. Man hat nun die Arbeit es zu verleimen von neuem.

Der gemeine Leim wird aus dem feinsten Mehle mit siedendem Wasser und etwas wenigem Essig bereitet, denn der Tischlerleim und der Gummi sind zerbrechlich. Noch besser thut man, wenn man sich des durchgeseiheten Wassers von gesäuertem Brote bedient, denn auf diese Weise kommt am wenigsten Unreinigkeit darunter; auch ist dies besser als Leinsamenschleim. Aller Leim darf nicht älter und nicht frischer als einen Tag sein. Hierauf wird das Papier mit dem Hammer dünn geschlagen, nochmals durch den Leim gezogen, wenn es sich gerunzelt hat, geebnet und wiederum geschlagen, durch diese Bearbeitung haben sich die Schriften von der Hand der Gracchen Tiberius und Cajus, welche ich bei Pomponius Secundus, einem hochberühmten Dichter und Bürger gesehen habe, so lange gehalten.

Auch die Papierstaude mißrät zuweilen, und man sah sich schon unter der Regierung des Tiberius aus Mangel an Papier veranlaßt, von Seite des Senates Schiedsrichter zur Verteilung desselben zu ernennen, sonst wäre das ganze Leben in Verwirrung geraten."

Wenn uns so der römische Naturforscher einen ausführlichen Bericht über die Herstellung des Papiers giebt, so läßt sich daraus schließen, wie sich allmählich dessen Gebrauch ausdehnte, und wie zu seiner Zeit der Buchhandel ein schon ziemlich entwickelter war.

Freilich blieb daneben das Pergament, dessen Bogen man falzte und wie etwa unsere Bücher in kleinerem oder größerem Formate heftete, immer noch im Gebrauch, obgleich ihm die damit verknüpften weit höheren Kosten keine solche Ausdehnung gaben, wie dem Papier. Die bei einzelnen Schriftstellern erwähnten Bücher auf Leder, Leinwand oder gar Seide, sind wohl nur als Ausnahme anzusehen.

Derselbe Plinius berichtet uns sodann auch über die
Die Tinte Tinte, die man im Altertum gebrauchte: „Den besten Kienruß liefert die Fichte Taeda. Man verfälschte ihn mit dem Ruße aus Öfen und Backstuben, dessen man sich zum Bücherschreiben bedient", und berichtet des ferneren, daß Schreib-

tinte, die man mit einem Aufguß von Absynthium versetzte, die Mäuse abhalte. Einen immerhin interessanten Beitrag dagegen liefert Winkelmann in seinem „Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen“, wo er berichtet: „Die Tinte der Alten war nicht flüssig, wie die unsrige und war nicht mit Vitriol gemengt. Dieses kann erstlich aus der Farbe der Buchstaben geurteilt werden, welche schwärzer noch als die gleichsam in Listen verwandelten Schriften sind, wodurch das Lesen derselben sehr erleichtert wird. Denn wenn es vitriolische Tinte wäre, würde dieselbe die Farbe zu viel im Feuer verändert haben und gelb geworden sein, wie es die Tinte in allen alten Handschriften auf Pergament ist. Daß die Tinte der herkulanischen Schriften nicht flüssig gewesen, zeigt die Erhabenheit der Buchstaben, welche sich entdecket, wenn man ein Blatt horizontal gehalten, im Licht besiehet; es sind dieselben alle vom Papier erhaben, folglich war dieselbe mehr der chinesischen Tinte ähnlich und eine Art von Farbe.“ Und ebenso weiß uns derselbe Forscher auch noch von dem Schreibinstrument der Alten bemerkenswerte Details zu geben: „Das Werkzeug zum Schreiben war eine sogenannte Feder von Holz oder Rohr, wie unsere Schreibfedern geschnitten, und zwar mit einem etwas langen Die Schreibfeder und nicht ausgehöhlten Schnabel. Eine solche Feder aus Buxbaum, wie es scheinet, hat sich erhalten, aber ist versteinert, und eine andere sieht man auf einem Gemälde, an ein Tintenfaß gelehnt, diese scheinet aus den Gliedern, an derselben gezeichnet, von Rohr zu sein. Eine andere Feder hält eine weibliche Figur von gebrannter Erde in der Hand und hier auf einem geschnittenen Steine des Poschischen Museums siehet man, daß die Alten die Feder ebenso wie wir gefasset haben. Der Schnabel muß sehr spitzig gewesen sein, denn die Buchstaben sind fein gezogen; da aber die Feder ohne Spalte war, konnte man den Buchstaben nicht so viel Licht und Schatten geben, als mit unseren Federn geschehen kann; es unterscheiden sich die Züge sehr wenig mit Stärke oder Dicke.“

Sind wir nun mit Hilfe unserer alten und neuen Autoren so genau über Papier und Schreibmaterial unterrichtet, so mag sich jedermann zunächst die Frage stellen, wie diese Gegenstände nun zur Herstellung des Buches benutzt wurden. Gewöhnlich wurde das Papier in 4 bis 6 Zoll breite Kolumnen abgeteilt und zwischen denselben wahrscheinlich mit roter Farbe Linien gezogen, welche dem Schreiber den für Buchstaben gewährten Raum anwiesen. Man beschrieb gemeiniglich das Papier nur auf der einen Seite und färbte die andere Seite mit cedrus oder Safranfarbe zum Schutze gegen Mäuse und Ratten. War das Buch zu Ende geschrieben, beschreibt Becker, so wurde dann erst vermutlich am letzten Blatte oder Streifen der Stab oder die Röhre befestigt, um welche es gewickelt werden sollte. Diese Röhren, welche an den herkulanischen Rollen sichtbar sind, standen auf keiner Seite über die Rollen hinaus, sondern ihre Enden lagen in der Fläche der Cylinderbasis. Es wurde ferner durch das Rohr ein Stäbchen gesteckt, das gleichsam dem Cylinder zur Achse diente, und an beiden etwas über die Fläche hinausstehenden Enden derselben wurden elfenbeinerne, goldene oder gemalte Köpfe befestigt. Vorher aber wurde die Basis der Rolle oben und unten sorgfältig beschnitten, mit Bimstein geglättet und schwarz gefärbt. Um die Rolle sicher vor Beschädigung zu bewahren, wurde sie dann in ein Pergament gewickelt, das äußerlich mit Purpur oder auch mit Gelb gefärbt war. Endlich kam noch der Titel hinzu, der auf einen schmalen Streifen Papyrus oder Pergament mit hochroter Farbe geschrieben war. Sollte dann freilich eine Rolle, die manchmal auch noch auf der ersten Seite das Bildnis ihres Verfassers zeigte, auch bequem und handlich sein, so durfte sie keinen übermäßigen Umfang haben. Anfänglich, ehe sich der Buchhandel weiter entwickelt hatte, setzte man auch Rollen von ganz bedeutendem Umfang an. Unter den ägyptischen Papyrusrollen findet man solche von 21, ja sogar von 42 Meter Länge. Letztere würden die ganze Odysee aufnehmen können, und in der

Die Herstellung der Bücher

Die Bücherrollen

Der Titel

Der Umfang der Rollen

That hat man auch in Griechenland Rollen besessen, welche den ganzen Homer, den ganzen Thukydides enthielten. Auch aus der römischen Literatur werden Bücher von bedeutendem Umfang erwähnt. Allein Rollen von so großem Umfang waren in mehr als einer Hinsicht unpraktisch. Da man beim Lesen die Rolle in Händen hielt und abwickelte, so war ein großes Volumen zum Halten sehr unbequem; nicht minder war das Zurückrollen gelesener Rollen, das Aufsuchen einer einzelnen Stelle u. dgl. sehr mühselig. So erklärt sich der bekannte Ausspruch des Callimachos „Ein großes Buch ist eine große Last". Ihm und seinen Collegen von der alexandrinischen Bibliothek verdankt man höchst wahrscheinlich die Neuerung die Buchrollen auf einen mäßigen Umfang zu beschränken; sei es nun, daß sich der Schriftsteller die fertige Rolle vom Papierfabrikanten kaufte, sei es, daß er sich dieselbe nach seinem Bedarf selbst aus den einzelnen unverbundenen Blättern zusammensetzte, er konnte in jedem Falle über ein Maximum also nicht hinausgehen. Was dieses Maximum anlangt, so galt ein solches nicht unterschiedslos für alle Litteraturgattungen; vielmehr waren für die einzelnen Gattungen verschiedene Buchmaxima oder Formate üblich. Man wählte nämlich für leichtere Lektüre, wie Poesien, Romane, Briefe u. s. w. kleinere Rollen, welche bequem zu handhaben waren; für Prosaschriften historischen oder sonst wissenschaftlichen Inhalts nahm man umfangreichere Volumina. Man berechnete nun den Umfang eines Buches in der Regel nicht wie bei uns nach Seiten, obgleich auch dies zuweilen vorkam, sondern nach Zeilen, und zwar nicht bloß bei poetischen Werken, wo eine solche Zählung sich von selbst ergab, sondern auch in Prosaschriften. Da nun jedes Blatt die gleiche Anzahl Zeilen hatte, so waren die Autoren leicht imstande, den Umfang ihrer Werke genau zu konstatieren, und verschiedene Schriftsteller haben auch am Schluß eines Buches ausdrücklich die Zeilenzahl notiert; auch die Bibliothekare trugen diese auf den Endseiten der Rollen stehenden Ziffern in ihre Kataloge ein.

Das Lesen der Rolle

Stichometrische Zählung

Indessen scheinen nicht diese Vorteile gerade die Veranlassung zu der sogenannten stichometrischen Zählung gewesen zu sein, vielmehr ist dieselbe aus den rein praktischen Tendenzen der Buchhändler und Abschreiber hervorgegangen. Der Buchhändler bestimmte nach diesen stichometrischen Vermerken den Ladenpreis der Exemplare, und der Abschreiber wurde nach der Zeilenzahl honoriert. Im Edikt des Diokletian werden für 100 Zeilen gewöhnlicher Schrift 40 Denare als Lohn angegeben (ungefähr 90 Pfennige); das galt aber natürlich nur für einen freien Arbeiter und abschreibende Sklaven erhielten selbstverständlich gar keine Bezahlung. Auch für die Länge der Zeile giebt es, ungeachtet daß auch größere oder kleinere Formate vorkommen konnten, eine bestimmte Norm; es ist dies der daktylische Hexameter, welchen man auch für die Prosa als Normalzeilenmaß beibehielt und auf ungefähr 35 Buchstaben oder 16 Silben berechnete. Von diesen Voraussetzungen aus hat sich die ungefähre Maximalgröße des antiken Buches ermitteln lassen. Dieselbe beträgt, die ältere Litteratur ausgenommen, beim Poesiebuche ungefähr 1000 Zeilen, beim Prosabuche scheinen 1500—2000 Zeilen Durchschnittsgröße gerechnet zu sein; es kamen aber viel bedeutendere Werke bis über 4000 Zeilen vor." (Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums, Bd. 1.)

Wenn uns nun unser Berichterstatter bis jetzt nur über das geschriebene Buch bei den Alten erzählt, so darf sich daneben wohl auch die Frage erheben, ob nicht auch schon im klassischen Altertum die Spuren einer Kunst, die mit unserem Buchdruck Verwandtschaft oder Ähnlichkeit hatte, zu finden seien. Und in der That war schon im frühen Altertum die Fertigkeit, Schriften oder sonstige Zeichen in Holz zu schneiden und auf die Weise mit einer Farbe oder in irgend einer weichen Masse abzudrucken, nicht unbekannt. Man kannte aber schon damals die beweglichen Buchstaben, man benutzte solche, aus Elfenbein geschnitzt, selbst bei den Königen als eine Art von Lesemaschine, und noch der heilige Hieronymus führt dieselben an. Daß man freilich dann

die Anfänge einer solchen Kunst nicht weiter verfolgte und sie ausbildend am Ende zum Buchdruck gelangte, ist auffallend, und zwar um so mehr, als wir da und dort bei einem jener Autoren wohl dem Gedanken hieran begegnen; allein nirgends die Spur eines Versuches, solchen auch praktisch auszuführen. Dagegen finden wir öfters schon eine Art von Buchillustration erwähnt, und Plinius weiß in seiner Botanik von einem jener Autoren zu berichten, die ihre Bücher mit Abbildungen versehen haben. Freilich urteilt er hier nicht sehr günstig über diese Methode: „Teils sei die Malerei trügerisch, teils verlasse bei so zahlreichen Farben, besonders in Bezug auf Nachahmung der Natur, den Kopierenden nicht selten das Glück". Weit günstiger spricht er sich über die Methode des M. Varro aus: „Daß es vormals enthusiastische Verehrer in Bildern gegeben, beweisen Attikus, jener treue Freund des Cicero, der darüber ein Buch schrieb, und M. Verro, welcher die nette Einrichtung traf, seinen zahlreichen Schriften nicht nur die Namen von 700 berühmten Personen, sondern auch ihre Bildnisse einzuverleiben, und dadurch verhinderte, daß ihre Gestalten verloren gingen, oder der Zahn der Zeit seine Wirkung auf die Menschen ausübte. Varro hinterließ uns dadurch ein selbst von den Göttern zu beneidendes Geschenk, denn er machte jene Personen nicht bloß unsterblich, sondern gab auch die Möglichkeit an die Hand, sie in alle Länder zu versenden, damit sie überall gegenwärtig seien und auch verschlossen werden könnten."

Buchillustrationen

Wir haben das Buch und seine Herstellung bis hinaus auf seine künstlerische Ausstattung bei den Alten verfolgt, um uns nun mit den Leuten zu befassen, in deren Händen die Herstellung und Verbreitung desselben lag, das heißt mit den Buchhändlern Roms und Griechenlands. Sehen wir uns zuerst in Athen und in Griechenland um, so finden wir hier, wie schon oben kurz erwähnt, nur wenige Nachrichten und spärliche Anhaltspunkte. Freilich wäre es bei einem Volke wie die Griechen, denen Kunst und Wissenschaft

Die Buchhändler Griechenland

wie selten einem anderen als eine der wichtigsten Lebensfragen erschienen, geradezu auffallend, wenn sie sich weniger als die Römer um die Verbreitung der Schriften ihrer Autoren gekümmert hätten. Sehen wir als den Ausgangspunkt alles geistigen Lebens in Griechenland die erhabene Gestalt des Homer, mit dessen Weiterleben in seinen Gesängen durch allerhand Abschriften sich namentlich Pisistratos ein nicht genug zu schätzendes Verdienst erworben, so erblicken wir neben ihm als seinen Jünger in der Förderung des geistigen Lebens Plato, und erfahren aus den Berichten seiner Zeitgenossen und Schüler, mit welchem Fleiß und welch peinlicher Sorgfalt sich dieser der Ausarbeitung seiner Schriften widmete. Er selbst dachte freilich von dem Beruf

Die Schriftsteller der

des Schriftstellers und des Buchhändlers nicht allzu hoch, und die letzteren selbst scheinen in Griechenland erst dann eigentlich zu einer richtigen Bedeutung gelangt zu sein, als die Schriftsteller selbst in ihren Schriften eine Quelle auch des materiellen Gewinnes entdeckt zu haben glaubten. So finden wir denn auch von dem Auftreten der Sophisten an, die eine populäre Richtung in der Litteratur anbahnten, eine weit häufigere Erwähnung von Büchern und Bibliotheken. Beispielsweise scheinen sich die Schriften des Protagoras aus

Verbreitung der Bücher

Abdera einer ziemlich starken Verbreitung erfreut zu haben, und Athenäos berichtet von bedeutenden Büchersammlungen, welche der Archont Eukleides und der Dichter Euripides angelegt hatten. Natürlich waren es vor allem wieder die klassischen Schriftsteller und unter ihnen als der erste wiederum Homer, die in keinem griechischen Hause fehlen durften, und daneben her liefen auch, wie heutzutage, Bücher, die allen möglichen praktischen Lebenszwecken dienten. Wir erfahren von Kochbüchern, Anstandsbüchern, Anekdotensammlungen, Rezeptbüchern u. a. m. und wenn wir uns, an dieses starke litterarische Bedürfnis bei den Griechen uns haltend, zu der Frage wenden, von wem und auf welche Weise diese Bücher verbreitet wurden, so erblicken wir in dem antiken griechischen Buchhändler einen Mann, der aus dem Geschäft des

Abschreibens ein einträgliches Gewerbe machte, und dadurch, daß er oft eine ganze Anzahl von Schreibern beschäftigte, die alle zugleich einem Vorleser nachschrieben, auch ziemlich hohe Auflagen in verhältnismäßig kurzer Zeit herzustellen imstande war. Für eine solche Herstellungsweise liefern uns die griechischen Autoren ziemlich viele Anhaltspunkte. So reiste Hermodoros, ein Schüler Platos, nach Sizilien, um dort die neuen Schriften seines Lehrers zu verkaufen, und daß mit Büchern auch ein bedeutender Exporthandel getrieben wurde, wissen wir von Xenophon, der in Salmydessus an der rumelischen Küste unter den Kaufmannsgütern neben allerhand Hausgerätschaften auch Bücher erblickte. Und bei Aristophanes lesen wir schon von dem „Büchermarkt" in Athen, wenn es in den „Vögeln" heißt: „Fürs erste flattern alle in der Früh nach dem Aufstehen, wie wir, zur Ätzung; dann fallen sie insgesamt in den Büchermarkt ein und warten dort die Volksbeschlüsse ab". Mit den öffentlichen Staatsschriften, sagt Göll, dem wir im wesentlichen in dieser Darstellung folgen, wurde überhaupt ein lebhafter Handel getrieben, und es gab fliegende Buchhändler, die dergleichen in der Stadt kolportierten und ausriefen, wie der Händler, mit Volksbeschlüssen in demselben Lustspiel, der sich mit den Worten einführt: „Ich bin Gesetzeshändler und gekommen um Euch neue Gesetze zu verkaufen", daneben zogen auch Bettelpriester und Wahrsager herum, welche Traktätchen voll magischer Spruch- und Gebetformeln vertrödelten, wie Euripides sagt: „vieler Bücher blauer Dunst". Für die Zeit Alexanders möge hier noch folgende Anekdote aus Zenons Leben von Diogenes und Laertes stehen: „Als er, schon 30 Jahre alt, nach Athen gekommen war, saß er einst bei einem Buchhändler. Dieser las gerade das zweite Buch von Xenophons Memoiren des Sokrates vor, und erfreut fragte Zenon, wo solche Männer zu finden wären. Da nun in diesem Augenblicke Sokrates vorüberging, zeigte ihm der Buchhändler denselben mit den Worten: Diesem schließe dich an". Zugleich kann man hieraus annehmen, daß die Buch-

Das Abschreiben

händler noch dadurch Käufer anzulocken suchten, daß sie in ihren Lokalen, die jedenfalls wie die Werkstätten anderer Handwerker, müßigen Leuten aller Klassen zur Zusammenkunft dienten, Stücke aus ihren vorrätigen Werken vorlasen.

Die Preise der Bücher

Leider lassen uns die griechischen Autoren betreffs des gewöhnlichen Preises des Buches mit einer Auskunft ganz im Stiche. Derselbe richtete sich wohl hauptsächlich nach dem Einkaufspreis des Papieres, allein wenn wir hierüber auch bei Demosthenes die Notiz finden, daß ein Stückchen Papier zu einer Schuldverschreibung um 3 Pfennige gekauft wurde, so sind wir doch im ganzen nur auf Vermutungen angewiesen. Was wir von Bücherpreisen bei Autoren finden, das bezieht sich zumeist auf seltene oder unedierte Autographen und es ist deshalb ungeheuer hoch. So ließ Plato, erzählt wiederum Göll, durch Dion von Syrakus die Bücher des Pythagoräers Philolaos um 2500 Thaler kaufen; allein Philolaos war derselbe, der etwas von der pythagoräischen Dogmatik veröffentlichte und der Verkauf war noch nebenbei an gewisse Bedingungen geknüpft. Für die 34075 Zeilen des Platonikers Speusippus zahlte Aristoteles nach dessen Tode 4715 Thaler. Die von Athen entlehnten, aber nicht wiedergegebenen Urschriften der drei großen Tragiker ersetzte Ptolemäos Euergetes durch einen Schuldnachlaß von 23500 Thaler. Aus solchen Preisen einen Schluß auf den gangbaren Wert der Bücher in Griechenland zu machen, wäre ebenso, als wollte man sichere Bücherpreise für die römische Zeit daraus entnehmen, daß dem Naturforscher Plinius für seine Exzerptensammlung von jemand 20000 Thaler geboten worden sind, oder daß der Grammatiker Andronikus Pompilius sein Hauptwerk aus Armut um 1150 Thaler losschlug. Auch in diesen Fällen waren die Käufer keine Buchhändler, sondern Schriftsteller oder Bewunderer. Davon ferner, daß der Verleger dem Autor ein Honorar gezahlt habe, ist gar keine Rede, und man kann sich bei der herrschenden Gewerbefreiheit auch nicht gut denken, wie das litterarische Eigentumsrecht der Abschreiber zur Geltung habe

kommen können, ohne welches natürlich jede Honorarzahlung nur insofern nicht ganz unbillig gewesen wäre, als der erste Verleger den Besitz der korrekten Urschrift seinem Konkurrenten gegenüber voraus hatte. Ereilte die Bücher das Schicksal der Makulatur, so wanderten sie zum Krämer, besonders Makulatur zum Weihrauchhändler. Von dem Dichter Anaxandides wird berichtet, daß er alle seine durchgefallenen Stücke zu Weihrauchdüten verdammte. Da der Papierstreifen — wie oben schon gesagt — bloß auf der einen Seite beschrieben wurde, so pflegten wohl auch, wie in Rom, die reinen Seiten von ausgemerzten Büchern in den Schulen vollgeschrieben zu werden. Auch war das Nilpapier von solcher Haltbarkeit und die Tinte so wenig ätzend, daß sich die Schrift mit einem Schwamm auswischen und das Papier noch einmal brauchen ließ. Noch sei endlich bemerkt, daß bei der Schwerfälligkeit der Vervielfältigungsart die litterarischen Novitäten doch ziemlich spät in entfernte Gegenden gelangt zu sein scheinen. Im Jahre 413 kannte man auf Sizilien noch nicht die Dramen des bereits 441 zum ersten male bekränzten Euripides und die gefangenen Athener, welche Bruchstücke derselben aus dem Gedächtnis rezitieren konnten, sollen infolge dessen bessere Behandlung erfahren, ja sogar zum Teil die Freiheit erhalten haben.

Einen noch klareren Einblick als in das griechische Buchwesen erhalten wir in dem der Römer, ja wir finden dort, nachdem Rom einmal mit hellenischer Bildung auf allerlei Rom Wegen vertraut geworden war, schon eine ziemlich sorgfältig ausgearbeitete Organisation des Buchhandels, so etwas wie eine Trennung von Verlag und Sortiment vor. Erwähnen wir als die älteste Buchtaberne Roms diejenige, in welche sich Clodius rettete, nebenbei, und bemerken, daß wir diese Notiz dem Cicero entnehmen, so führt uns der Name dieses Autors auch sofort zu dem ersten römischen Verleger, zu Ciceros Freund Attikus, und die da und dort in dessen Schriften verstreuten Notizen lassen auch erkennen, daß schon in Ciceros Jugendzeit der römische Buchhandel ein ziemlich

ausgedehnter war, daß Attikus als Verleger in Rom selbst eine ziemliche Anzahl von Konkurrenten hatte. Mag dieser wohl ursprünglich nur für seinen Privatgebrauch gearbeitet haben, so dehnte er doch als spekulativer Kopf seine Arbeiten immer mehr aus, und da er in der Ausgabe der ihm anvertrauten Werke mit ganz besonderer Sorgfalt verfuhr, so mag ihm wohl neben Cicero noch mancher andere Autor den Verlag seiner Werke angeboten haben. Neben diesem Attikus nennen wir aus der Zeit der augusteischen Dichter die Socii fratres; wir lernen unter der Regierung Domitians einen Buchhändler namens Tryphon kennen, der das erhaltene große Werk Quintilians herausgab, und von diesem in seiner Dedikation als dessen moralischer Urheber angeredet wurde. Derselbe Mann scheint Martials Verleger gewesen zu sein, obgleich gerade dieser Dichter seine Werke auch noch bei anderen Buchhändlern untergebracht zu haben scheint. Daneben lief dann die ganze Schar jener ungebildeten Buchkrämer her, die in Rom den Stand zu einem keineswegs sehr ehrenvollen machte.

Die Buchhändlerläden

Meist lagen die römischen Buchhändlerläden am Forum, in der Nähe der Kurie, so das Geschäft der eben erwähnten Brüder Socius, während Quintus Pollius Valerianus und Atrektus Sekundus ihre Bücher gegenüber dem Forum Cäsars im sogenannten Argiletum verkauften. Später fand man die meisten Buchhändlerläden in der Sigillenstraße und in der Schuhmachergasse. Mit dem Laden selbst stand gewöhnlich die Offizin, in welcher sich das Personal des Buchhändlers, die Abschreiber und die Buchbinder, befanden, in Verbindung, obgleich bei kleineren Geschäften beides wohl auch in einem Lokale vereinigt gewesen sein mag. Hatten sich in früherer Zeit, da die litterarischen Bedürfnisse noch keinen so bedeutenden Umfang angenommen hatten, die Buchhändler selbst mit dem Anfertigen von Kopien befaßt, so mußten nun bei der wachsenden Ausdehnung des Verkehrs Abschreiber gewonnen werden, die besonders auf solche Arbeiten eingeübt waren. Freilich läßt sich diese allgemein

bekannte Ansicht nicht unzweifelhaft bestimmt nachweisen, und Haenny beispielsweise bestreitet dieses alles in seinem Büchlein „Schriftsteller und Buchhändler im alten Rom“ aufs entschiedenste. Ebenso sind wir über die Auflagehöhe der römischen Schriften nicht in Sicherheit, und es mag wohl hauptsächlich von dem Belieben des Buchhändlers abgehangen haben, in wie viel Abschriften er ein Werk verbreiten wollte, wenn er es nicht gar vorzog, erst mit einer kleineren Anzahl die Stimmung des Publikums zu erforschen, und dann erst die Auflage zu bestimmen. Freilich, um einigermaßen ein Buch unter das Publikum zu bringen, mußten mindestens 1000 Exemplare hergestellt werden, und wir besitzen hierfür einen bestimmten Anhaltspunkt in der Angabe, daß Regulus den Nekrolog seines frühe verstorbenen Sohnes in einer Höhe von 1000 Exemplaren verbreiten ließ. Keineswegs ist aber damit gesagt, daß dadurch dem litterarischen Bedürfnis vollkommen genügt wurde. Außer Rom standen ja dem Buchhandel auch noch die Provinzen offen, und man sandte mit Vorliebe dorthin die Restauflagen von Werken, die in der Hauptstadt den Reiz der Neuheit bereits verloren hatten. So waren namentlich an Mittelpunkten der Provinz, wo sich das geistige und litterarische Leben der Hauptstadt wiederspiegelte, Buchhändler etabliert, die den Vertrieb der aus Rom kommenden Bücherwaren übernahmen, und wir wissen beispielsweise, von Lugdunum und Vienna, daß dort der Buchhandel lebhaft betrieben wurde. Und mit Rücksicht auf die Provinz redet ja wohl Horaz sein Buch an: „Teuer wirst du Rom sein, bis dich der Jugend Reiz verläßt; sobald du beginnst, von den Händen der Menge begriffen, dein Ansehen zu verlieren, wirst du schweigsam träge Motten mästen, oder nach Utika fliehen, oder als Gefangener nach Lerida gesandt werden“. „Wer sich“, schildert Birt, „den Buchbedarf der damaligen gebildeten Gesellschaft zu vergegenwärtigen sucht, dem belebt sich notwendig das Getriebe des antiken Büchermarktes ins wunderbare. Die Papierfabriken Ägyptens werfen monatlich, wöchentlich

Auflagehöhe

Der antike Büchermarkt

tausende fertiger Rollen ins Ausland, insbesondere nach Rom. Die Bibliopolen kaufen sie per Ladung und lagern sie in Speichern. Die Werkstätten der Vervielfältigung versammeln große Sklavenscharen, und alle geübten Hände folgen gemeinsam dem geschwinden Diktat, in welchem ein Autor den andern ablöst. Andere lesen Korrektur, die Glutenatoren sorgen für Einband und Titel. In der Taberne liegt das fertige Buch nun aus, den Neugierigen lockend, und es findet sich hier lese- und plauderlustig die schöngeistige Welt, mit Litteraten, Gelehrten und Buchkennern die blasierten Müßiggänger der Highlife. Enthusiasmus führt hierher, oder Neugierde oder bloßer Sport. Hier wird ein Virgilbuch für den Schulbedarf um ein par Pfennige erhandelt, dort die neueste der Novitäten vorgelesen, gekauft oder weggeworfen, hier Unsummen verschleudert für die vorgebliche Originalrolle eines Cato Lucilius Demosthenes oder Thukydides, dort eine Massenbestellung gemacht von Büchern zur Dekoration der neuen Villa." So sah es in Rom aus und so gestaltete sich das Leben des Buchhandels auch in den anderen Städten, die in Geschäftsverbindung mit der Hauptstadt standen. Da waren es neben den beiden oben genannten namentlich auch noch die berühmteren Studiensitze, wie Alexandrien, Karthago, Tarsus, Antiochia, Smyrna, Apollonia, Massilia, Athen u. a.; ja an den Häfen der Seestädte fand man die Buden der Buchhändler. Neben den Bibliomanen, die den zeitgenössischen Satirikern reichlichen Stoff bieten mochten, waren natürlich vor allen anderen die Bibliotheken, deren in Rom allein von Augustus bis Hadrian neunundzwanzig eingerichtet wurden, Kunden der Buchhändler. Doch gab es auch unter den Privatleuten reiche Männer genug, die es sich zur Pflicht machten, gelehrte Werke zu kaufen, oft aus Interesse, oft auch nur aus bornierter Eitelkeit und ohne jedes Sachverständniß, denn das Lesen war namentlich in Rom ja Mode. Für die Mahlzeit und für das Bad, für das Einschläfern und für die Reise hatte man seine Bücher bei sich, und ein charakteristisches Beispiel für die Lesewut des Römers bietet

Die Studiensitze

Die Lesewut des Römers

der jüngere Plinius, der in Misenium bei dem die Vesuvkatastrophe begleitenden furchtbaren Erdbeben ruhig seinen Cicero las. Und weil bekanntlich Zahlen beweisen, so mag hier angeführt werden, daß beispielsweise Perseus, obgleich noch jung, 700 Bücher hinterließ, während ein Grammatiker Epaphrodites deren 30000, und ein Serenus Sammonikus gar 62000 besaß. Ein armer Mann wie Martial dagegen verfügte höchstens über eine Bibliothek von 120 Bänden.

Knüpft sich hieran naturgemäß die Frage, wie sich denn im alten Rom der Preis eines Buches gestellt habe, so läßt sich hier keine Durchschnittsnorm aufstellen.

Wir folgen, um uns über diese immerhin interessante Frage zu informieren, gern der trefflichen und eingehenden Darstellung Gölles hierüber: „Der Preis der Bücher in Rom, schreibt dieser, war natürlich nach Kalligraphie, reicherer Ausstattung, Korrektheit, Alter, Format, sehr verschieden. Wären sie kostspielig gewesen, so hätten sie nicht so verbreitet sein können, und daß sie im ganzen für die damaligen Verhältnisse nicht zu teuer waren, geht auch aus den wenigen Stellen hervor, die uns direkte Bücherpreise nennen. Da haben wir zuerst ein Gedicht in den „Wäldern" des Statius, in dem der Dichter gegen einen Freund über ihre beiderseitigen, aus Büchern bestehenden Saturnaliengeschenke scherzt: „Wollen wir einmal zusammenrechnen," schreibt er, „mein Buch war purpurn, aus neuem Papier, mit zwei Knöpfen verziert und kostete mich, außerdem daß es von mir war, zehn Asse (50 Pf.). Du schenkst mir ein von Motten benagtes, durch Moder morsches, es verdiente von libyschen Oliven zu triefen, oder Weihrauch vom Nil oder Pfeffer zu bewahren, oder byzantinischen Pöklingen zu duften, und das nicht einmal deine Worte enthält, sondern des alten Brutus lässige Perioden, gekauft aus der Masse eines unglücklichen Bücherhökers, für nicht mehr als einen verschlagenen Aß." Wir wissen freilich nicht wie groß das Geschenk des Statius gewesen ist, aber billig bleibt der Preis immer, selbst für den Werth des Einbandes allein. Etwas deutlicher drückt

Bücherpreis in Rom

sich Martial an mehreren Stellen über den Verkaufspreis seiner Epigramme aus. Zuerst weist er im ersten Buche einen zudringlichen Menschen, der ihn immer mit der Bitte verfolgt hatte, ihm seine Gedichte zum Durchlesen zu leihen, an die Adresse des Buchhändlers und fügt hinzu: „Vom ersten oder zweiten Fache wird er dir für fünf Denare (4 M. 30 Pf.) den Martial geben mit Bernstein geglättet und mit Purpur geschmückt". Nun läßt sich freilich weder darüber streiten, ob dieses Epigramm erst später vom Dichter, der doch natürlich den Verkaufspreis nicht wissen konnte, in das erste Buch eingeschaltet worden sei oder ob Martial mit dem epigrammaton libellus gar nicht das erste Buch, sondern die vor diesem edierten Xenia und Apophoreta gemeint habe. Im ersten Falle bezöge sich die Summe auf 119 Epigramme und wäre noch mäßig. Dasselbe erste Buch enthält aber noch eine andere Preisbestimmung. Der Dichter ruft nämlich einem litterarischen Eigentumsverwechsler zu: „Du irrst, habgieriger Dieb meiner Schriften, wenn du glaubst, ein Dichter werden zu können, um den Preis, den die Abschrift kostet und ein geringer Einband. Des Publikums Beifall bekommt man nicht für 6 oder 10 Sesterzen (1,30 M. oder 2,20 M.)" Wiewohl auch hier schwerlich das erste Buch gemeint ist, sondern das früher veröffentlichte, oder Martial noch einen Durchschnittspreis angeben will, so kann man in der erstgenannten Summe den Preis einer Prachtausgabe, in der letzten den einer Auflage für das Volk erkennen.

Prachtausgabe und Volksausgabe

Am bestimmtesten äußert sich aber Martial über die billigste Ausgabe der Xenien. „Den ganzen Schwarm der Xenien in diesem schwachen Werkchen wirst Du um 4 Sesterzen (88 Pf.) zu kaufen bekommen. Vier sind noch zu viel, es könnte die Hälfte kosten, und der Buchhändler Tryphon würde noch Gewinn haben." Dieser Preis ist sehr billig, denn die Xenien bestehen außer den 3 Eingangsepigrammen aus 124 Distichen und füllen beinahe einen heutigen Druckbogen. Freilich mag auch das Kopieren den Abschreibern sehr schnell von der Hand gegangen sein, dann möchte

man kaum die „Stunde“ wörtlich nehmen, wenn der Dichter unter den guten Gründen für die Kürze des einzelnen Buches Folgendes angiebt: „Erstens, weil ich weniger Papier brauche, zweitens, weil der Buchhändler dies in einer Stunde fertig bringt, und nicht zu viel Zeit auf meine Scherze verwenden wird“. Wer sollte glauben, daß zu 93, zum Teil ziemlich großen Sinngedichten mit 546 Versen nicht mehr Zeit erforderlich gewesen wäre. Es wären dann auf die Minute 9 Verse gekommen. Wenn man aber nach einem Durchschnittspreis für den ganzen Martial sucht, so nehme man die wohlfeilen Xenien mit der erwähnten Volksausgabe des ersten und zweiten Buches zusammen. Das Ergebnis der Durchschnittsrechnung wird sich dann ungefähr auf 1,50 stellen, und man könnte so eine billige Ausgabe sämtlicher 14 Bücher auf 7 Thaler schätzen, einen Preis, der, wenn man für die einzelnen Einbände die Hälfte in Abzug bringt, gering genug ist. Die Prachtausgabe dagegen wäre nicht unter 20 Thalern zu haben gewesen. Zu des Grammatikers Gellius Zeit kaufte dessen Kollege Fidus Optatus das zweite Buch der Aeneide für 20 Goldstücke (ca. 137 Thlr.) und das ganze Epos wäre hiernach auf 1644 Thaler zu stehen gekommen. Freilich war es ein uraltes Exemplar, das der Käufer für autograph hielt“.

Der Durchschnittspreis

Können wir also eine definitive Angabe über den Preis eines Buches nicht machen, so sind wir noch mehr im Unklaren, wenn wir uns über das Verhältnis zwischen Verleger und Autor, insbesondere über die Honorarfrage zu orientieren suchen. Haben wir ja doch hierbei vor allem andern zu beachten, daß die Stellung des römischen Litteraten eine ganz andere war, als wir nach unseren modernen Begriffen anzunehmen geneigt sind. Läßt sich für dieselbe überhaupt bei uns ein Vergleich finden, so haben wir eher an das Verhältnis unserer mittelalterlichen Dichter zu denken, deren Hauptbelohnung für ihre poetischen Leistungen nicht in einem geschäftsmäßigen Honorar, sondern in freiwilligen Gaben und Geschenken der Fürsten, die sie sich eben durch ihre Lieder

Verleger und Autor

Freiwillige Gaben

zu Gönnern gewonnen hatten, bestand. So mahnt es uns beispielsweise an das Leben Walthers von der Vogelweide, wenn wir erfahren, daß Mäcenas seinem geistreichen Freunde Horaz ein Landgut zum Geschenk gemacht habe, und Vergil wurde von seinen Gönnern Mäcenas, Augustus, Varius so reichlich beschenkt, daß er ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Freilich gehören dann hierbei Thatsachen, wie diejenige, daß ihm einst Oktavian für jeden Vers einer Stelle in seiner Aeneis 10000 Sesterzen = 725 Thaler auszahlen ließ, weit eher in das Kapitel weiblicher Poetenschwärmerei, als in das einer vernünftigen Patronschaft. Durch solche Gaben mußten sich dann freilich die Autoren dafür schadlos halten, daß ihnen von Seiten ihrer Verleger noch nicht die Spur
Honorar eines Honorars zugekommen zu sein scheint. Wenigstens finden wir in Ciceros Briefwechsel mit seinem Verleger Attikus keinerlei Andeutung über diesen Punkt, auch Quintinian scheint etwas wie eine Honorarforderung gar nicht zu kennen, und so scheint Juvenals Klage in seinen 7 Satiren:

Dann ist euer Bemühen fruchtbringender, die ihr Geschichte
Schreibet? es heischet die Zeit das mehr und es heischet des Öls mehr,
Denn hier fehlet das Maß, es erhebet das tausendste Blatt sich
Allen und wächst und machet sie arm durch die Menge Papieres;
Also gebeut Unmasse des Stoffs und der Werke Gesetz es.
Doch was bringet's für Saat? was trägt der geöffnete Boden?
Gibt Historikern wer, was des Tagblatts Lesern er gäbe?

vollkommen berechtigt zu sein und scheint nebenbei dadurch, daß von einem Honorar auch nicht mit einer Silbe gesprochen wird, zu beweisen, daß man ein solches überhaupt nicht kannte.

Sucht man unter den römischen Dichtern nach einem Autor, der eine Illustration für diese an und für sich dürftige Lage der römischen Dichter bietet, so finden wir eine solche in Martial, der, seinem Charakter nach ein niedriger Schmeichler, aus seinen poetischen Gaben möglichst viel Nutzen zu ziehen suchte, ein Streben, unter welchem freilich nicht seine Verleger, sondern allein seine Leser und seine Schützlinge zu leiden hatten. Diesen tritt er immer wieder

und wieder mit ziemlich deutlichen Anspielungen auf ein von ihm erwartetes Honorar nahe, und insbesondere der Schluß des elften Buches seiner Epigramme:

Wenn auch, dünkt mich, du satt des so langen Bücheleins sein kannst,
Forderst du, Leser, von mir einige Distichen noch.
Lupus will jedoch Zins und die tägliche Speise die Knaben,
Gruß Dir. Du schweigst, merkst nichts, Leser? so lebe nur wohl.

deutet doch ziemlich unverblümt darauf hin, daß er von dem also angeredeten Leser nicht blos Lob, sondern auch klingenden Lohn erwartet, da ja doch ein etwa vereinbartes Buchhändlerhonorar diesen mehr oder weniger illusorisch gemacht hätte. Zudem kannte man ja in Rom ebenso wenig wie ein Honorar auch ein gesetzlich geschütztes Autorrecht: „Trotz des ausgedehnten Geschäftsbetriebes findet sich keine Spur der Anerkennung einer Art von Verlagsrecht, geschweige denn, daß dieses durch ein Gesetz geschützt, der Nachdruck, oder vielmehr die Nachschrift durch ein solches verboten gewesen wäre. Es findet sich auch nirgends eine Spur, noch weniger eine Klage, daß man hier eine etwaige Verletzung von Eigentumsrechten für denkbar gehalten habe. Einmal konnten einer solchen Verletzung große Auflagen vorbeugen; dann ließ sich der mutmaßliche Erfolg und Absatz eines Buches ziemlich genau nach dem Beifall berechnen, welchen es bei dem in Rom vor seiner Vervielfältigung üblichen öffentlichen Vorlesen fand; endlich aber mag, wie Birt sehr richtig vermutet, unter den Handschriftenhändlern das freundschaftliche Übereinkommen bestanden haben, einander keine neuen Verlagsartikel nachzuschreiben, wie ein solches bezüglich des Nachdruckes noch heutzutage vielfach unter den Verlegern derjenigen Länder üblich ist, welche einander keinen gesetzlichen Schutz gegen letzteren gewähren, wie z. B. England und die Vereinigten Staaten.“ (Kapp S. 11.)

Autorrecht

Unsere Schilderung des römischen Buchwesens befaßte sich hauptsächlich mit der Zeit der Kaiser, eine Periode, in der durch das Zusammenströmen aller Bildungselemente in der Hauptstadt in dieser sich ein geistiges Leben entwickelte,

das wohl einen andern Anblick gewährte, als etwa das in Athen, aber doch auch reich genug war, um allen denen, die mit ihm in Berührung kamen, Nahrung und Anregung zu geben. Und jene gewaltige Revolution, die mit dem Erscheinen des Christentums in den Gang der römischen Geschichte eingriff, die, die Welt umgestaltend, allmählich auch die altrömische Bildung verdrängte und ein neues Leben schuf, sie drückte auch dem Buchwesen ihren Stempel auf und schuf es in einer Weise um, die es in ihren Zwecken dienstbar machen sollte.

Das mittelalterliche Buchwesen.

Bücher regieren die Welt und die Tinte ist das fünfte Element. Weber.

Ueber das in all seinen Grundlagen wankende und morsche Heidentum brach die rauhe und ungefüge Kraft der Barbaren herein. Langsam, im Anfang bedrückt und verfolgt, dann geduldet und endlich gesetzlich bestätigt, hatte sich das Christentum Bahn gebrochen. Gewaltig rangen der alte und der neue Geist mit einander, noch standen neben den christlichen Gotteshäusern die heidnischen Tempel, und noch scharten sich um diese eine Anzahl von Getreuen, die nichts wissen wollten von einer Religion des Kreuzes, die in den Christen verrückte Schwärmer sahen und spottend auf die Todessehnsucht derselben, auf ihre Freude am Märtyrertum blickten. Und mit Ingrimm sahen sie, daß dort, wo einst eine heitere Götterwelt in seligem Genießen gelebt, nun sich der junge Stamm erhob; sie verstanden den Gott nicht, der blutend

Das Christentum

am Kreuze hing, und verstanden nicht die gewaltige Lehre, die aus seinem Munde gekommen! Aber sie brach sich mächtig Bahn, und ob man auch zähe fest halten wollte an seinem Glauben, aus der Weiber und der Kinder Munde mußte man die Kunde vom gekreuzigten Christus vernehmen, und vor seinem Bilde sanken die heidnischen Götterscharen zusammen in wesenlosen Dunst, aus dem sich wachsend und alle Welt mit seinem Liebesglanz erquickend, die Gestalt des Messias erhob!

Wir wissen aus der Geschichte, mit welchen Mitteln man das Christentum bekämpfte. Sah man im Anfang in der kleinen Schar nur verrückte Juden, die wohl bald würde zum alten Gehorsam zurückkehren, wenn erst einmal ihr Anführer gerichtet sei, so mußte man bald gewahren, daß gerade dessen Tod seine Anhänger in ihrem Glauben nur festigte, und daß seine Lehre von Mund zu Mund gehend immer mehr Jünger gewann. Und meinte man dann mit Feuer und Schwert gegen dieselben wüten und so das Übel im Entstehen ersticken zu können, so sah man bald, daß das Christentum auch der brutalsten Gewalt trotzte, man mußte sich am Ende zu einem Vergleich verstehen, und sein eigenes Existenzrecht dem neuen Glauben gegenüber zu beweisen suchen. Und es läßt sich mit Leichtigkeit aus der Geschichte ersehen, daß in diesen Zeiten das geistige Leben immer neue Blüten trieb. Mußte man ja bald auch unter der jungen Gemeinde der Christen Spaltungen und Dogmenstreitigkeiten

Streitschriften

konstatieren, und alle die Streitschriften hinüber und herüber, zwischen Christen und Christen, zwischen Juden und Christen, zwischen Christen und Heiden, boten dem römischen Buchhandel, der sich glücklich durch alle die Zeiten der Verfolgung und Not gerettet, nun ein neues Feld der Thätigkeit. Aber wie ich am Schlusse des vorhergehenden Kapitels bemerkte, er wurde nun einer Macht dienstbar, die seinem ganzen Wesen eine andere, eine weit ernstere Gestalt gab, ihm aber auch eine weit größere Bedeutung im öffentlichen Leben verlieh, als das zuvor der Fall gewesen war.

„Erst der Sturz des Gotenreiches“, sagt Kapp, „begrub die reiche antike Welt von Schönheit, Kraft und Geist in Schutt und Asche; erst jetzt zertrat der schwere Fuß des Barbaren und zertrümmerte die rohe Faust des eindringenden Eroberers die tausendjährigen geistigen Schätze Roms und mit ihnen zugleich diejenigen der ganzen damaligen gebildeten Welt“. Rom selbst bot einen traurigen Anblick: „die fünfmal in einem kurzen Zeitraume durch Krieg eroberte Stadt hatte das Äußerste gelitten. Hunger, Schwert und Pest hatten die Bewohner in Scharen dahingerafft; samt und sonders zu einer Zeit von den Goten aus der Stadt getrieben, waren sie darauf wieder, doch nicht mehr in gleicher Anzahl zurückgekehrt, um von neuem den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt zu sein. Wir können die Einwohnerzahl Roms nach Beendigung desselben freilich nicht mit Bestimmtheit angeben, aber nach den Berechnungen der Wahrscheinlichkeit dürfte sie mit 50000 Seelen wohl eher zu hoch als zu niedrig angeschlagen werden, denn die Erschöpfung Roms war zu keiner Zeit, selbst nicht in der Periode des sogenannten Exils der Päpste zu Avignon größer, als nach Beendigung des Gotenkrieges. Weder Gold noch Silber war in der Stadt zu finden, es sei denn in den Kirchen; der Privatbesitz mit allen seinen Rechten an solchen römischen Kostbarkeiten des Altertums und der Kunst, welche den Vandalen und den Goten Totilas entgangen sein mochten, war durch die Not der Belagerungen und die Erpressung der habsüchtigen Griechen völlig verschwunden, und die übrig gebliebenen Römer erbten von ihren Vorfahren kaum mehr als die nackten verwüsteten Wohnungen oder die Eigentumsrechte auf entfernte Besitzungen und nahe Äcker der Campagna, welche, schon seit dem dritten Jahrhundert öde, nun völlig in eine menschenleere Wüste verwandelt war, von der auch der letzte Kolone durch den Krieg mußte verjagt oder getötet worden sein. Der damalige Zustand Roms spiegelt sich geradezu an dem allgemeinen Zustand Italiens nach dem Gotenkriege ab, und ihn zu schildern verzagen wir

Die tausendjährigen geistigen Schätze Roms

und bekennen, wie ein ruhiger und gründlicher Geschichtsschreiber über jene Epoche es gesagt hat, daß die menschliche Seele in sich nicht die Kraft zu finden vermöge, soviel Wechselfälle des Glücks, soviel Vernichtung von Städten, Flucht von Menschen, Mord von Völkern nur mit dem Gedanken zu umfassen, geschweige denn mit Worten zu erschöpfen. Italien war meist mit Leichen und Trümmern bestreut, von den Alpen bis Tarent; der Hunger und die Pest, den Spuren des Krieges folgend, hatten ganze Landschaften völlig zu Einöden gemacht, und des Kaisers Justinian Name wird unter den Königen, deren Ländergier und Ehrgeiz die einfältigen Völker sich zum Opfer hingaben, immer eine der ersten Stellen einnehmen. Prokopius hat es unternommen, die Zahl der durch die griechischen Kriege Umgebrachten zu berechnen, aber er verzweifelt den Sand am Meere zu zählen. Für Afrika rechnet er fünf Millionen, und weil Italien dreimal größer war, als jene ehemals vandalische Provinz, so meint er, es sei der Verlust im Verhältnis beträchtlicher gewesen. Ist dies gleich eine Übertreibung, da das damalige Italien schwerlich mehr als fünf Millionen Einwohner zählen konnte, so ist es doch offenbar, daß es mindestens den dritten Teil davon durch Kriege, Seuchen und Hunger verlieren mußte". (Gregorovius.)

Die germanischen Stämme

Die germanischen Stämme traten die geistige Erbschaft Italiens an. Nach einer Zeit, in der beinahe alle geistige Thätigkeit gelähmt gewesen, in welcher der Kampf ums Dasein den einzelnen, wie ganze Völkerschaften bis aufs äußerste angestrengt, finden wir die Spuren einer litterarischen Thätigkeit erst langsam wieder auftauchen, und diesmal unter Verhältnissen, die einen charakteristischen Unterschied von der früheren Periode bilden! Wir haben bei der Darstellung des römischen Buchhandels gesehen, wie derselbe mitten in der Öffentlichkeit seinen Sitz aufschlug, wie in Rom und in Italien das litterarische Leben beinahe sämtliche Kreise der Bevölkerung in seinen Bereich zog, und wie Buchhändler und Autoren sich in dem Streben geeinigt hatten,

ihre Produkte durch eine möglichst hohe Auflage in alle Weltgegenden zu verbreiten. Sie boten freilich eben auch Stoffe, die nicht allein den Gelehrten, die auch den Mann des Volkes anzogen und erfreuten, ihre Litteratur griff mitten hinein ins volle Menschenleben und zwang so die ganze Nation, soweit sie nur irgendwie auf Bildung Anspruch machen wollte, das litterarisch-geistige Altertum und seine Resultate zu einem wesentlichen Faktor ihres Lebens zu machen. Wir haben noch in der ersten christlichen Zeit darauf hingewiesen, was auch hier noch eine reiche Litteratur ins Leben rief und zur Teilnahme an derselben veranlaßte. — Nach den Stürmen der Völkerwanderung bot die Welt ein anderes Bild und den Mittelpunkt des geistigen und politischen Lebens bildete nicht der Kaiser, sondern eine Macht, die in ihm nur ihren ersten Diener erblickte: die Kirche. Sie regierte die Welt. In ihren Händen liefen Fäden zusammen, aus denen sich die Geschicke der Völker spannen, und ihre Völker fühlten sich auf der Höhe, zu der sie sich emporgeschwungen, berufen, in allen Dingen das entscheidende Wort zu sprechen. Und so sehen wir bald auch die ganze geistige Bildung des Mittelalters in seinen Anfängen durch sie bedingt und beherrscht; wir gewahren in den Klöstern ein reiches, freilich auch einseitiges und dem Leben des Volkes abgewandtes litterarisches Schaffen, und müssen uns hier erst heimisch machen, wenn wir die Spuren des Buches, die wir in den Stürmen der vergangenen Jahrhunderte verloren, wiederfinden wollen! Und wir finden es wieder, freilich in mannigfach veränderter Gestalt; aber mit staunender Verwunderung sehen wir hier eine Farbenfreude und einen schmückenden Kunstsinn sich entfalten, den wir nimmermehr bei diesen weltabgeschiedenen Menschen gesucht hätten, gleich als wollten sie sich für das, was sie vermißten, einen fröhlichen Ersatz in ihrer Kunst schaffen! Und wollte die Pracht der kirchlichen Bauten nicht allein die Machtstellung der Kirche zeigen, sondern auch auf des Menschen Sinn und Gemüt fesselnd und befangend einwirken, so sollte

Die Kirche

Die Klöster

das farbenreiche Buch mit seinen zierlichen Miniaturen, Initialen und Vignetten nicht nur das seines heiligen Inhalts allein würdige Gewand bilden, sondern auch des Lesers Auge fesseln und ihm Gottes Wort zu seinem liebsten Schatze machen.

Treten wir nun freilich der Entwicklung des Buches in dieser seiner Phase entgegen, so dürften wir, ehe wir uns auf seine künstlerische Ausstattung und seine Verbreitung einlassen, auch hier wiederum erst darauf zu achten haben, welches Material man zu seiner Herstellung benutzte. Haben wir im Altertum schon als für litterarische Aufzeichnungen aller Art neben dem allgemein gebräuchlichen Papier und Pergament auch Stoffe wie Holz, Stein, Metall kennen gelernt, so treten uns dieselben nun auch im Mittelalter wiederum entgegen. Selbst dem Gebrauch von Wachstafeln, die aus hölzernen, manchmal aus besonders reich geschnitzten elfenbeinernen Platten bestanden, die durch Bänder buchförmig verbunden, meist am Gürtel getragen wurden, begegnen wir noch im Mittelalter, und wenn diese Art der Vervielfältigung auch verhältnismäßig am frühesten verschwand, so hat sie sich doch an einzelnen Orten, so in Halle, bis 1783 und in Schwäbisch Hall bis ins Jahr 1812 erhalten. Das am meisten benutzte Material blieb aber auch im Mittelalter das Pergament, nachdem das aus Ägypten bezogene Papier, dessen Fabrikation dort auch nach der Eroberung des Landes durch die Araber fortgesetzt wurde, wegen seiner geringeren Dauerhaftigkeit mehr und mehr außer Gebrauch gekommen war. Zudem hatte das Pergament den Vorteil, daß man es auf beiden Seiten beschreiben konnte, und daß man für seine Zubereitung nicht an einen eigenen Ort gebunden war. Das feinste Pergament lieferten die Häute neugeborener Lämmer, zumeist wurde es aber aus Kalb-, Schaf- und Ziegenhäuten gefertigt, teils in Klöstern, teils durch zünftige Handwerksmeister, an welche jetzt noch der Name der Pergamentengasse in Erfurt erinnert. Zu besonders kostbaren Manuskripten färbte man diesen Schreibstoff purpurn und

Das Material zur Herstellung des Buches — *Das Pergament* (Randbemerkungen)

beschrieb ihn oft mit goldenen und silbernen Kapitalbuchstaben. Die herrlichsten Denkmäler mittelalterlicher Kalligraphie sind uns in derartigen Handschriften erhalten, vorzüglich in Abschriften des Psalters und der Evangelien; vor allen ausgezeichnet ist in dieser Art der Codex argenteus in Upsala, und das jetzt im Museum des Louvre befindliche prachtvolle Evangelium, welches Karl der Große selbst 781 durch Gottschalk hat schreiben lassen. Nicht immer war das in den Handel gebrachte Pergament sogleich zu verwenden: der Schreiber mußte es häufig vor dem Gebrauche noch abschaben und mit Bimstein glätten, dann wurde es aufgespannt, durch den Zirkel der Abstand der einzelnen Linien bestimmt, und letztere mit Hilfe eines metallenen Griffels und Lineals eingedrückt. (Buch d. Erf. I. S. 47.)

Aber auch dieser Stoff, dem wir die Erhaltung einer Anzahl der wichtigsten litterarischen Erzeugnisse verdanken, sollte im Anfang des 8. Jahrhunderts wiederum von einem andern verdrängt werden, der wohl auch mit dem Namen „Papier" bezeichnet, doch von dem aus der Papyrusstaude hergestellten Material vollkommen verschieden ist. Denn noch immer hatte man nicht den Stoff gefunden, der so billig in der Herstellung gewesen wäre, daß man ihn zum allgemeinsten Gebrauch hätte verwenden können, und erst als zu dem oben angegebenen Zeitraume das Baumwollenpapier in Europa auftrat, bot sich in diesem ein Schreib- und Vervielfältigungsmaterial, wie man es schon lange hätte brauchen können. Auf welche Weise dasselbe zu uns gekommen, darüber fehlen sichere Nachrichten; ob die Araber, bei denen wir es vorfinden, durch eigene Beobachtung dazu kamen, die Baumwolle anstatt anderer Pflanzenfasern zur Papierfabrikation zu verwenden, oder ob sie hier, wie so manchmal nur die Vermittlerrolle zwischen Europa und dem äußersten Osten gespielt haben, muß unentschieden bleiben. „Chinesische Quellen," sagt Kapp, dem wir hier folgen, „lassen die Chinesen in ältester Zeit auf Bambustäfelchen schreiben, deren noch eine Menge in Pagoden aufbewahrt

Das Papier im Mittelalter

Die Chinesen Bambustäfelchen

werden sollen; und ganz dünne Holztäfelchen mit Schriftzeichen und Lackmalereien dienen noch heute in Japan als Buchzeichen, während sich in Cochinchina die primitive Sitte erhalten hat, auf Palmblätter zu schreiben. Aber auch Seidenpapier, wirklich aus Seide bereiteter Schreibstoff, soll benutzt worden sein. An die Stelle der schwerfälligen Bambustafeln und der teuern Seide brachte Thai-lun im Jahre 153 n. Chr. das erste Pflanzenpapier. Er ließ Baumbast, Hanffasern, ferner alte Gewebe und Fischnetze in Wasser weichen und verwandelte sie endlich durch Rühren und Stampfen in eine breiartige Masse, aus welcher er Papier formte. In der Folge wurden die mannigfachsten Pflanzenbestandteile in gleicher Weise ausgenutzt, aber die größte Bedeutung hat die unter der Rinde der Bambusschößlinge liegende Faser erlangt und behalten, während in Japan, wohin die Kenntnis der Papierfabrikation gegen Ende des 6. Jahrhunderts von Korea aus gelangt sein soll, eine Maulbeerstaude, Brussonetia papyrifera vorzugsweise benutzt wird. Das Schöpfen des Papiers ist da wie dort noch ausschließlich Handarbeit, und die Arbeiter besitzen ein unvergleichliches Geschick darin, genau die erforderliche Menge der Masse auf die Form zu bringen und jenes Verfilzen der Fasern zu bewirken, welche dem Papier der Ostasiaten bei so geringer Stärke so große Festigkeit verleiht."

Seidenpapier

Pflanzenpapier

Japan

Das Linnenpapier

Wann das Linnenpapier aufgetreten, konnte bis heute noch nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden. Von deutscher, von italienischer und von spanischer Seite wurde Anspruch auf diese Erfindung gemacht, ohne daß man über die Berechtigung der Ansprüche ins reine gekommen wäre. Man könnte den Ursprung des ältesten Linnenpapieres bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen, eine Rechnung von 1301 in Lyon, Untersuchungsakten gegen die Tempelherren im Pariser Archiv, eine Urkunde des Bischofs von Cammin von 1315, zeigen sämtlich diesen Stoff, ohne daß man doch daraus irgend einen Anhaltspunkt gewinnen könnte. Im wesentlichen freilich bleibt sich die Verwandlung des Rohmaterials

in Papier bei Baumwolle wie bei Leinwand gleich, und den Unterschied bildet nur die Hinzunahme eines besseren Rohstoffes; dieser Fortschritt lag ebenso sehr im Wesen der Sache selbst, daß wohl kaum anzunehmen ist, man habe denselben Jahrhunderte lang gar nicht praktisch verwertet, eine Annahme, die freilich dann erst den richtigen Wert hätte, wenn sich die Behauptung einiger Gelehrten, daß die meisten arabischen und andere morgenländische Schriften auf Linnenpapier geschrieben seien, in ihrer Richtigkeit nachweisen ließe.

Die ersten Papierfabriken

Ebenso ist man noch durchaus nicht im klaren bezüglich der ersten Papierfabriken in den verschiedenen Ländern. Die Bemerkung, daß namentlich deutsche Städte, in deren Nähe sich auch damals schon Papiermühlen befanden, trotzdem noch ihren Papierbedarf im 15. Jahrhundert aus Italien und Frankreich bezogen, läßt es zweifelhaft erscheinen, ob es damals schon bei uns zum Schreiben geeignetes Papier gab. Die Stadt Görlitz, deren ältestes Stadtbuch von 1305 noch auf Pergament, das älteste Achts- und Vergleichbuch von 1342 aber auf Papier geschrieben ist, bezog 1376 bis 1426 Papier aus Venedig, anfangs das Buch zu $2\frac{1}{2}$ Groschen, später das Ries zu 40 Groschen. Straßburg, wo um die Mitte des Jahrhunderts die Existenz einer Fabrik nachgewiesen ist, deckte noch lange seinen Hauptbedarf aus Frankreich und Italien. Das Fardel (fardeau) oder Ballen = 27 Ries aus den genannten Ländern hatte, wenn er durch das Stadtgebiet durchgeführt wurde, 5 Schilling Transitgebühr zu zahlen; die Stadttaxe betrug für das Ries des größten Formats 4 Pfennige, kleinen Formats 2 Pfennige, bei deutschem Fabrikat für das Fardel 28 Pfennige. Der Schaffner von S. Thomas daselbst zahlte 1387 für $\frac{1}{2}$ Buch großes starkes Papier 2 Schilling, 1432 für 3 Buch desselben 18 Schilling, für ein Ries kleineres 1423 8 Schilling, 1443 10 Schilling, 1446 10 Schilling 6 Pf. In der Frühzeit des Buchdrucks wurde 1 Ballen gedruckten gleich 2 Ballen weißen Papiers gerechnet.“ (Kapp, S. 229.)

Von maurischen Papierfabriken in Spanien werden Xativa, Valencia, Toledo genannt. Die erste italienische Papiermühle findet man in der Mark Ancona bei dem Schlosse Fabriano, und ihre Existenz läßt sich etwa vom Jahre 1340 an feststellen. In Deutschland findet man Papiermühlen, die mit Hilfe griechischer und italienischer Werkmeister angelegt und betrieben worden sein sollen, etwa vom gleichen Zeitpunkt an. So finden wir 1326 eine solche bei Mainz, 1347 eine andere bei München. 1390 existierte eine Papiermühle in Nürnberg, 1398 in Chemnitz. Ob die zu Anfang des 14. Jahrhunderts von den Gebrüdern Fritz und Hans Holbein eingerichtete Mühle in Ravensburg eine Papiermühle gewesen, läßt sich nicht bestimmt sagen. Um 1497 werden daselbst die Papierer Cunrat, Peter und Stengeli und ein Papierhuß (Papierfabrik) erwähnt. Auf jeden Fall bleibt aber der Familie Holbein, aus welcher auch die großen Maler dieses Namens hervorgegangen sein sollen, das Verdienst, die Papierfabrikation in Deutschland in Schwung gebracht zu haben. Ihr wird die Erfindung der Messingsiebformen zugeschrieben, ihrem Beispiel das rasche Entstehen anderer Mühlen in Süd- und Mitteldeutschland, 1356 in Leesdorf in Niederösterreich, 1420 in Liegnitz, 1440 in Basel, 1443 in Bautzen, vor 1450 in Straßburg, 1468 in Augsburg, 1498 vorübergehend in Leipzig durch Dominicus Guthe oder Ponalaus Epinal, mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in Sachsen und Thüringen (durch die Familien Schaffhirt und Keferstein) u. s. f. In Augsburg wurden 1519 von seiten der Kämmerei an dortige Papiermacher gezahlt für 55 Ries starkes, 14 Ries dünnes Papier und 4 Ries Median 79 Gulden 1 Pfund 15 Schillinge". (Kapp, S. 224 ff.)

Die Familie Holbein

Erfindung der Messingsiebformen

Im Laufe der Zeiten sind gegen 700 verschiedene Materialien zur Papierfabrikation in Anwendung gekommen: Lumpen, Stroh, Baumwolle und Cellulose bilden heute die bevorzugten Rohmaterialien.

Es mag hier, nun einmal von der Fabrikation des

Papieres die Rede ist, so weit sie zur Geschichte des Buches gehört, noch mit einigen Worten der Wasserzeichen gedacht werden, deren Ursprung und Zweck freilich auch heute noch Gegenstand mannigfacher Debatten ist. Wohl hatte schon vor einem Jahrhundert Breitkopf in Leipzig darauf hingewiesen, daß die Wasserzeichen nur höchst unsicher den Ort der Papierfabrik bestimmen, allein diese irrige Ansicht hat sich doch noch ziemlich lange fortgepflanzt, und erst neuerdings ist man zu der Annahme gekommen, daß die Wasserzeichen, die ursprünglich wohl Fabrikmarken gewesen sein mögen, im Lauf der Zeit doch mehr und mehr nur Kennzeichen gewisser Papiersorten und deren Formate gewesen seien. Sehen wir etwas näher auf diese Zeichen ein, so finden wir in den Papieren, welche Dürer zu seinen Zeichnungen benutzt hat, das Nürnberger Wappen (senkrecht geteilter Schild, in der linken Hälfte desselben Reichsadler, die rechte Hälfte schräg gestreift). Ferner das Wappen von Schwabenhausen in Oberbayern (wagerecht geteilter Schild, oben Bärenkopf, unten gewellt), das Augsburger Wappen (den Tannenzapfen), ferner ein Schild mit einem Mohrenkopf, vielleicht Lauingen an der Donau, der Geburtsort des Albertus Magnus. Ein Turm ist das Wappen von Ravensburg. Daneben sind noch besonders verbreitet oder merkwürdig: Die Glocken um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Oberitalien, dann in Südfrankreich, Deutschland u. s. w., Schlüssel einzeln, zwei neben einander, zwei gekreuzte, kommen im 14. Jahrhundert in Nordfrankreich auf und werden im 15. allgemein. Die Armbrust, ferner der gespannte Bogen mit einem Pfeil sind zuerst in Nordfrankreich nachgewiesen, und scheinen sich von dort nach den verschiedenen Himmelsgegenden verbreitet zu haben, ebenso der Anker, während der Krug im 14. Jahrhundert in einfacher Zeichnung beginnend, dann mit Blumen, Kronen u. s. w. ausgestattet, und endlich unter Ludwig XIV. zu einem reichverzierten Prachtgefäß sich ausbildend, vorwiegend französische Marke bleibt, doch aber auch in England vorkommt. Dem Rad

Die Wasserzeichen

begegnet man um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Oberitalien; in Frankreich kommt es zumeist als das mit Widerhaken besetzte sogenannte Katharinenrad vor. Die offene Hand oder der Handschuh, gewöhnlich in Verbindung mit einem Kreuz, einer Rosette, einer Krone — Kardinalshut, Königskrone, Kaiserkrone, Stadtmauer, Stadtthor, Turm, Stern, Schiff, Kleeblatt, Rosette, die gebräuchlichsten Waffen und Werkzeuge, das Hüfthorn, Wappen- und Haustiere, die Granatblüte mit Blättern, die Birne mit Blättern u. a. m. sind wohl in allen Ländern gebräuchlich gewesen. Von seltenen und originellen Marken wäre zu verzeichnen: das Veronikatuch (1399), die Mönchskapuze, das Weberschiffchen (14. Jahrhundert), der Leopard mit untergeschlagenem Schweif (1406), der Dudelsack (1413), der thronende Papst (1456), und die, wie es scheint, letzteres Bild karrikierende grinsende Figur mit einem Krumstab (1499), der Schubkarren mit einem Krug statt des Rades (1459), zwei kämpfende Affen (1457), ein Piger mit einem Szepter (1459), Blitze unter einer Krone (1482), sämtlich französisch — die Sirene (zuerst norditalienisch ungefähr 1361). (Kapp S. 235.)

Seltene originelle Marken

Die Schreibmaterialien

Wenden wir uns von der Frage nach Fabrikation des Papiers im Mittelalter nun noch zu den Schreibmaterialien, die bei Herstellung der mittelalterlichen Schriftwerke in Betracht kamen. Schrieb man auf die Wachstafeln mit dem Griffel aus edlerem und roherem Metall, der manchmal auf das kunstfertigste verziert war, so benutzte man zum Schreiben auf das Pergament oder das Papier im Anfang des Mittelalters das schon im Altertum gebräuchliche Schreibrohr, das freilich dann bald von der Feder verdrängt wurde, die mit Hilfe des Federmessers aber erst zum richtigen Gebrauch zugeschnitten werden mußte. Daneben scheinen allerdings auch in einzelnen Fällen Metallfedern vorgekommen zu sein, und ebenso dürfte eine Art von Bleistift, den man hauptsächlich zum Ziehen der Linien benutzte, im Gebrauch gewesen sein. Die Tinte, die man benutzte, scheint nach den alten Handschriften von einer ganz vorzüglichen Beschaf-

Das Schreibrohr

Die Feder

Metallfeder und Bleistift

Die Tinte

fenheit gewesen zu sein, wurde aber mit dem 13. Jahrhundert, als die Schreibkunst immer allgemeiner wurde, auch schlechter. Man bewahrte dieselbe in einem Schreibzeug auf, das meistens aus einem einfachen Horn bestand, welches durch eine Öffnung im Schreibepult gesteckt wurde, und in seiner erweiterten Form manchmal auch einen Behälter für das Schreibrohr und die Feder zeigte. Daß neben der Tinte auch die verschiedensten Farben, und unter ihnen mit Vorliebe die rote, sowohl zur Verzierung als auch zur Hervorhebung der Schrift in Anwendung kam, ist ja bekannt und an jeder mittelalterlichen Handschrift deutlich zu sehen. Die Farben

Die Verwendung dieser Farben nun ist es, die uns auf ein weiteres sehr reichhaltiges Element in der Herstellung des mittelalterlichen Buches führt, auf die oben schon kurz erwähnte, und hier etwas ausführlicher zu behandelnde künstlerische Ausstattung des Buches in seinem Text und in seinem Einband.

Die Buchmalerei des Mittelalters

Die Buchmalerei, der wir hier zuerst uns zuwenden, bildet eines der interessantesten und schönsten Kapitel in der Kunstgeschichte, und mag gerade für die Gegenwart, welche die künstlerische Ausstattung des Buches so gerne gerade auf diesen Grund der Vergangenheit aufbaut, auch von ganz besonderem Interesse sein.

Die künstlerische Ausstattung des Buches in der Illustration verfolgte im antiken Buchwesen vorwiegend — wenn ich so sagen darf — pädagogische Zwecke, d. h. sie diente hauptsächlich dazu, den Werken wissenschaftlichen Inhalts durch Beifügung von Abbildungen erhöhten Wert zu geben und zugleich auf das Gedächtnis des Lesers einzuwirken. Es konnte also hier von einer rein buchhändlerischen Tendenz dieser Abbildungen nicht die Rede sein, während wir nun schon im Übergang des Altertums zum Mittelalter, also namentlich in der byzantinischen Kunst, die Illustration als Selbstzweck vorfinden, d. h. sie steht wohl auch — natürlich — in einem Zusammenhange mit dem Texte selbst, aber in ihrer Darstellung bewegt sich die künstlerische Phantasie voll-

kommen frei, das Bild will auch außerhalb des Textes wirken und verstanden werden, und es wird demselben darum auch eine weit sorgfältigere Pflege zu Teil, als der antiken Illustration. Danebenher geht dann freilich jene interessante Ornamentik, von der oben schon in der Einleitung zu diesem Kapitel die Rede war, und die sich allmählich zu einer Vollendung ausbildete, deren Früchte wir auch in der Gegenwart noch dankend genießen.

Die byzantinische Buchmalerei

Sehen wir uns nach Denkmälern byzantinischer Buchmalerei um, so bietet uns eine wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert stammende Handschrift des Virgil in der vatikanischen Bibliothek fünfzig teilweise verwischte Miniaturen, die in ihrer Zeichnung ziemlich hart, doch noch in ihrer Komposition die antike Tradition verraten und bereits die Verwendung des Goldes für die Darstellung des Lichtes an Gewändern und Gebäuden zeigen. Aus dem 5. Jahrhundert finden wir sodann in der gleichen Bibliothek eine vollständige Virgilhandschrift mit dem Bildnis des Dichters und 18 farbigen, ziemlich mangelhaften Illustrationen, und dem gleichen Zeitraume gehört wohl ein homerisches Fragment in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand an. Als spätere Kopien von Originalen aus dem 4. und 5. Jahrhundert dürften zwei Handschriften des Horaz zu betrachten sein, von denen die eine mit farbigen Bildern sich in der vatikanischen Bibliothek, die andere mit Federzeichnungen in der Bibliothek von Paris vorfindet. Freilich waren „im allgemeinen die besten Zeiten des weströmischen Reichs und die nachfolgenden der Kunst in Italien nicht günstig, und in der That fehlt es auch an jeglichem Beweise für die Ausübung der Miniaturmalerei daselbst bis in das 8. Jahrhundert". So läßt sich wohl auch annehmen, keineswegs aber sicherstellen, daß unter all den Büchern, die auf Befehl Konstantins und seiner Nachfolger angefertigt wurden, auch viele derselben mit Miniaturen geschmückt gewesen sind, allein es ist von denselben gar nichts erhalten geblieben, „da die von Konstantin gegründete Bibliothek im Jahre

476 verbrannte, und auch die neue vom Kaiser Zeno bald darauf angelegte, nebst den in derselben beschäftigten Gelehrten von dem Bilderstürmer Leo dem Isaurier im Jahre 730 den Flammen preisgegeben wurde". (Bucher.) Trotzdem glaubt man in zwei in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Codices, in einem Bruchstück der Genesis und einer Arzneimittellehre des Arztes Dioskorides, Miniaturen aus dem vierten und fünften Jahrhundert entdeckt zu haben. 4. und 5. Jahrhundert
Die Pergamentblätter der Genesis sind mit Purpur gefärbt, und auf einem jeden derselben befindet sich unter dem mit silbernen und goldenen Buchstaben geschriebenen Text ein Gemälde. Ebenso enthält die Handschrift des Dioskorides sehr große Miniaturen mit Bildnissen von Ärzten und allegorischen auf die Arzneikunst bezüglichen Darstellungen, die, noch in antikem Stile gezeichnet, höchst ausdrucksvoll genannt werden müssen. In eine etwas spätere Zeit scheint eine Handschrift der Genisis gehört zu haben, welche sich 1773 in der Bibliothek des Sir Robert Cotton befand, aber leider verbrannt ist. Eine in der Bibliotheca Laurentiana befindliche Bibel, um 540 von einem griechischen Mönch geschrieben, enthält nur eine einzige und dazu noch ziemlich schlechte Miniatur, während eine andere in der gleichen Sammlung befindliche lyrische Übersetzung der Evangelien, 586 von dem Mönch Rabula im Sankt Johanneskloster in Zagba in Mesopotamien geschrieben, deren 26 zeigt.

In eine etwas spätere Zeit ist eine aus 15 Blättern zusammengesetzte Pergamentrolle von 32 Schuh Länge und 11 Zoll Höhe zu setzen, die sich heutzutage in der vatikanischen Bibliothek befindet.

Die immer mehr zur Geltung kommende und durch die Zeit der Bilderächtung noch beförderte Richtung auf das Ornamentale bildet sich dann auch mehr und mehr aus. So zeigt ein Quartband in der Pariser Bibliothek, der verschiedene Werke und namentlich Predigten des Gregor von Nazianz enthält, eine umfangreiche Sammlung von Vignetten mit Laubgewinden, Blumen, Früchten, Vögeln, ferner ge-

schmackvoll komponierte Initialen, und viele durchaus korrekte und ausdrucksvolle Figuren.

Vollkommen byzantinisch ist ein für Basilius II. geschriebener Psalter in der Markusbibliothek, dessen Miniaturen freilich die künstlerische Gruppierung fehlt, während ihm die Darstellung einzelner Körper sehr gut gelingt. Ähnliche Vorzüge und Fehler zeigen die in der Vatikan- und der Pariser Bibliothek befindlichen Chroniken des Jakobus Monachus und ein Evangeliarium in der Pariser Bibliothek wie noch manche andere Handschriften, die immer weitere Fortschritte zeigen. Die byzantinische Buchmalerei der späteren Zeit gehört nicht mehr der Kunstgeschichte an.

Die irische Buchmalerei

Suchen wir nun nach dem Ursprung der Buchmalerei in den germanischen Ländern, so weisen uns die ältesten Erzeugnisse derselben nach Irland. „Hier", sagt Janitschek in seiner Geschichte der deutschen Malerei, „hatte das Christentum noch vor Mitte des fünften Jahrhunderts Eingang und nunmehr den günstigen Boden für eine unangefochtene Entwicklung gefunden. Mit dem Evangelium zugleich

Irische Missionäre

brachten dann die irischen Missionäre im 6. und 7. Jahrhundert irische Bildung und irische Kunstübung mit nach dem Frankenlande, nach Deutschland, der Schweiz und den Longobarden. Bereits Hieronymus hatte das Abschreiben von Büchern den Mönchen als nützliche Beschäftigung empfohlen. Cassiodor hatte die gelehrten Studien in den Klöstern grundsätzlich eingeführt; wenn in bereits völlig christianisierten und kulturgesättigten Ländern über die pädagogische Nützlichkeit solcher Studien und Beschäftigungen gestritten werden konnte, so wurden diese in neubekehrten Ländern für die Mönche einfach zur Notwendigkeit und Pflicht. Wer soll die Bildung des Nachwuchses versorgen, wer das notwendigste litterarische Rüstzeug herbeischaffen? Was zwang die Klöster dazu, durch ein halbes Jahrtausend der wichtigste Hort wissenschaftlicher und künstlerischer Lektüre zu werden? In irischen Klöstern ist diese Auffassung ihrer Pflichten zuerst zum Ausdruck gekommen, und deren

Erfüllung in großartigster Weise angestrebt worden. Wo immer Spuren irischer Missionsthätigkeit, da finden sich auch die Zeugen solcher Pflichtauffassung. Die Schreibekunst mußte dabei die Hauptrolle spielen. Mögen nun auch ihre Leistungen an orthographischer Korrektheit viel zu wünschen übrig lassen, volle Bewunderung verdient die immer gleichmäßige Schrift und dann der Reichtum der künstlerischen Ausstattung. Es ist wahrscheinlich, daß lateinisch-christliche Handschriften die erste Anregung zu der reicheren Ausstattung gegeben haben, aber sicher ist es, daß man sich zunächst an diese Vorbilder nicht anschloß, sondern den nationalen Formenschatz in Anspruch nahm und ihn in den Dienst der Kalligraphie stellte. Viel ist über den Ursprung der irischen Ornamentik gegrübelt worden, er dürfte aber ebenso sicher auf heimischem Boden zu suchen sein, wie es sicher ist, daß diese Entwickelung eine ganz selbständige gewesen ist. Die wichtigsten inneren Elemente derselben wurzeln noch in der vorchristlichen Zeit, die Tierform dagegen wurde erst in christlicher Zeit in den Formenvorrat aufgenommen, daher sie denn auch nicht, wie in der Ornamentik der germanischen Stämme, bis auf einen gewissen Grad ihre Selbständigkeit wahrte, sondern völlig den Bildungsgesetzen der hochentwickelten inneren Ornamentik sich fügen mußte". Die irische Ornamentik

Charakteristisch für die irische Ornamentik, in welcher namentlich die Spirale eine hervorragende Rolle spielt, sind außer dem vollständigen Fehlen der Blattverzierung und jedes planzenartigen Motivs namentlich drei Formen: „Ein Vierfüßler mit stumpfnasigem, hundeähnlichem Kopf, langgestrecktem Leib, langen Beinen, die in einer oder zwei Zehen mit starken Klauen auslaufen, und Schwanz und Zunge, die in Bandgeschlinge übergehen. Eine zweite Grundform zeigt einen Vogelkopf mit kräftigem an der Spitze verkrümmten Schnabel, in die Länge gezogenen Beinen, Schwanz und Nackenschopf — alles verschlungen, geflochten und gespalten in mannigfacher Weise. Die dritte Grundform, ein schlangenartiges Tier, erscheint erst in späterer Zeit, obwohl gerade Die Spirale

sie dem reichen Formenspiel der irischen Ornamentik mit Bändern und Spiralen am meisten entsprochen hätte" (Vgl. Jones, Grammatik der Ornamentik.) Dieselbe Formenlehre ihrer Ornamentik wendet dann freilich die irische Buchmalerei auch da an, wo sie den menschlichen Körper darzustellen sucht. Die menschliche Gestalt wird stets in Vordersicht genommen. Der Rumpf steckt in einem Geschlinge von Wulsten, die das Gewand andeuten sollen; daraus ragen Hände und Füße, ganz schematisch gezeichnet, hervor. Mund, Nase, Augen sind durch einige allgemeine, der Hand des Schreibers geläufige Striche und Punkte angedeutet. Haare und Bart werden entweder nur durch einige Spirallinien angegeben, oder sie sind als eine Masse gezeichnet, die sich in mehrere streng systematisch gezeichnete Zöpfe, die wohl Haarsträhne andeuten sollen, zerteilt. Das Nackte kann natürlich bei solcher Auffassung gar keine Stelle finden, und so kleidet man denn auch den am Kreuze hängenden Christus vom Halse bis zu den Füßen in jenes angedeutete Geschlinge von Wulsten".

Merkwürdig ist ferner an der irischen und angelsächsischen Buchmalerei, daß die Buchstaben der ersten Zeile eines Abschnittes in der Regel ein viel größeres Format haben, als die übrigen, und es pflegen sich auch auf die ersten Zeilen die Zieraten zu beschränken, wobei dann manchmal auch noch die Schreiber mehrere Buchstaben in einander zogen, so daß öfters der Anfangsbuchstabe gleich das ganze Wort in sich birgt. Man ist freilich erst in neuerer Zeit auf die irische Ornamentik aufmerksam geworden, und wenn dieselbe in ihrer peinlichen Sorgfalt, in der fast unbegreiflichen Geduld, die zur fehlerlosen Herstellung all dieser Schnörkeleien erforderlich war, namentlich auch an die reiche Thätigkeit in Indien, China und Japan mahnt, so teilt sie ja auch mit diesen das Schicksal, daß ihr erst die Gegenwart zur Bedeutung verholfen hat. Eine solche Kunstfertigkeit kann freilich auch nur in vollkommener Abgeschlossenheit und bei gänzlichem Verzicht auf alle Lebensbequemlichkeiten, wie

sie ja namentlich bei den Bewohnern der irischen Klöster und den Bewohnern der östlichen Länder zu treffen ist, gedeihen.

Merkwürdig ist ein Psalter in der Universitätsbibliothek zu Utrecht durch seine Federzeichnungen, welche nur Kopien einer ganz ungeübten Hand nach trefflichen alten, in Farben ausgeführten Miniaturen sein können. Dieser Psalter scheint dann wiederum das Original gewesen zu sein für einen solchen aus dem 10. Jahrhundert im britischen Museum, und dieser wieder für das Tripartitum Psalterium Edwini im Trinity College zu Cambridge, während ein Psalter in der Pariser Bibliothek vielfache Übereinstimmung mit all diesen genannten Manuskripten zeigt.

Im Trinity College in Dublin befindet sich der berühmteste irische Codex, das Buch von Kells, das, gleichfalls ein Evangeliarium, seiner Entstehungszeit nach in das Ende des sechsten oder in den Anfang des siebenten Jahrhunderts fällt. Der Reichtum der Initialen und Verzierungen spottet jeder Beschreibung, und den Reiz des in allen möglichen Farben ausgeführten Originals kann keine Nachbildung wiedergeben. Wir treten nun in die karolingische Zeit. 6. und 7. Jahrhundert

„Anfänge überall, aber aus verschiedenen Wurzeln entsprungen, ohne Ziel, ohne Lehre und Führung. Nichts anderes als Verlust des Eigenguts und dabei doch völlige Verwilderung hätte da das Ende sein müssen, würde nicht endlich mit Bewußtsein und Ausdauer auf die klassische Kunst und deren nächste Erbin, die antik-christliche Kunst, als Lehrerin und Führerin hingewiesen worden sein. Das geschah durch Karl den Großen." Die Buchmalerei der karolingischen Zeit

Gerade während seiner Regierung hatte sich im Morgenlande eine schon oben kurz erwähnte Bewegung gezeigt, die, unter dem Namen der „Bilderstreit" bekannt, auch in der Geschichte der Kunst von Bedeutung war. Leo der Isaurier hatte im Kampf gegen den Aberglauben und religiösen Wahn seiner Zeit namentlich auch gegen die sinnlose Bilderverehrung das Gebot erlassen, daß die Bilder von den Altären Der Bilderstreit

entfernt und in einer Höhe aufgestellt werden, wo sie zwar gesehen, aber nicht mehr zu abergläubischer Andacht mißbraucht werden konnten. Bald aber hatte er sich durch den Widerstand, den man ihm hierbei entgegensetzte, veranlaßt gesehen, weiter zu gehen und ein Gebot zu erlassen, nach welchem alle Bildnisse Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen und Märtyrer aus den Kirchen und heiligen Orten entfernt und zerbrochen, oder wo sie an die Wände gemalt wären, mit glänzenden Farben überstrichen werden sollten." Der Sturm, der nun losbrach, dauerte auch noch während der Regierung von Leos Sohn, Konstantin Kopronymos fort, allein schon dessen Sohn Leo II. milderte die bis jetzt beobachteten strengen Maßregeln gegen die Bilderverehrung, und als dessen Gemahlin Irene nach seinem Tode Regentin für ihren unmündigen Sohn wurde, kam die Bilderverehrung bald wieder zu ihrem alten Rechte; ein Ereignis, das der Kaiserin den Ehrennamen einer zweiten Helena eintrug. Sie hatte auf einem Konzil von Verona die Forderungen der Geistlichen betreffs der Bilder bereitwillig sanktioniert, und Karl d. Große dies hatte Karl den Großen bewogen, in einem wahrscheinlich von Alkuin abgefaßten Werke „De impio imaginum cultu" energisch Stellung zu dieser nun wiederum auftauchenden Frage zu nehmen. Maßvoll beurteilt er die beiderseitigen Ansichten: „Sollen denn wirklich," sagt er, „alle Bücher, in welchen sich Darstellungen in Gold, Silber oder Farben ausgeführt finden, deshalb, weil sie Bilder enthalten, entweder verbrannt und zerschnitten, oder verehrt und angebetet werden?" und schließt sein Buch mit den Worten: „Wir gestatten die Bilder zum Schmuck der Wände und zum Gedächtnis der Heiligen, aber nicht als Mittel religiöser Unterweisung oder gar als Gegenstand der Verehrung."

Das unparteiische Urteil, das Karl der Große hierin bewies, leitete ihn auch bei seinem Streben, die Kunst in seinem Reiche aus ihrer Verwilderung zu einer neuen Blüte emporzubringen. Die Erziehung seiner Franken nicht allein im politischen, sondern auch im geistigen Leben blieb ja

seine Hauptaufgabe, und wenn er, um dieses Ziel zu erreichen, eine kluge Vereinigung von antiken und mittelalterlichen Elementen anstrebte, um hieraus ein neues edleres Bildungsleben entstehen zu sehen, so finden wir ihn auch hier wieder von seinem weiten Blicke geleitet. Und indem er die Lehrer seines Volkes aus der Fremde herbeirief, suchte er dies sofort praktisch zu bethätigen. So sehen wir noch in der Buchmalerei seiner Epoche fremden Einfluß thätig und zwar sowohl italienischen als auch irischen, während das orientalische Element erst nach seinem Tode zu größerer Bedeutung kam. Freilich, wenn wir uns über die Malerei seiner Zeit zu instruiren suchen, sind wir auch einzig und allein auf die Buchmalerei angewiesen, da gerade monumentale Denkmale aus dieser Zeit vollständig fehlen. Einige Überreste aus der merovingischen Zeit, wie eine Handschrift der Naturgeschichte des heiligen Isodorus Hispalensis in der Bibliothek zu Laon und ein lateinisches Psalterium in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, zeigen noch mit Vorliebe die aus Fischen und Vögeln zusammengesetzten Buchstaben, während sich in einer Handschrift der Weltgeschichte des Paulus Orosius schon der Übergang von der Kalligraphie zur Malerei in einem symbolischen Bilde zeigt. Aus dem 7. oder 8. Jahrhundert mag ein Evangeliarium des heiligen Carbinian in der Bibliothek zu München, ferner eine Handschrift in der Bibliothek von Sankt Gallen, welche Teile des theodosianischen Gesetzbuches enthält, und zwei Evangeliarien der gleichen Bibliothek stammen. 7. und 8. Jahrhundert

Sehen wir unter Janitscheks Führung nun auf die Buchmalerei in der karolingischen Zeit ein, so finden wir, daß der Übergang in die von Karl dem Großen angebahnte Richtung kein plötzlicher und überall sofort in Wirkung tretender ist. „Von einigen, von der karolingischen Dynastie zur Pflanzstätte der Kunst und Kultur ersehenen Orten ausgehend, pflanzte er sich von da in immer schwächeren Schwingungen gegen die Peripherie des Reiches fort. Handschriften, wie z. B. die eines Orbasus in der Pariser

Nationalbibliothek, vom Ende des 8. Jahrhunderts, oder der leider 1870 in Straßburg verbrannten Canones-Sammlung des Bischofs Rachion von Straßburg von 787 zeigen neben den Elementen der Merovingerzeit — dem ichtyomorphen und Flechtwerkornament, letzteres aber von irischem Geschmack beeinflußt — bereits kräftig entwickelte Laubwerkmotive, welche auf stärkere Hinneigung zu antiken Vorbildern deuten. Dagegen giebt sich in den zu gleicher Zeit sei es für den Hof Karls, oder sei es zum mindesten noch unter dem vollen Einfluß des höfischen Geschmackes entstandenen Handschriften der neue Geist mit aller Entschiedenheit kund, und zwar sowohl in der Aufnahme neuer Elemente, als auch in der Art der Verwendung der überkommenen. Der unbedingte und verständnisvolle Anschluß an die altchristliche Malerei zeigt sich zunächst in den historischen Darstellungen. In Typen und Formen der Einzelgestalten lehnt man sich an diese Vorbilder an und übernimmt für die Gestaltung der wichtigsten heiligen Hergänge die in Übung befindlichen Kompositionsmuster. Freilich darf man bei alledem in den karolingischen Malereien nicht sklavische Kopien der altchristlichen Originale suchen."

Laubwerkmotive

Darstellung des menschlichen Körpers

Freilich in der Darstellung des menschlichen Körpers blieb auch jetzt noch ein unaufgearbeiteter Rest zurück, weil ihr jedes Verständnis des lebendigen Organismus abgeht, während sich dagegen in der erzählenden Darstellung das entschiedene Streben zeigt, den lebhaften Ausdruck der Empfindung, das Vorbild zu übertreffen, was allerdings dann auch zum Nachteil besser gebildeter Formen geschieht, und ebenso sehen wir schon den Trieb der selbständigen Gestaltung erwachen, wovon die Psalter-Illustration die deutlichste Probe giebt. Denn wenn sich die künstlerische Gestaltung auch einem, wahrscheinlich in seinen Umrissen von der altchristlichen Zeit festgestellten Kunstkanon anschloß, so wahrte sie sich dagegen bei Illustration der Psalmen ihre vollständige Freiheit und ihrer Phantasie den unbeschränktesten Spielraum. Zu Karls des Großen Lebzeiten war das künstlerische Stoff-

gebiet noch ein sehr beschränktes. „Der thronende Christus, die Evangelisten, der Brunnen des Lebens, dann ein von der altchristlichen Kunst vielfach gestalteter symbolischer Vorwurf aus der Apokolypse (die Anbetung des Lamms) umgrenzen in den Evangelien, einige Scenen aus der Genisis in den Bibeln die Summe der gestalteten Motive. Erst die Buchmalerei von Ludwig dem Frommen an hat nicht bloß die Geschichten des alten und neuen Testaments in ganzer Ausdehnung, sondern auch die Heiligenlegende in den Bereich künstlerischer Darstellung gezogen. Die vornehmste Quelle, aus der man schöpfte, blieb trotz solcher Erweiterung, die römische altchristliche Kunst, — und wenige bildnerische Motive dieses ganzen Zeitalters weisen auf den Orient zurück. Aus dem gemeinsamen Kunstvorrat beider kommen die Allegorien von Sonne, Mond, Erde und Flüssen, des David mit seinen Chören; der Lebensbrunnen ist wohl orientalischer Abkunft, wurde aber schon früher der abendländischen Malerei einverleibt. Am liebsten zog man die römischen altchristlichen Bilderhandschriften zu Rate, doch auch die römische altchristliche Skulptur, namentlich die Sargophagskulptur, gewann Einfluß, ebenso Werke der Steinplastik, darunter besonders Gemmen, die gerne neben Edelsteinen als Schmuck architektonischer Glieder erscheinen und dann bald unmittelbare Kopien vorhandener Werke sind, oder neue Motive in diesem Stil gestaltet zeigen.“ Neben der Tierornamentik zeigt sich nun namentlich auch das Pflanzenmotiv, erst in schüchternen Anfängen, dann aber sich immer mehr ausdehnend, und zuletzt die Bandornamentik vollkommen verdrängend.

Technisch zeigen die karolingischen Handschriften gegenüber denen aus der altchristlichen Zeit keinen auffallenden Fortschritt. Daneben trifft man aber auch schon Spuren der reinen Federzeichnung, die freilich zumeist nur da zur Geltung kommt, wo die Schreiber nicht unmittelbar unter dem Einfluß des Hofes stehen, und hiermit zugleich einen stammelnden aber unabhängigen Ausdruck des bildnerischen Gedankens verbinden. Reine Federzeichnungen

Als ältestes Denkmal aus der karolingischen Zeit gilt das sogenannte Sacramentarium von Gellone in der Pariser Bibliothek, das Zeichnungen von noch ziemlich kindlichem Charakter und Initialen und Verzierungen nach irischer Art enthält. Neben ihm, freilich schon auf einer höheren Kunststufe steht das in der gleichen Bibliothek befindliche Evangeliarium des Godescale, ein Buch, das reich an wechselvollen Schicksalen ist.

Hat sich in der Buchmalerei unter Karl dem Großen ein vielleicht mit seiner Abneigung gegen die Bilderverehrung in Zusammenhang stehender Mangel an Darstellungen aus der christlichen Geschichte selbst und dafür ein Vorherrschen des ornamentalen Schmuckes gezeigt, so bietet nun die Buchmalerei nach Karls des Großen Tode das Reifen jener Saat, die der große Kaiser, der wie wenige Sterbliche die idealen Forderungen des Geistes mit den praktischen Interessen zu verketten verstand, ausgestreut hatte. „Als unter Ludwig dem Frommen die Zurückhaltung gegen eine im Sinne der Lehre bilderfreundlicher Kirchenväter geregelte Bilderverehrung zu schwinden begann, hatte die künstlerische Erziehung bereits solche Fortschritte gemacht, daß man auch in der Buchmalerei, wo ausschließlich einheimische Kräfte thätig waren, mit kühner Hand daran ging, nicht bloß in der Darstellung der wichtigsten Hergänge des alten und neuen Testamentes mit dem altchristlichen Bildercyklus zu wetteifern, sondern auch die Heiligenlegende und selbst liturgische Handlungen in den Bereich der Gestaltung zu ziehen. Und wie man so mutig das historische Gebiet erweiterte
Religiöse Historienmalerei
und damit die Grundlagen der religiösen Historienmalerei des Mittelalters legte, für die nur die nationale Formensprache zu finden war, so hat man auch jetzt in umfassender Weise das Gebiet der Dekoration erweitert, und in der künstlerischen Ausstattung der Handschriften eine Pracht entfaltet, welche selbst die von den Kirchenvätern getadelte Üppigkeit der künstlerischen Ausstattung der römischen altchristlichen Handschrift weit übertraf. Thatsächlich war auch

die Anregung zu solcher Pracht aus dem Orient gekommen. Am augenfälligsten läßt sich dieser Einfluß, der nun als ein neues Element in die Entwickelung der abendländischen Buchmalerei tritt, in der Verzierung der sogenannten Canonestafeln in den Evangelarien und Bibeln nachweisen". Ihre Hauptpflege fand diese neue Richtung der Buchmalerei in der Schule von Metz, hinter welcher dann Reims und Tours auch nicht zurückbleiben wollten. Die traditionellen abendländischen Kunstformen blieben freilich auch jetzt noch bestehen, und, wie schon erwähnt, nur die reiche Ausstattung der Canonestafeln war es, in der sich dieses neue Element geltend machte. „Man geht die altgewohnten Wege weiter; in Reims tritt der angelsächsische-irische Einfluß, in Tours der antike in den Vordergrund, und Metz folgt darin Tours. Auch die Formensprache für historische Darstellung erleidet keinen Wandel; das ist um so bedeutsamer, als zweifellos eine Reihe von biblischen Vorwürfen nun in einer Gestaltung aufleben, die auf den orientalischen, sei es syrischen, sei es byzantinischen Kunstkanon zurückführen. In den karolingischen Handschriften begegnen sie uns zuerst in jener eigenartigen Form, in der sie sich auf den Canonestafeln syrischer Handschriften, so des Rabula-Evangeliars, finden, und erst später erscheinen sie für selbständige Darstellung verwertet". (Janitschek.)

Pracht der künstlerischen Ausstattung

Der Orient

Als die älteste Handschrift nach Karl dem Großen muß die in der Münchener Hofbibliothek befindliche Wessobrunner Pergamenthandschrift bezeichnet werden, welche die lateinische Legende von der Auffindung des Kreuzes und das berühmte Gebet mit teilweise ganz roh gemalten Federzeichnungen enthält.

Mit Leistungen ganz eigentümlicher Art, die eine Vermischung von orientalischen und sächsisch-irischen Elementen zeigen, steht die Schule von Reims da. Eines ihrer vorzüglichsten Erzeugnisse ist das Evangeliar der Bibliothek zu Epernay, das im Auftrage des Ebon, des Milchbruders Ludwigs des Frommen von Abt Petrus in Reims geschrieben und gemalt wurde.

Die Buchmalerei in der romanischen Zeit

Mit dem Zusammensturz des karolingischen Herrschergeschlechts und mit den darauf folgenden politischen Wirren ging allmählich die Kunst der Buchmalerei mehr und mehr aus dem fränkischen Gebiet in das deutsche hinüber. Damit war aber auch dann freilich die Zentralisation dieser Künste verschwunden, und wir sehen sie nun nicht mehr bloß in einzelnen von fürstlicher Gnade hierzu bestimmten Orten, sondern überall da sich bilden und weiter entwickeln, wo sie glaubten, einen günstigen Boden gefunden zu haben. „Die Klöster in den Rhein- und Moselgegenden, sagt Janitschek, in Lothringen hielten die Überlieferungen der karolingischen Zeit aufrecht, sächsische Klöster gaben von ihrem schnellen und kräftigen Aufblühen Zeugnis, daß sie mit jenen in Wettbewerb traten, und Süddeutschland verrät gleich im Anfang, daß ihm das künstlerische Primat in der künftigen Entwicklung bestimmt sei, denn neben den alamannischen Klöstern waren es die fränkischen, schwäbischen, bayrischen, aus deren Schreibstuben die zahlreichsten Denkmale der Buchmalerei hervorgingen. Doch hat die Dezentralisation der künstlerischen Thätigkeit die Einheit in Stil und Technik nicht gehindert. Auf diese wirkte ebenso das Ansehen der im karolingischen Zeitalter entstandenen Kunstleistungen bestimmend, wie die Macht der allgemeinen Bildungs- und Geschmacksströmung, die in den Bildungsidealen des Hofes ihre Stütze und ihren Zielpunkt fand. Von einer besonderen „Hofkunst" kann freilich nicht gesprochen werden, fehlen doch alle Beweise für die Thatsache einer unmittelbaren höfischen Einflußnahme auf die Künstlerwerkstätten, wie das unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern der Fall war."

Die klösterlichen Künstler

Weit besser als in dem vorhergehenden Zeitraum sind wir über die Namen der klösterlichen Künstler in diesem Zweig unterrichtet. Wir wissen von Siegismund, Bischof von Halberstadt, daß er sich als Mönch des Benediktinerstifts Hirschau als Schreiber hervorgethan, wir erfahren von der gelehrten Helena von Gandersheim, daß sie auch die Buchmalerei pflegte, sowie den Namen eines Mönches

Anderedus von Corvy, einer Nonne Diemud zu Wessobrunn, die mehr als 40 Werke geschrieben hat, vernehmen, daß zu Benediktbaiern zwei Schreiber und Maler namens Gottschalt und Adelbert ihre Kunst geübt, sehen den Maler Buno im Dienste des Godehard von Hildesheim und lesen endlich noch die Namen eines Milliran von Ebersberg und eines Otholo von Emmeram.

Hatte schon im karolingischen Zeitalter die Bandornamentik immer mehr der Pflanzenornamentik weichen müssen, so kam nun dieses Motiv auch immer stärker zur Geltung. „Und was schon in der Initialornamentik der späteren karolingischen Epoche betont wurde: den Körper des Buchstaben als solchen wirken zu lassen, ihn in Pflanzenmotive nicht aufzulösen, sondern ihn nur mit diesen zu schmücken, das trat jetzt noch entschiedener in den Vordergrund. Es giebt keinen Teil der Initialen, an welchem sich dies ornamentale Leben nicht entwickelte, an welchem es nicht Triebkraft zum Keimen fände, und dabei greift es doch den Bau des Buchstaben selbst nicht an. Vereinzelt treten namentlich im zehnten Jahrhundert auch noch als gleichfalls von der karolingischen Ornamentik übernommenes Erbe Tierköpfe auf, aber dann geht die Zunge in Rankenwerk über, statt daß sie wie früher in Bändern verlief. Der Bilderinitial, der in späterer karolingischer Zeit so große Bedeutung für die Malerei gewonnen hatte, wird in dieser Periode äußerst selten, wenn er auch nicht ganz verschwindet — er sowohl, wie die Tierornamentik erfahren eine Wiedergeburt erst am Ausgange dieser und am Beginn der nächsten Periode, dann allerdings unter künstlerischen Voraussetzungen, welche mit denen der Karolingerzeit nichts gemein haben.“

Charakteristisch für den Zustand der Buchmalerei bis über die Mitte des 10. Jahrhunderts hinaus ist ein im Zither der Schloßkirche zu Quedlinburg aufbewahrtes und unter dem Namen des goldenen Buches bekanntes Evangeliar, dessen Schreiber sich als Presbyter Samuhel nennt. 10. Jahrhundert

Einen größeren Aufschwung nahm die Buchmalerei

unter Ottos III. Nachfolger, Heinrich II., der namentlich in seinem Lieblingssitze, Bamberg, die Kunst eifrig förderte. Eine der schönsten Handschriften aus seiner Zeit ist das Evangeliarium in München, das namentlich auch durch seine bis dahin seltenen Darstellungen aus dem Leben der Maria interessant ist.

Der in der Bamberger Stadtbibliothek befindliche Kommentar zum hohen Lied und zu Daniel, zeigt eine Fülle von künstlerischem Schaffen und ist charakterisch für die ganze damalige Kunstrichtung.

11. Jahrhundert

Von der Mitte des 11. Jahrhunderts an ist in der Kunst im allgemeinen, wie in derjenigen der Buchmalerei eine entschiedene Wendung zu konstatieren. Aus innerlicher Vertiefung und liebevoller Ausarbeitung kam man immer mehr zur Veräußerlichung und Roheit. Man fühlte wohl, daß den alten Szenen ein ueuer, auch sie veredelnder Inhalt zu schaffen, und so schwankte man lange in einem unsicheren Tasten und Greifen umher das noch niemals in der Kunst Gutes geschaffen hatte. „Der erbitterte Kampf", sagt Janitschek, dessen geistvolle Verbindung von Kultur- und Kunstgeschichte unseres Erachtens bis jetzt einzig in ihrer Art dasteht und der wir deshalb auch immer gern folgen, „zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, der fast ein Jahrhundert dauert, hat zwar durch den Waffenlärm und Kampfesruf, den er auch in die Räume des Klosters trug, die wissenschaftlichen und künstlerischen Traditionen vieler Klöster unterbrochen und so den Verfall der Buchmalerei gefördert, aber er trieb andererseits viele in Laienstube und Klosterzelle dazu, die Frage nachden Grundlagen und Voraussetzungen der Heilsgewinnung ernster zu stellen, sie tiefer zu fassen. Man möchte sagen: der Christ, aus seiner objektiven Ruhe und Sicherheit aufgerüttelt, kam zu stärkerem Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortlichkeit in dem Kampfe um das ewige Heil, damit auch zur tieferen Empfindung seiner individuellen Sonderexistenz, seiner losgelösten Stellung in der bunten reichen Erscheinungswelt. Die Litteratur, immer der Kunst in Aus-

sprache der intimsten Regungen in Kopf und Herzen einer Zeit voraus, legt Zeugnis für diese Gärung ab. Die Vagantenpoesie, deren Ursprung in das elfte Jahrhundert fällt, giebt vom Schlimmen und Guten dieser Gärung Ausdruck. Kühn und keck übt sie nicht bloß Kritik an den Trägern kirchlicher Ämter und Würden, sie verspottet auch frech und zotig kirchliche Bräuche und liturgische Handlungen. Doch auch der positive Gegensatz fehlt nicht: das Gemüt beginnt, der Bedeutung seiner subjektiven Regungen sich bewußt zu werden, das Auge schärft sich, die schwankenden Bilder des Naturlebens festzuhalten, das Ohr fängt an auf die Sprache der Natur zu lauschen, sie zu verstehen, und die Phantasie findet in diesen äußeren Erscheinungen das Echo inneren Lebens. Die Sprache ist zwar die lateinische, aber der Dichter bekümmert sich wenig um die antiken Vorbilder und Muster. Der unverblümte Ausdruck, der volle Reimklang, die einfache Redeführung lassen Inhalt und Form in vollem Ebenmaße erscheinen. Auf die Phantasie und den Geist des Mönches, der in der dumpfen Klosterschreibstube schafft, wirkt dieser Zwiespalt, der durch die Welt geht, anders, als auf den fahrenden Kleriker, der in sorgenloser Freiheit seine sonnenbeschienenen taufeuchten Wanderpfade wandelt. Wohl treibt es auch ihn zu tieferem Erfassen seiner gegensätzlichen Stellung zu der unbegrenzten Fülle der Erscheinungswelt, aber diese ist vom Bösen, und zu den Schauern der Einsamkeit gesellt sich die Furcht vor der überwältigenden Macht des Teufels. Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß die Darstellung Christi als Drachentöter, d. h. als Überwinder des Todes und des Teufels, in der Buchmalerei jetzt so oft erscheint, und daß Michael der himmlische Besieger Lucifers, so beliebt wird. Eine Fülle rätselhafter, bald entsetzlicher, bald grotesker Bildungen taucht aus dem Schoße der aus ihrer Ruhe aufgestörten Phantasie auf, immer auf den Kampf der bösen und der guten Mächte, auf die jeder christlichen Seele auflauernde Macht des Bösen Bezug nehmend. Solche Bildungen schmücken die Domportale, Kapiteln, kirchlichen

Die Vagantenpoesie

Geräte, sie kündigen sich aber auch bereits in der Ornamentik der Buchmalerei an, um am Ende dieses und am Anfang des nächsten Zeitraumes herrschend zu werden. Das Wiedererscheinen der Tierornamentik steht damit im Zusammenhange; anfänglich noch schüchtern auftretend, lebt sie doch bald in aller Kraft wieder auf, freilich nicht bloß in anderer künstlerischer Auffassung, als in der Stammes- und Merovingerzeit, sondern auch ausgestattet mit einer Fülle symbolischer Bezüge. Ungleich der Dichtung aber vermag man dieser neuen, ans Licht ringenden Gedankenwelt die überkommene ganz entgeistete Formensprache nicht anzuschmiegen, und so wird denn da, wo man inhaltlich Tiefes und Neues zu sagen vor hatte, der künstlerische Ausdruck am meisten roh und abschreckend".

Die weit größte Zahl der aus dieser Zeit erhaltenen Kunstwerke führt nach Süddeutschland zurück. Der Domschatz zu Krackau besitzt ein wahrscheinlich in Regensburg angefertigtes Evangeliar, das für Heinrich IV. angefertigt wurde und wohl die früheren Typen, aber diese plump und schablonenhaft zeigt.

Charakteristisch dafür, wie gegen Ende des elften Jahrhunderts auch die Kraft der technischen Tradition mehr und mehr abnahm, sind das große Widmungsbild in einer Abschrift der Briefe des heiligen Hieronymus in der Kölner Kapitelbibliothek und das wahrscheinlich von dem berühmten Udalrich, Priester der Ägidienkirche und Konventual des Klosters Michelsberg bei Bamberg, geschriebene Evangeliar.

Verfall malerischer Technik

Aus diesem allmählichen Verfall malerischer Technik ist es denn auch zu erklären, daß die Federzeichnung, öfters mit leichter Tusche, der wir früher schon da und dort begegnet sind, nun mehr und mehr zur Geltung kommt. Das vorzüglichste Beispiel hierfür bietet ein in der Stuttgarter Staatsbibliothek befindliches Psalterium, das im Anfang des zwölften Jahrhunderts entstanden, einen ganz außergewöhnlichen Bilderreichtum zeigt und mancherlei Ähnlichkeiten mit Werken antiker und frühchristlicher Kunst aufweist.

Aus dem oben charakterisierten Schwanken und Wanken heraus bildete sich aber nun um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Streben, das mit neuer und frischer Kraft daran ging, sich einen eigenen, nationalen Stil zu schaffen. Das war die Zeit der Kreuzzüge, jene Blütezeit unseres deutschen Minnesangs, wo die Deutschen auf abenteuerreicher Fahrt heraus aus ihrer Heimat in die Märchenwelt des Orientes traten, wo sie im Verkehr mit Völkern anderen Stammes und anderer Sprache sich als Nation zu fühlen begannen und aus dem reichen Schatz ihrer Vergangenheit die gewaltigen Stoffe ihrer Heldensage zu erhalten, von ihnen zu singen und zu sagen begannen. Das war die Zeit, wo ein Nibelungenlied, wo der Sang von Gudrun entstand, wo Walther von der Vogelweide seine Trutzlieder sang, Herr Wolfram von Eschenbach den fremdländischen Stoff eines Parzival mit deutscher Gemütstiefe und mystischer Sinnigkeit zu einem unserer herrlichsten Epen umschuf. Da trat Herr Gottfried von Straßburg, keck als wäre er ein Mann unserer Gegenwart, mit den Forderungen auf, die das Recht der Individualität an Welt und Menschen stellt, und Herr Hartmann von der Aue, „ein ritter sô gelêret was daz er an den buochen los, waz er daran geschriben vant“. Und frohgemut greift nun auch der Laie nach dem, was bis jetzt nur einer kleinen Schar angehört hatte; weltliches und geistliches Element rückten sich auch hier näher und näher, freilich nicht zu so erbittertem Kampfe wie im politischen Leben. „Eine Kunst aber, sagt Bucher, welche in so inniger Beziehung zur Litteratur stand, wie die Miniaturmalerei, konnte ja von dem Aufschwunge, welchen die Poesie in Deutschland um die bezeichnete Zeit nahm, nicht unberührt bleiben. Die heiligen Schriften geben nicht mehr allein den Malern Stoff und Anregung, Legenden, Heldengedichte, poetische Erzählungen, Tiersage und Minnelieder eröffnen den Künstlern ganz neue Welten, und wie in der Dichtung jener Zeit stehen auch in der Malerei Gebilde des strengsten Ernstes und des heitersten Lebensgenusses, Darstellungen unmittelbar

12. Jahrhundert

Ganz neue Welten

aus dem Treiben der Gegenwart und Spiele der üppigsten Phantasie hart neben einander. Und mit den Gegenständen geht auch die Ausübung der Kunst aus dem ausschließlichen Besitz der Geistlichen mit in Laienhände über. Wurde schon früher mitunter die Tracht der Zeit naiv auf die jüdischen Könige u. s. w. übertragen, so geht man in dieser Periode darin viel weiter, und es werden daher nicht bloß die Bilder zu den Volksepen und Sagen, sondern auch die Darstellungen aus der biblischen Geschichte zu wichtigen Quellen der Kostümkunde. In Gesichts- und Körperbildung weicht der byzantinische Typus mehr und mehr einem nationalen, ebenso das lichte Kolorit einem kräftigeren. Starke schwarze Umrisse pflegen sich noch unter der Farbe bemerklich zu machen. Auch bloße Umrißzeichnungen kommen häufig vor. Reich und schön entwickeln sich die Initialen. Die phantastischen Verschlingungen erinnern noch an das Geriemsel, aber die Motive werden der Pflanzen- oder Tierwelt entlehnt, figürliche Darstellungen, oft mit unmittelbarer Beziehung auf den Text, hineingezogen, und in den Zügen der großen Buchstaben zeigt sich weniger Kaprice, als der Sinn für Schwung der Linien. Satan erscheint jetzt öfter mit drei Fratzen-Gesichtern — das Gebild der Dreieinigkeit".

Das wichtigste Werk der Frühzeit dieser Epoche war der von Herrad von Landsberg, Äbtissin des elsässischen Klosters Hohenburg, 1159 bis 1175 geschriebene und leider 1870 zu Straßburg verbrannte Hortus deliciarum, eine Encyklopädie, welche die Äbtissin für ihre Nonnen aus vielen Schriften zusammengetragen hatte. „Wenn der Text, sagt Schnaase (V. S. 485), daher auch keine selbständige Arbeit der Herrad ist, so waren um so mehr die zahlreichen und ausführlichen Bilder ihr eigenes Werk, und man sieht deutlich, daß sie diesen als den wesentlichen und nützlichsten Teil ihrer Arbeit betrachtete. Sie dienen nicht nur zu Belebung der trockenen Wörter, sondern recht eigentlich zur Erklärung der darin enthaltenen Lehren. Sie begleiten daher jedes Einzelne; so werden z. B. bei dem Gleichnisse vom Gast-

mahle die Gegenstände, durch welche die Geladenen sich entschuldigen, der verkaufte Meyerhof, die fünf Joch Ochsen, das Weib, welches der eine freien will, dargestellt. Oft aber geht die Malerei weit über den Text hinaus und giebt durch ausführliche Beischriften erklärte, neue Gedanken.

Stehen wir mit dem Hortus deliciarum noch auf einem Gebiet, auf dem das Alte, die Unselbständigkeit in litterarischem und künstlerischem Schaffen vorherrschte, so kommen wir nun zu zwei Handschriften, die die neue Richtung der Freiheit deutlich repräsentieren. Die eine derselben ist Wernher von Tegernsee, „Liet von der Maget“, und die andere Heinrichs von Veldeke Eneidt.

Dem ersteren, dessen Name auch in der deutschen Litteraturgeschichte ein wohl bekannter ist, hat Franz Kugler in seinen kleineren Schriften eine ausführliche Darstellung gewidmet, Schnaase stellt die Bilder der Handschrift in Rücksicht auf Formenbildung auf eine Stufe mit dem Hortus deliciarum, den sie sogar noch durch eine stille Anmut und Naivität, die sich namentlich in der Darstellung einer heiteren freudigen Stimmung geltend machen, übertreffen.

Der gleichen Zeit gehören die Illustrationen zu der ebenfalls schon der Litteraturgeschichte angehörigen Eneidt des Heinrich von Veldeke an.

Aus der nämlichen Periode stammen auch einige Federzeichnungen, welche einer Abschrift des Rolandsliedes vom Pfaffen Konrad beigefügt sind, während die Illustration zu Thomasius von Zerclaere welschem Gast, die aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stammen, bereits einen Übergang zeigen. Die gleiche Technik zeigt dann die Parzivalhandschrift, die aber künstlerisch mit der Tristanhandschrift, die sich in München befindet, nicht auf gleicher Stufe steht. Daß sich der Sehkreis des Künstlers erweiterte, beweisen daneben auch die Illustrationen zu den mittelalterlichen Rechtsbüchern, wie denn ein so populäres Werk wie der Sachsenspiegel freilich auch eine umfassende bildende Erklärung erheischte.

Eine ganze Reihe von prächtigen Handschriften entstammt der Schreibstube des am Fuße der schwäbischen Alp gelegenen Klosters Zwiefalten.

Mit den Erzeugnissen dieser Schreibstube auf gleicher künstlerischer Höhe stehen diejenigen des Klosters Scheiern, wo namentlich der Mönch Konrad eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelte. Er hat einen Katalog aller von ihm hergestellten Handschriften, es sind deren dreißig, angefertigt, und die wichtigsten derselben, das Chronicon Scheirense, ein Liber Matutinalis, eine Mater Verborum, ein Flavius Josephus und die Historia Scholastica des Comestor kamen nach Aufhebung des Klosters nach München. „Konrad ist das stärkste künstlerische Talent seiner Zeit auf dem Gebiete der Buchmalerei. Werke von größerer Sorgfalt der Durchführung, feinerer Formensprache werden wir noch antreffen, aber an Umfang der Phantasie, an Sinn für das Große, an gestaltender Kraft übertrifft er die übrigen Zeitgenossen. Er wollte in erster Linie Buchschreiber sein, und er war ein solcher von seltenem Fleiße und dazu ein tüchtiger Gelehrter, im Besitze des ganzen Wissens der Zeit; die künstlerischen Darstellungen schuf er nicht nur ihrer selbst willen, sondern um den Text zu erläutern, lebendig zu machen. Daher oft die flüchtige Hand, bei der wir aber dann auch um so mehr ihre Sicherheit, den lebendigen Verkehr zwischen ihr und der Phantasie bewundern müssen.

Sehen wir uns nun nach den Erzeugnissen der Deckmalerei aus dieser Periode um, so ist hier vor allem eine Handschrift zu nennen, die von der Nonne Gutta aus dem Kloster Schwarzentann begonnen, von dem Marbacher Augustinermönch Sintram im Jahre 1154 vollendet wurde und noch ebenso wie die in dieser Periode entstandenen Kalendarien stark antike Elemente zeigt.

Die Buchmalerei in der gotischen Zeit

Das Streben, einen nationalen Stil auszubilden, fand endlich seinen Ausdruck in der Gotik. „Das Starre, Strenge, Ernste, die traditionell überlieferten Bildungsformen verschwinden und machen einer weicheren Führung und einem

eigentümlichen Schwung der Linien Platz. Die Gestalten verlassen ihre ruhige Stellung oder eckig schroffe Bewegung und nehmen etwas Graziöses in Haltung und Gebärde an; die Falten fließen weich in langen Linien und Massen herab, die Gesichter erhalten die Andeutung eines lieblichen, häufig sentimentalen Ausdrucks, der zuweilen nicht ohne Manier, insgemein jedoch auf eine schlichte naive Weise hervortritt. Es ist der Beginn einer neuen künstlerischen Richtung, das Erwachen des subjektiven Gesichts des Künstlers, welches sich selber in den dargestellten Personen auszusprechen strebt oder dieselben unbewußt durchdringt". (Schnaase.) Auch die Miniatur- und Buchmalerei entzog sich dieser Umwandlung nicht, freilich geschah der Übergang nur allmählich.

Als ältestes Beispiel dieser Zeit wäre eine in der Seminarbibliothek zu Lüttich aufbewahrte Vulgata in zwei Bänden zu nennen, neben welcher dann die vorzüglichen Federzeichnungen zu der französischen Bearbeitung der Sage von Alexander dem Großen, die sich in der Bibliothèque royale des Duc de Bourgogne in Brüssel befinden, stehen. München bewahrt ein Antiphonarium mit herrlichen Initialen, als dessen Schreiberin sich eine Nonne Adelhaidis nennt.

Der Weingartner Minnesänger-Kodex in der Königlichen Privatbibliothek zu Stuttgart zeigt das Bildnis eines jeden Dichters, „welches ihn einfach dastehend oder sitzend und nachsinnend, zusammen mit der Geliebten oder jagend darstellt. Es sind überall dieselben Motive, welche in den Bildern des Manesseschen Minnesänger-Kodex zu Paris wiederkehren, nur erscheinen sie in der Weingartner-Handschrift überall einfacher und minder bewegt, so daß die Manesseschen als spätere Arbeiten, vielleicht freie Kopien jener zu bezeichnen sein möchten. Dazu kommt auch die in letzteren noch minder ausgebildete Technik, die Zeichnungen in schweren, einfacheren Linien und in der Ausführung ein bloßes Kolorieren ohne Angabe von Schatten und Lichtern. Übrigens zeigen sie bereits entschieden den neuen Stil, der mit dem dreizehnten Jahrhundert eintritt". (Kugler.)

Sehen wir uns nach Miniaturen in außerdeutschen Ländern um, so verdienen hier Erwähnung einmal die Jaromirsche Bibel im Museum zu Prag, eine ebendort in der Bibliothek des Fürsten Lobkowitz befindliche Bibel etwa von 1260, und ein Pastorale der Prinzessin Kunigunde, Äbtissin zu Sankt Georg, älteste Tochter König Ottokars II.

In Frankreich nennen wir nach Labarte: einen Psalter der Königin Ingeburg, den Psalter der Blanca von Kastilien und den Psalter Ludwigs IX. des Heiligen, einen Pergamentkodex mit 78 Gemälden und 8 Initialen, der sich jetzt in der Pariser Bibliothek befindet.

14. Jahrhundert

Die Bibliothek zu Dresden besitzt eine sehr hübsche Handschrift des Tagebuches des Grafen Gaston III. von Foix, und in der Wiener Hofbibliothek finden wir ein Gebetbuch in französischer Sprache, aber niederländischen Ursprungs und den in Frankreich geschriebenen, aber mit niederländischen Bildern geschmückten Roman de la Rose von Johann de Mehun.

In Deutschland gewann um diese Zeit namentlich die böhmische Schule Bedeutung. Hier sind zu nennen ein lateinisches und ein böhmisches Gebetbuch einer Prager Äbtissin, das sich jetzt in der Wiener Hofbibliothek befindet, ferner zwei in Prag befindliche Gebetbücher des 1350 gestorbenen Erzbischofs Ernst von Prag, wie das Brevier des Bischofs von Leitmeritz.

Aus dem übrigen Deutschland, in dem um diese Zeit die Miniaturen äußerst selten sind, erwähnen wir einen in der Heidelberger Bibliothek befindlichen Kodex und ein im Berliner Museum befindliches Gebetbuch aus Hildesheim, ferner ein in der Pariser Bibliothek befindliches Speculum humanae salvationis, die Legenda aurea des Jacobus a Voragine, eine in der Münchener Bibliothek befindliche Bibel mit hübschen Miniaturen und ein in der Stadtbibliothek zu Bremen befindliches Gebetbuch.

Die Buchmalerei der Renaissance

Aus dem schweren und wuchtigen Ernste der Gotik treten wir in die Renaissance, in eine Zeit heiteren, fröh-

lichen und farbenfreudigen Gedeihens. Immer mehr drängt die künstlerische Individualisierung nach Anerkennung ihrer Rechte; und mit dem neuerwachenden geistigen Leben, das, von Italien ausgehend, ein gewaltiger Vorbote der Reformation wurde, rang sich auch die Kunst mehr und mehr aus den Fesseln der Traditionen und strebte einer Höhe zu, in der sie ihre Freiheit in vollen Zügen genoß. Die realistische, individualisierende Richtung in der Malerei, sagt Bucher, von den Brüdern van Eyck und deren Schule in den Niederlanden und weit über die Nachbarländer hinaus zur Herrschaft gebracht, bemächtigte sich nicht nur des Kunstzweiges, mit welchem wir es hier zu thun haben, sondern fand ebenda einen vorzüglichen günstigen Boden. Die porträtmäßige Behandlung der Figuren, die sorgsame Durchführung der Details, das Streben nach Naturwahrheit auch im Landschaftlichen und Architektonischen sind von nun an hervorstechende Züge der Miniaturmalerei, welche überdies an den burgundischen Fürsten und Grafen die thätigsten Förderer hatte. So wird von Philipp dem Guten (1419 15. Jahrhundert —1467) berichtet, daß er 1443 die reichste Bibliothek in Europa besessen und allein der Stadt Brügge 935 Bände überlassen habe. Sein Schwager, der Herzog von Bedford, Herzog Karl der Kühne, und dessen Tochter Marie begünstigten ebenfalls die Buchmalerei. Louis von Brügge, Herr von Gruithuysen, Kavalier der letztgenannten Fürstin, sammelte die schönsten Miniaturwerke, von denen ein großer Teil an die Könige von Frankreich kam und noch heute einen Bestandteil der Pariser Bibliothek bildet." (Bucher). Betrachten wir die einzelnen Werke, so ist hier zu nennen ein in der Pariser Bibliothek befindliches Breviarium des obengenannten Herzogs von Bedford, in dem man die Arbeit flanderischer Meister zu sehen glaubt. Eine Abhandlung über les combats à outrance permis par lettres patentes de Philippe roy de France de l'an 1306 bringt Illustrationen zu dem mittelalterlichen Zweikampf und trägt alle Anzeichen der Eyckschen Schule, ebenso wie ein in der Wiener Hofbiblio-

thek befindliches Gebetbuch, eine französische Übersetzung des Livius in der Bibliothek des Arsenals zu Paris, der Roman Guyron le Courtois in zwei Bänden, eine Geschichte der Kaiser von Augustus bis ins dreizehnte Jahrhundert, die in der Hofbibliothek zu Wien befindlichen Chroniques d'Angleterre und Privilegien niederländischer Städte. In der Hamburger Stadtbibliothek befindet sich der Roman Lothar und Walther, den die Gräfin Margarete von Wydemont, Gemahlin Herzog Friedrichs von Lothringen, mit ihrer Tochter Elisabeth ins Deutsche übertragen hatte, und in Haag ein Horenbuch in niederländischer Sprache mit sehr schönen Initialen.

Die Markusbibliothek in Venedig besitzt das berühmte Breviarium des Cardinals Grimani und diesem ähnlich ist ein Gebetbuch in der Bibliothek des Arsenals zu Paris. Das sogenannte Gebetbuch der Maria von Burgund in der Wiener Hofbibliothek gehört zu den prächtigsten Büchern dieser Zeit aus der auch ein Gebetbuch des Kaisers Maximilian I stammt, das sich ebendort, sowie mehrere andere im Auftrag der Statthalterin der Niederlande, Margarete, Tochter Maximilians, gemalte Bücher befinden.

Aus Deutschland wäre hier zu nennen das große Meßbuch in der Wiener Hofbibliothek, das Gebetbuch des Herzog Albrechts V. von Österreich, ein aus dem Kloster Metten in Niederbayern stammendes, jetzt in München befindliches Evangelienbuch und eine Regel des heiligen Benedikt.

Einen berühmten Namen, demjenigen Albrecht Dürers, begegnen wir in den Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian, und demselben Künstler werden auch mannigfach die Zeichnungen zu einem Gebetbuch des Herzogs von Braunschweig zugeschrieben. In Nürnberg wirkte als Illustrator namentlich Georg Glockenton, dessen Sohn das große Missale für den Erzbischof Albrecht von Mainz und ein Gebetbuch ausführte. Derselbe hat mit H. S. Beham an einem Gebetbuch für den Kurfürsten Albrecht gearbeitet, und die Bibliothek von Kassel besitzt gleichfalls ein Gebetbuch von diesen beiden Meistern.

Aus Frankreich nennen wir in der Pariser Bibliothek eine Handschrift des Roman de Tristan, eine Handschrift le Chateau pérrileux, in der Bibliothek des Arsenals ein Gebetbuch, die Dialogues entre la Fortune et la Vertu, die Douze peril d'enfer, und namentlich die Arbeiten des Jean Foucquet, der den Stil der Renaissance in die Miniaturmalerei eingeführt. Ihm und seinen Schülern, sowie seinen beiden Söhnen verdankt man eine Reihe der hervorragendsten Werke.

Eine eigentümliche Stellung nimmt das in der Wiener Hofbibliothek befindliche, für Galeazzo Marie Sforza, Herzog von Mailand, angefertigte Gebetbuch ein, und ebenda befindet sich eine französische Übersetzung des Flavius Josephus, und eine Übersetzung von Ovids Heroiden.

Den echt französischen Stil bieten das Gebetbuch der von Bretagne und das Gebetbuch Heinrichs IV. Wien besitzt das schöne Gebetbuch Jakobs IV. von Schottland und seiner Gemahlin Margarete von England, Paris eine für Ludwig XII. angefertigte Übersetzung von Petrarcas De remediis utriusque fortunae und ein Manuskript Les échecs amoureux, sowie eine französische Übersetzung von Boccaccios De claris et nobilibus muliebribus und ein der Mutter Franz I., Luise von Savoyen, gewidmetes Buch Les chants royaux au l'honneur de la vierge. Derselben Richtung mit diesem gehört ein in der Wiener Hofbibliothek befindliches Livre des ordonances de la thoison d'or, sowie ein in der Bibliothek des Arsenals zu Paris befindliches L'initiatoire instruction en la religion chretienne pour les enfants an.

Mit der Erwähnung von Geofroy Tory kommen wir schon in die Zeit des Buchdrucks, der freilich die Handschriften und die Miniaturmalerei noch einige Zeit neben sich dulden mußte.

Der oft erwähnte Bucher in seiner „Geschichte der technischen Künste", Janitschek in der „Geschichte der deutschen Kunst", Schnaase und Kugler, waren unsere Hauptführer.

Wenden wir uns nun zum Bucheinband.

Der mittelalterliche Bucheinband

Daß der mittelalterliche Bucheinband im allgemeinen mehr bekannt ist, daß man sich mit leichterer Mühe einen Begriff von demselben machen kann, hat seinen Grund einmal wohl in dem Streben der Gegenwart, ihre Vorbilder wieder in einer längst hinter uns liegenden Vergangenheit zu suchen, und dann in dem Umstande, daß wir gerade von Bucheinbänden schon durch ihren dauerhaften Stoff noch eine weit größere Anzahl besitzen, als von Handschriften selbst. Die Verehrung, die man den heiligen Büchern schon im frühen Mittelalter angedeihen ließ, führte natürlich auch unmittelbar auf das Streben, denselben ein möglichst kostbares äußeres Gewand zu geben, und kostbare Einbände von Missalen und Evangeliarien gehörten frühzeitig zu den Erzeugnissen des mittelalterlichen Kunstgewerbes, und wenn schon die Kirchenväter Chrysostomus und Hieronymus rügen, daß man der äußeren Ausstattung der Bücher mehr Aufmerksamkeit schenke als ihren Inhalt, so läßt sich leicht begreifen, wie dieselbe beschaffen war.

Die Geistlichen

Die Geistlichen selbst waren es, welche das Buchbinden eifrig betrieben, in jeder klösterlichen Schreibstube waren neben den Abschreibern auch Buchbinder zu finden, und Bischof Otto von Bamberg beispielsweise verschmähte es nicht, eigenhändig als Hofkaplan Kaiser Heinrichs IV. dessen Gebetbuch mit einem neuen Einband zu versehen. Ja das ausgedehnte Jagdrecht einzelner Klöster steht in direkter Beziehung mit dem Buchbinden, wenn z. B. Karl der Große 774 dem Kloster St. Denis einen ganzen Wald mit der Jagd auf Rehe und Hirsche schenkte, damit man aus deren Häuten Einbände machen könne.

Die spätrömischen Elfenbein-Schreibtafeln

Entstanden sein mag der Gedanke, das Buch einzubinden, durch die spätrömischen Elfenbein-Schreibtafeln, die oft mit kostbaren Reliefs geschmückt waren, und zwischen welche man die Pergamentblätter legte. Der eigentliche Buchdeckel selbst bestand aus Holz, auf welches dann eine Elfenbeinplatte gelegt wurde, freilich gewöhnlich nicht im gleichen

Holzdeckel

Umfang mit dem Holzdeckel, sondern nur dessen Mitte ein-

nehmend. Der dadurch freigelassene Raum wurde dann mit Gold- und Silberblech überzogen, mit Edelsteinen und Perlen geschmückt, zu welchen vielfach auch Reliquien gefügt wurden. Daneben trugen die beiden Deckel des Buches niemals den gleichen Schmuck; auf den vorderen Deckel wird gewöhnlich die meiste Mühe verwandt, während der hintere sehr schmucklos, zur Vermeidung der Abnutzung höchstens an den Ecken beschlagen und mit stark hervortretenden Krystallen besetzt ist. Den kostbaren Einband schützte dann gemeiniglich nochmals ein Überzug, und auch dieser wurde sehr oft dann noch durch einen kostbar ausgeschmückten Kasten bedeckt, der auf den Altären aufgestellt wurde. Ein Zweck, der um so mehr einleuchtend ist, als die meisten dieser kostbaren Bücher wohl Geschenke der einzelnen Klöster und Kirchen unter einander waren. Erwähnt seien nur das Missale im Dome zu Monza, von der Königin Theodolinde um 600 gewidmet, die von Papst Leo III. bei seiner Thronbesteignng 795 an verschiedene Kirchen geschenkten Evangeliarien, ein solches um 855 vom Kaiser Michael Porphyrogenetos an die Peterskirche in Rom gesandt, das von der Kaiserin Theophano 973 der Abtei Echternach verehrte, und noch manche andere. (Kapp.)

An der Kette

Besonders wertvolle Bücher befestigte man mit einer Kette an einem Tische mit drehbarer Platte, Breviere und Gebetbücher von kleinerem Format versah man mit einer beutelartigen Verlängerung der Deckelbegleitung am sogenannten Buchbeutel, der es ermöglichte das Buch am Gürtel zu tragen. Um die verschiedenen Abschnitte eines Buches leicht auffinden zu können, befestigte man an dem Blatte, an welchem ein neuer seinen Anfang nahm, einen Pergamentstreif, welcher über den Schnitt hervorragte; derselbe ist häufig am Ende zu einem zierlichen Knöpfchen verschlungen, oder zusammengedreht. Lockere Streifen der Art dienten als Merkzeichen, und für Prachtwerke wurden mehrer Merkbänder an einem kostbaren Halter, tenaculum, vereinigt. Für diese verschiedenen Merkzeichen galt der gemeinsame Name Register, auch wird die Bezeichnung Kehrschnur angegeben. (Kapp.)

Die Verzierungen

Die Verzierungen an den Deckeln waren streng stilistisch. In der Mitte brachte man gewöhnlich das Bild des Gekreuzigten, des lehrenden Christus, oder der Madonna, manchmal auch irgend eine kostbare Reliquie an. Die vier Ecken waren gewöhnlich mit Evangelisten-Symbolen geschmückt und auch die Emailplatten und die Edelsteine des Einbandes zeigten eine ganz symmetrische Einteilung. Daß Figuren und Ornamente, die ihrem Stil nach doch verschiedenen Jahrhunderten angehörten, sich manchmal auf einem Deckel befinden, ist daraus zu erklären, daß man durchaus keinen Anstand nahm, „einen alten Band für ein neues größeres Buch herzurichten, gewöhnlich durch Ansetzen neuer Umrahmungen und Bordüren.“ Bei Büchern, die entweder nicht kostbar ausgestattet waren, oder nicht häufig in Gebrauch kamen, sah man manchmal auch gänzlich von einem Einband ab und umgab die einzelnen Blätter nur mit einem Pergamentumschlag; der gewöhnliche Bucheinband bestand aus Holzdecken, die man mit verschiedenem Leder überzogen hatte. Fehlte ein oder das andere Mal ein solches, so nahm man durchaus nicht Anstand, alte Handschriften hierzu zu benutzen, ja man fand in mehreren auf einander geklebten Pergamentblättern oft auch einen guten Ersatz für den Holzdeckel selbst. Überzog man dann diese Lagen mit Schweins- oder Ziegenleder, so hatte man noch einen dauerhafteren und dazu biegsamen Deckel, als den von Holz.

Pergamentumschlag

Weniger Reichtum an kostbaren und kunstvollen Einbänden zeigt im Vergleich mit dem 11. Jahrhundert schon das 12.; das Elfenbein war wegen des großen Verbrauchs schon ziemlich teuer geworden und man suchte und fand deshalb im Norden Deutschlands im Walroßzahn vielfachen Ersatz dafür.

Wenig Originelles mehr bieten die Einbände aus den nächsten Jahrhunderten. Wir kommen später auf die weitere Entwickelung des Einbandes zurück.

Der Bücher- und Handschriftenhandel i. Mittelalter

In der Art und Weise, wie wir den Buchhandel im klassischen Altertum betrieben sehen, erhielt er sich noch bis

in das 15. Jahrhundert. Von da an aber tritt im litterarischen Leben und Verkehr Deutschlands ein Stillstand ein. Wir haben gesehen, wie sich das ganze geistige Leben in den Klöstern konzentrierte und wie hier die Mönche im Abschreiben und Bemalen der Bücher allein etwa noch etwas wie einen Buchhandel betrieben. Das heißt, es konnte von einem Handel da nicht die Rede sein, wo es sich lediglich um das Fertigstellen eines Buches für die eigene Bibliothek handelte, und wo eine von irgend einem prachtliebenden Abt oder Bischof einmal einlaufende Bestellung schon zu den größten Seltenheiten gehörte. So sehen wir die Mönche namentlich vom 9. bis 14. Jahrhundert vorzügliches leisten. „Dann aber werden sie mit der zunehmenden Sittenverderbnis der Geistlichkeit faul und kaufen lieber die unentbehrlichsten Bücher oder lassen andere für sich abschreiben.“ Sie schwelgen heutzutage lieber im Ausleeren der Becher, statt in der Verbesserung der Bücher,“ sagt der englische Bischof Richard de Bury in seinem (1344 vollendeten) Philobiblion von ihnen. In vielen Klöstern schläft die Schreibthätigkeit sogar ganz ein.“ (Kapp.) Die Mönche

Erst von Italien aus sollte dann mit dem Erwachen des Humanismus auch für dieses Gebiet neue Anregung kommen. Freilich treffen wir auch dort die ersten Anfänge eines Handschriftenhandels erst im Anfang des 13. Jahrhunderts, obgleich die Entstehung der italienischen Universitäten schon in das 12. Jahrhundert fällt. Die vielen aus allen Herren Ländern dort zusammenströmenden Studenten verlangten bald genaue und korrekte Abschriften ihrer Lehrbücher, und namentlich in Bologna, der damals besuchtesten italienischen Universität, blühte das Schreibgewerbe, an dem sich sogar Frauen beteiligten, da die Männer nicht den Anforderungen mehr allein entsprechen konnten.

Zu welcher Bedeutung dann diese Handschriftenhändler rasch gelangt waren, ist schon aus dem Umstande zu ersehen, daß die Stadt Bologna schon 1259 strenge Bestimmungen über das Handschriftenwesen und namentlich den Handschriften-

handel erließ. Der berühmte Rechtsgelehrte Savigny hat in seinem Werke: „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ eine ausführliche Schilderung hiervon gegeben, und Kapp, dem wir hier neben Kirchhoffs trefflicher Schrift: „Die Handschriftenhändler des Mittelalters“ und neben Wattenbach zumeist folgen, gründet seine Schilderung hauptsächlich hierauf. Dem Beispiel Bolognas folgen dann die

Stationarii anderen italienischen Städte ziemlich rasch. Die „Stationarii“ genannten Schreiber und Handschriftenhändler unterstanden der Gerichtsbarkeit der Hochschulen, teilten aber auch deren Privilegien: „Es wurde festgesetzt, daß jeder Handschriftenhändler, welcher Bücher verleihen wollte (Stationarius peciarium), 117 namhaft gemachte und nach Pecien (eine Abteilung von 16 Kolumnen von je 62 Zeilen von 32 Buchstaben) berechnete Werke vorrätig halten mußte. Für die Korrektheit derselben hatten die Peciarii zu sorgen, die zugleich die Aufsicht über das ganze Leihgeschäft führten. Sie waren sechs an der Zahl (drei Italiener und drei aus anderen Ländern) und wurden jährlich aus der Gesamtheit der Universitätsglieder gewählt. Die neugeschriebenen Bücher und Pecien mußten ihnen zur Durchsicht und Korrektur vorgelegt werden, sowie überhaupt jährlich zu einem bestimmten Zeitpunkt die gesammten Vorräte der Stationarii peciarum. Diese hatten eidlich zu erhärten, daß sie nichts verheimlichten und zurückbehielten; wurden fehlerhafte Bücher vorgefunden, so mußten sie auf Kosten des beteiligten Stationarius durch Universitätsmitglieder, die im Besitze der gleichen Werke sich befanden, verbessert werden. Nach Schluß der Revision machte der Bidellus generalis die für richtig befundenen Büchervorräte öffentlich bekannt. Waren dessen ungeachtet fehlerhafte Pecien durchgeschlüpft und ausgeliehen worden, so hatte der betreffende Abschreiber, im Fall er die Mängel entdeckte, die fehlerhafte Pecie der Peciarien auszuliefern. Dieselbe wurde kassiert und der beteiligte Stationarius verfiel in eine Strafe von 5 Soldi, die zur Hälfte in die Universitätskasse flossen, zum Viertel der Peciarien und

zum Viertel dem Denuncianten anheimfielen." (Kirchhoff.) Den italienischen Universitäten folgten bald auch die französischen, und ihre Institutionen übertrugen sich rasch nach England und nach den nach französischem Muster eingerichteten deutschen Universitäten. Hier freilich, obgleich die Stationarien- und Handschriftenhändler die gleiche Stellung wie in Paris und Italien erhielten, kam die ganze Einrichtung doch niemals zur gleichen Bedeutung. Es herrschte auf den deutschen Universitäten und in Deutschland überhaupt ein weniger reges litterarisches Leben als in dem verfeinerten Italien und Frankreich. Die Frequenz der deutschen Universitäten war nicht so bedeutend, wie die der im höchsten Flor stehenden zu Bologna und Paris; sie trugen nicht in dem Maße wie jene den Charakter kosmopolitischer Lehranstalten, sondern mehr einen beschränkten provinziellen. Sie bedurften also auch nicht eines so ausgedehnten und genau geregelten handschriftlichen Verkehrs. Nur Heidelberg, Wien und Köln sind etwa die Orte, an denen man einen geordneten Betrieb des Handschriftenhandels bemerken kann.

Die deutschen Universitäten

„In Wien, berichtet Kirchhoff, scheint das Stationariat entweder gar nicht oder doch nur in sehr beschränkter Weise ausgebildet gewesen zu sein, es wird nur einmal gelegentlich bei Bestimmungen über die Veröffentlichung neuer Lecturae erwähnt, hierbei aber auch in einer Weise, daß man an eine Art von Verlagsverhältnis zwischen den Schriftstellern und den Stationarii denken möchte. Sie, sowie die Librarii gehören auch in Wien zu den Untergebenen (Servientes) der Universität und hatten in die Hand des Rektors gewissenhaftes Verhalten beim Kauf und Verkauf und beider Preisbestimmung eidlich anzugeloben. Ohne Vorwissen desselben durften sie von keinem Magister oder Studenten ein Buch kaufen, oder als Pfand annehmen, und waren gehalten, die hinterlassenen Bücher verstorbener Universitätsglieder aufzubewahren. Die Studenten der Juristenfakultät setzen überdies noch fest, daß der Libraius wie Pedell der Fakultät die Verkäufer nicht bedrücken solle, um höheren

Gewinn beim Wiederverkauf zu erzielen, auch als Kommissionsgebühr nicht mehr als den vierzigsten Pfennig oder $2\frac{1}{2}\,\%$ beanspruchen dürfe; außerdem sollten keine Bücher unter der Hand verkauft werden, sondern deren Verkäuflichkeit erst in den Hörsälen bekannt gemacht werden. Dies war nun allerdings eine Forderung, die die Sicherheit der Händler selbst gebieterisch forderte, da gestohlene oder früher veruntreute Bücher von dem momentanen, wenn auch sebst auf rechtliche Weise im Besitz derselben gelangten Inhaber ohne Entschädigung ausgeantwortet werden mußten." Dabei ist indessen für die deutschen Universitäten auch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß die Studenten derselben meist arm und mittellos sich oft ihre Handschriften selbst herstellen oder den Diktaten der Professoren nachschreiben mußten. So sehen wir in Deutschland einen eigentlichen Handschriftenhandel erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts entstehen, obgleich eine ausgedehnte Lohnschreiberthätigkeit mit Sicherheit schon früher anzunehmen ist, denn in dem gewaltigen Umschwung, der den Kreuzzügen folgte, und in welchem sich der Bürgerzustand zu einer immer größeren Macht heranbildete, entwickelten sich auch seine geistigen Bedürfnisse mehr und mehr. Lesen und Schreiben kam namentlich auch bei dem Mittelstand immer mehr zur Geltung, man richtete Schulen ein und es entstand sogar eine Art von populärer Litteratur. Nun konnten die geistlichen Schreiber einer solchen gesteigerten Thätigkeit nicht mehr genügen und ihre Stellung nötigte sie durchaus nicht zu den übermäßigen Anstrengungen. So treten sie wohl in den Kampf mit der nun entstehenden weltlichen Konkurrenz, die eben um ihre Existenz kämpfte, und wenn sie auch dieser den Kampf nicht leicht machten, da sich namentlich gegen Ende des Mittelalters einzelne Klöster wieder von neuem auf das Abschreiben warfen, so mußten sie am Ende doch unterliegen. Zwischen

Die Brüder vom gemeinsamen Leben

die weltliche und geistliche Partei traten nun aber die Brüder vom gemeinsamen Leben (Fratres de vita communi). „Wenn auch nach klösterlicher Regel zusammenlebend, erzählt

Kapp, so waren sie doch keine mönchischen Abschreiber, weil sie, statt sich vom weltlichen Leben abzuwenden, mit ihrer Thätigkeit ausschließlich Bildungszwecke verfolgten, andererseits aber auch keine gewöhnlichen Lohnschreiber, weil sie sich auf ein bestimmtes Gebiet, die Herstellung guter Lehr- und Andachtsbücher, beschränkten. Dieser Orden, von Gerhard Grote 1383 zu Deventer in Holland gestiftet, zählte vorzugsweise ernste Gelehrte und Lehrer, Männer von sittlichem Gehalt und lauterem Streben, zu seinen Mitgliedern. Ausgehend von einer asketischen Frömmigkeit, verwarfen sie die Scholastik und alle Wissenschaft des Mittelalters als unnütz für die Heiligung des Lebens und arbeiteten der Studienreform vor, welche den Humanismus heraufführte. Um nachhaltig zu wirken, widmeten sie sich mit Vorliebe dem Volks- und dem gelehrten Unterricht der Jugend in ihrer Landessprache. Die Kosten ihres Unterhalts dagegen bestritten sie durch gewerbsmäßige Anfertigung von Schul- und Gebetbüchern. Jedes Fraterhaus hatte seinen Librarius, welcher außer der Sorge für die Bücher die Aufsicht über das Schreibwesen, die Schreibmaterialien und die Buchbinderei führte, die Korrektheit der Abschriften überwachte und zugleich den Preis bestimmte. Die Brüder waren besonders im Norden und Nordwesten Deutschlands thätig und hatten unter anderem um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Mariä-Leuchtenhof in Hildesheim so viele Meßbücher zu schreiben, daß sie daran einschließlich des Einbandes über 1000 Gulden verdienten (also wenigstens 20000 Gulden nach unserem Gelde)."

Die unter dem Namen Clerici im späteren Mittelalter auftretenden Schreiber standen in keinerlei Verbindung mit dem Handschriftenhandel und bekleideten ebenso wenig eine geistliche Würde. Clerici

Wir sehen nun den Handschriftenhandel sich von zwei verschiedenen Seiten entwickeln, einmal in Italien und Paris durch eine besondere Zunft und dann namentlich in den Städten durch das freie Gewerbe des Lohnschreibers. In

Deutschland findet man die Spuren solcher Lohnschreiber schon in Urkunden aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wo sie in den großen Städten und Meßplätzen einen großen Wirkungskreis hatten und allmählich eine bedeutende Übung erhielten. Was früher einzig und allein in den Klöstern hergestellt worden war, all die prächtigen Meßbücher, Breviarien, Evangelien, das wurde nun ebenso schön angefertigt und in seinem äußeren Schmuck ausgestattet. Städte wie Brügge, Gent, Antwerpen, Aachen, Köln, Straßburg, Augsburg, Ulm, Wien leisteten in dieser Hinsicht ganz Bedeutendes und namentlich die kunstsinnigen Burgunderherzoge waren es, die diesen Zweig des Kunstgewerbes schützten. „Die Librarier-Gilden zu Gent und Brügge, berichtet Kapp, faßten die gesamten, bei Herstellung von Handschriften mitwirkenden Gewerbe in sich. Das jetzt in der St. Nikolaus-Bibliothek in Venedig befindliche Breviarium Grimani wurde etwa 1478 von niederländischen Künstlern, namentlich Johann Memmling, angefangen und 1489 vom Kardinal Gramani für 500 Dukaten gekauft. Ziemlich aus derselben Zeit (1468 oder 69) und aus der nämlichen Schule stammt die ursprünglich für den Sohn Philippus von Burgund geschriebene und gegenwärtig der Breslauer Universitätsbibliothek gehörige Froissard'sche Chronik. Das in dem Brückenthalschen Museum zu Hermannstadt aufbewahrte Gebetbuch ist ein ebenso treffliches Erzeugnis niederländischer Miniaturmalerei und kommt meistens in seiner ersten Hälfte durch die Pracht seines matten Goldgrundes und den Glanz seiner Farben dem Grimanischen Breviarium fast ganz gleich."

Schul- Andachts- und populäre Schriften

Doch waren es, wie schon oben angedeutet, nicht bloß Prachtwerke, die aus den Händen dieser Schreiber hervorgingen. Schul- und Andachtsschriften, populäre und sogar politische Flugschriftenlitteratur findet man jetzt schon, und wenn die zünftigen und die auf feste Bestellung arbeitenden Schreiber keinen Grund hatten, ihren Wohnsitz zu verlassen, so gab es auch jetzt schon unternehmende Geister, die auf Jahrmärkten und Messen umherzogen und einen wenn auch

noch beschränkten litterarischen Verkehr vermittelten. Ihr Verkaufslager befand sich auf öffentlichen Plätzen am Markte, am Rathause oder in der Nähe der bedeutendsten Kirchen, ja sogar manchmal in den Kirchen selbst, und dort boten sie nicht allein ihre eigenen, sondern auch die Erzeugnisse der älteren Kunst aus, so daß wir also hier schon dem Antiquariat begegnen. Die Spuren dieses Handels treffen wir übrigens am spätesten in Deutschland an. Wir erfahren von Handschriftenhändlern, die Frankreich, Italien und Deutschland besuchten, allein wir finden gerade für Deutschland nur wenige Anhaltspunkte und nur für die kleine Elsässische Reichsstadt Hagenau hat Kirchhoff einen starken Handschriftenhandel nachgewiesen, der auf die ganzen damaligen Verhältnisse ein klares Licht wirft. Ob es die Nähe der Universität Heidelberg war, welche die hier herrschende Regsamkeit hervorrief, oder ob gar die Nachwehen der außerordentlichen Schreiberthätigkeit auf den Konzilien zu Konstanz und Basel, von welchem letzteren Davis wohl mit Recht sagt: quod concilium, qui scholam librariorium dixerid, haud errabit, hier zu suchen sind, mag dahin gestellt bleiben; genug, das Vorhandensein ausgedehnter Schreiberschulen daselbst, die sogar häufig ihren Überfluß an Schülern und Mitgliedern anderen Städten mitgeteilt zu haben scheinen, ist Thatsache. Die Herstellung der Handschriften scheint gleichsam fabrikmäßig vor sich gegangen zu sein; der eine Schreiber besorgte den Text, ein anderer rubrizierte denselben, malte auch wohl ausgeführte Initialen hinein, ein anderer besorgte das Hineinklecksen der Schablonen (gemolte Bucher), ein anderer das Binden. Es finden sich noch bestimmt aus dieser Fabrik hervorgegangene Handschriften, in denen die eine oder andere dieser Zuthaten, z. B. die rohen Bilder, noch fehlen. In anderen Fällen besorgte aber auch wohl ein und dieselbe Person die vollständige Herstellung der Handschrift, wie es denn z. B. am Schlusse einer solchen, die sieben weisen Meister enthaltend, heißt:

Herstellung der Handschriften

Dis buch vollenbracht was
In der zit, also man schreip und las
Tusent und vyer hundert jar
Nach Christus gebort daz ist war.
Dar nach jn dem eyn und siebenzigsten jar
Uff sant Pauly bekarung daz ist ware
Von Hans Dirmsteyn wist vor war
Der hait es geschreben und gemacht
Gemalt, gebunden und gantz follenbracht.

Diese und wohl auch andere etwa vorhandene ähnliche Bücherfabriken produzierten nun, was ihnen nur irgendwie absatzfähig erschien; in Hagenau scheinen namentlich neben den mehr wissenschaftlichen Werken in lateinischer Sprache die für das größere Publikum bestimmten deutschen Werke zu Tage gefördert worden zu sein; selbst die untersten Volksklassen wurden nicht unberücksichtigt gelassen. Neben „guten lateinischen buchern“ erscheinen die größeren epischen Gedichte des Mittelalters, kleinere poetische Werke, Sagen, Volksbücher, juristische Werke, die „golden bull“, biblische und legendarische Bücher, Gebetbücher, populäre medizinische Schriften, Wahrsagebücher (Loßbücher), selbst Spielkarten und Briefe (Heiligenbilder). Es zeigt sich sogar eine gewisse geschäftliche Verbindung derartiger Bücherfabrikanten vermittelst Austausches, wie in Nördlingen. Als merkantilischer Abzugskanal der Hagenauer Bücherfabrik erscheint nun z. B. Diebold Lauber, bald als Schreiber, bald als Lehrer bezeichnet, der sogar in dreien seiner Handschriften förmliche Ankündigungen seiner Büchervorräte hinterlassen hat.“

Anfang des Buchhandels

Entdeckt man also schon hier so etwas wie den Anfang eines Buchhandels, so sehen wir, daß sich der Übergang auf eine ganz einfache und natürliche Weise vollzog, ohne übrigens auch da, als die Buchdruckerkunst in die Welt trat, dem Gewerbe der Schreiber mit einem Male ein Ende zu machen. Die Sammlung solcher Handschriften nun war selten und klein, und Italien und Frankreich waren auch

hierin Deutschland mehr vorangegangen. Gerade der Umstand, daß eine nur einigermaßen umfangreiche Bibliothek als etwas Außerordentliches gerühmt ward, beweist wie kostbar eine solche sein mußte, in einer Zeit, wo das Pergament noch auf gleicher Stufe mit dem Silber stand, und wo sich das Kloster Benediktbeuren im 8. und 9. Jahrhundert der kostbarsten und reichhaltigsten Bibliothek in ganz Bayern rühmen konnte, weil es 50 Handschriften besaß. Wenn wir erfahren, daß der Mönch Ulrich ein Meßbuch 1054 gegen einen umfangreichen Weinberg vertauschte, oder daß die Nonne Diemuth von Wessobrunn für eine von ihr geschriebene Bibel ein Landgut von Preißenberg erhielt, so können wir uns einen ungefähren Begriff von dem Wert solcher Handschriften machen. Und noch im 14. Jahrhundert waren die Handschriften so teuer, daß ihre Übergabe als ein wichtiger gerichtlicher Akt angesehen wurde, andererseits waren sie aber auch mit einem solch kostbaren Luxus ausgestattet, daß man dies heutzutage kaum mehr begreifen kann. Kapp führt hierfür einige Beispiele an: „Etienne de Conty zahlte für eine Luxusabschrift und den Prachteinband der 1345 verfaßten Henry Bosischen Kommentare in Pariser Währung 62 Livres 11 Sous, eine Summe, welche einem heutigen Geldwert von 865 Franken entspricht. Davon kommen unter anderem auf Gebühren an den Abschreiber 31 Livres 5 Sous, auf das Pergament 18 Livres 18 Sous, auf sehr große vergoldete Initialen 1 Livre 10 Sous, auf die übrigen roten, schwarzen und blauen Illuminationen 3 Livres 6 Sous, auf Miete an den Pedell der Pariser Universität 4 Livres und auf Einband 1 Livre 12 Sous. Eine gute Abschrift des Corpus juris kostete 1000 Goldgulden, so daß der berühmte Jurist Accursius nicht imstande war, sich eine solche anzuschaffen. Der Eichstätter Domherr Hans Prassel zahlte 1429 für einen Livius 120 Goldgulden. Plutarchs Parallelen wurden 1470 mit 800 Goldgulden bezahlt. Der Bruder Jan von Enkhusien aus Zwolle erhielt einschließlich seiner Barauslagen für ein

Prachtexemplar der Bibel 500 Goldgulden, eine einfache Bibel dagegen kostete 100 Kronen. Die Gräfin von Anjou gab für ein Exemplar „Homilien" Haimons des Bischofs von Halberstadt 200 Schafe, 5 Malter Weizen und ebensoviel Reis und Hirse. Im Jahre 1474 verpfändete Ludwig XI. als Sicherheit für ein ihm von der Pariser medizinischen Fakultät geliehenes Manuskript des arabischen Arztes Rhases sein Silbergeschirr, und stellte außerdem noch einen Edelmann als Bürgen für die Rückgabe. Ja, die Gräfin von Blois, die Gattin eines Barons von Castellane, vermachte 1392 in ihrem Testament ihrer Tochter ein Manuskript des Corpus juris auf Pergament unter der Bedingung, daß sie einen Rechtsgelehrten heirate, damit dieser kostbare Schatz in die rechten Hände komme. Der große Pariser Buchhändler Firmin Didot, einer der gelehrtesten und praktisch erfahrensten Bibliographen der Neuzeit, berechnet die Höhe der Herstellungskosten der beiden in der Pariser Nationalbibliothek befindlichen lateinisch-französischen handschriftlichen Bibeln auf 82000 beziehungsweise 50000 Franken heutiger Währung, und schließt von dieser Berechnung sogar den Preis des Pergaments, den Lohn des gewöhnlichen Schreibers und die Kosten des Einbandes aus. Es giebt aber auch wenig Werke, welche wie die teuerste der genannten Bibeln 5122 in Gold und Silber gemalte Bildchen enthalten. Didot schätzt jede dieser Illustrationen auf rund 16 Frank, ihren Gesamtwert auf 81958 Franken!"

Natürlich läßt sich von diesen Preisen nicht auf den Durchschnitt schließen, obgleich auch die für den Elementarunterricht nötigen Schriften immer noch unverhältnismäßig hoch im Preise standen. Die mehr und mehr wachsende Konkurrenz drückte indessen bald auch hier die Preise nieder, und da jedem der Sinn für Litteratur mehr und mehr schwand, so daß Handschriftendiebstahl von einzelnen Bibliomanen in dieser Zeit oft vorkommen konnte, so machte sich das Bedürfnis einer Reaktion sichtbar. Italien war wiederum dasjenige Land, das allmählich seine Bibliotheken er-

weiterte und sie mit kostbaren Schätzen versah. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann das von den italienischen Humanisten gegebene Beispiel auch auf Deutschland seinen Einfluß auszuüben. „Die Anlegung größerer Privatbibliotheken traf hier also mit der Erfindung und Ausdehnung der Buchdruckerkunst zusammen. Junge Juristen, wie z. B. der Straßburger Peter Schott (1480), welcher in Bologna studiert hatte, brachten wertvolle Handschriften von klassischen, juristischen und theologischen Werken mit nach Deutschland. Nürnberger, Augsburger und Straßburger Patrizier oder Gelehrte, wie Christoph Scheurl, Wilibald Pirckheimer, Konrad Peutinger, Gustav von Kaisersberg und Sebastian Brant besaßen ansehnliche Bibliotheken, ja selbst der Adel begann solche anzulegen, und Brant konnte in seinem „Narrenschiff“ schon die Büchernarren verspotten“. (Kapp.)

Patrizier und Gelehrte

So standen die Dinge, als Gutenberg mit seiner Erfindung hervortrat, der rechte Mann zur rechten Zeit. — — —

Die Segnungen, die sich an die nun folgende Epoche der Geschichte des Buches knüpfen, sind so vielgestaltige, daß wir Kinder der Neuzeit nicht genug den Wert, den die Kunst Gutenbergs für die gesamte kulturelle Welt bedeutet, schätzen lernen können.

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Das Interieur einer Buchdruckerei im 17. Jahrhundert
nach einem Holzschnitt von **Abraham von Werdt**, der vielleicht von holländischer Herkunft in Nürnberg von 1640—80 thätig war.



Das Buch seit der Erfindung der Buchdruckerkunst.

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das größte Ereignis der Weltgeschichte. Sie ist die Mutter der Revolution. Sie ist der Ausdruck der sich gänzlich umgestaltenden Menschheit; sie ist der menschliche Gedanke, welcher eine Form von sich abstreift und eine andere dafür anlegt; sie ist die vollständige und letzte Wandlung, welche mit der Hülle dieser symbolischen Schlange vor sich geht, die seit Adams Zeiten den Verstand darstellt". (VICTOR HUGO, *Notre Dame.*)

Die Erfindung der Buchdruckerkunst

Ueber die Frage, ob und inwieweit Gutenberg die Ehre der Erfindung der edlen Buchdruckerkunst für sich in Anspruch nehmen darf, hat viele Jahre hindurch zwischen den Gelehrten ein erbitterter Krieg gewütet, und immer liegen die Dinge noch nicht so klar, wie es sein sollte. Der Streit nahm so gewaltige Verhältnisse an, einmal, weil die Nachrichten über das Entstehen der Buchdruckerkunst, wie es in der Natur der Sache liegt, ziemlich spärlich sind; sodann aber, weil man sich unserer unmaßgeblichen Ansicht nach nicht immer genügend vergegenwärtigte, daß eine Erfindung, wie Athene

aus Zeus' Haupt, niemals fix und fertig ins Dasein tritt, daß sie stets das Ergebnis einer Reihe Vorversuche ist, und daß der Feststellung des Namens des Erfinders stets eine genaue Begriffsbestimmung der Erfindung voraufgehen muß.

Jetzt hat der Streit, dank den ausgezeichneten Arbeiten eines von der Linde, Lorck, Faulmann u. a. m., endlich aus-



Johannes Gutenberg.

getobt. Man ist über den Begriff „Erfindung der Buchdruckerkunst", wie über den Namen desjenigen einig geworden, dem wir den ungeheuren Fortschritt verdanken, und die Mitbewerber um die Stellung Gutenbergs im Pantheon der Kulturförderer haben wohl sämtlich die Segel streichen müssen.

Auf den erbitterten Streit um die Person des Erfinders der Buchdruckerkunst, sowie auf seine Lebensverhältnisse und Kämpfe hier einzugehen, verbietet einerseits der uns gewährte knappe Raum, andererseits aber der Umstand, daß dem

Leser diese Dinge sicherlich längst bekannt sind. Auch gilt uns, offen gestanden, im Gegensatze zu den meisten Zeitgenossen, die Person wenig. Wir halten uns an die Sache und an deren Folgen, ziemlich unbekümmert darum, wie und durch wen sie das Licht der Welt erblickte.

Heutzutage läuft auf technischem Gebiete alles auf die Patentierung hinaus. Nehmen wir an, der Erfindungsschutz habe zu Gutenbergs Zeiten schon bestanden, oder der große Meister lebe im Jahre des Heils 1899 und melde seine Erfindung zur Patentierung an. Worauf könnte er nun Anspruch erheben? Wie würden mit anderen Worten seine Patentansprüche zu lauten haben?

Auf das Abdrucken von geschnittenen Buchstaben oder sonstigen Zeichen auf Papier hätte er kein Monopol erlangt, denn die Chinesen und auch die Europäer übten lange vor ihm die Kunst, Bilder oder Buchstaben in Holztafeln erhaben zu schneiden, und von diesen Holztafeln mit Hilfe eines Reibers Abdrücke herzustellen. Wohl aber hätte Gutenberg zunächst ein Patent auf die Erfindung 1. der beweglichen Lettern, 2. des Schriftgusses erhalten. Es ist nämlich ganz undenkbar, Gutenberg habe sich anfänglich beweglicher Buchstaben aus Holz bedient. Die Aufgabe, die Tausende von Typen zu den beiden von ihm zuerst gedruckten Werken einzeln zu schneiden, wäre über die Kräfte eines Menschen hinausgegangen und überhaupt viel zu zeitraubend gewesen. Man nimmt an, daß er zuerst die Typenstempel aus Holz schnitt, sie dann in Sand abformte und danach den Guß bewerkstelligte; daß er aber bald seine Stempel in ein hartes Metall geschnitten und diese Stempel durch Stanzen in ein weicheres Metall in Gußmatrizen umgewandelt habe, wofür die Regelmäßigkeit seiner Typen spricht. Auf die Erfindung des Schriftgusses darf sonach Gutenberg mit Fug und Recht Anspruch erheben.

Die beweglichen Lettern und der Schriftguß

Ferner hätte Gutenberg ein Patent zwar nicht auf Druckfarben überhaupt, denn solche waren längst vorhanden, wohl aber auf eine im Gegensatz zu den früheren tiefschwarze

Die Druckfarbe

Druckfarbe, wie sie im großen und ganzen noch heute verwendet wird, erhalten können.

Endlich, und darauf legen wir das Hauptgewicht, würde der Vater der Buchdruckerkunst gewisse Verbesserungen an der uralten Presse patentiert bekommen haben, die sie befähigten, den höheren Anforderungen zu genügen. Wahrscheinlich hat Gutenberg die Weinpresse dabei vorgeschwebt. Es leuchtet jedoch ein, daß diese Maschine an sich dem Zwecke in keiner Weise entsprach. Beim Weinkeltern gilt es, einen nachhaltigen Druck langsam auszuüben; beim Drucken handelt es sich umgekehrt um einen scharfen und raschen Druck. Daß es aber Gutenberg gelang, diese mechanische Aufgabe trefflich zu lösen, davon zeugen seine ersten mustergültigen Drucke, von denen unten die Rede sein wird.

Wir legen, wie gesagt, das Hauptgewicht nicht auf die Erfindung der beweglichen Buchstaben durch Gutenberg, sondern auf die einer zweckentsprechenden Presse, und in zweiter Linie auf die Erfindung des Schriftgusses. Was hätten ihm diese Buchstaben genützt, wenn er nicht die Mittel besaß, den großen Bedarf an Schrift rasch herzustellen, andererseits aber Abdrücke der gesetzten Formen in größerer Anzahl und in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Welt zu senden? Wir wären sonst nur um eine Abart des Holztafeldruckes reicher geworden, und die Buchdruckerkunst würde noch im dunklen Schoße der Zeiten schlummern. Überhaupt deutet schon der Name, welchen Gutenberg seiner Erfindung beilegte darauf hin, daß er das Drucken für die Hauptsache ansah. Es heißt nicht Buch s e t z kunst, sondern Buch d r u c k e r kunst, ebenso bei den Franzosen l'imprimerie und bei den Engländern the art of printing, welche Ausdrücke ebenso klar darauf hindeuten, daß auch nach der Auffassung unserer Nachbarn die Thätigkeit der Presse für das Hauptmerkmal bei der Vervielfältigung von Druckschriften angesehen wird.

Die Presse

Wir kommen nun zu den ersten Erzeugnissen der Presse, den sogenannten Wiegendrucken oder Inkunabeln. Gutenberg

Inkunabeln

wagte sich nicht gleich, wie vielfach angenommen wird, an die Herstellung einer Bibelausgabe. Er trat vielmehr 1451 zuerst mit einer Ausgabe der Grammatik des Donatus auf, von welcher leider nur zwei Blätter erhalten sind. Die Typen dieser Blätter sind aber die der sogenannten 36zeiligen Bibel, ein Beweis, daß Gutenberg schon damals wenigstens einen Teil dieser ausgezeichnet schönen Schrift gegossen hatte. Auf die Grammatik folgten Ablaßbriefe und nachweislich ferner 22 kleinere Arbeiten, von denen nur spärliche Bruchstücke auf uns herübergekommen sind, und die sämtlich aus den Jahren 1454 und 1455 stammen.

Alsdann erst faßte Gutenberg den großartigen Plan, die heilige Schrift durch den Druck zu vervielfältigen und wenigstens den gebildeten Kreisen zugänglicher zu machen, als es bisher geschehen konnte. Zunächst entstand, wie nunmehr festgestellt ist, die 36zeilige Bibel, d. h. eine Bibel mit 36 Zeilen auf jeder Seite. Leider ist deren Druckjahr, oder vielmehr das Jahr der Fertigstellung, nicht genau zu ermitteln. Sie umfaßt 881 Blätter oder 1762 zweispaltige Seiten, und zeichnet sich unter anderm darin aus, daß die Räume für die großen Initialen freigelassen waren. Diese Initialen wurden nachher freihändig hineingezeichnet bezw. hineingemalt. Die ersten Bogen zeigen, wie Lorck bemerkt, in technischer Beziehung noch Unsicherheit; der spätere Teil ist indessen besser. — Die noch berühmtere 42zeilige Bibel ist in Bezug auf die Initialen in derselben Weise hergestellt. Sie umfaßt 641 Blätter oder 1282 zweispaltige Seiten. Es wurde ein Teil der Auflage auf Pergament gedruckt, und es sind die Exemplare dieser Gattung, von der die Bibliotheken zu Berlin, Leipzig und Wien je eins besitzen, viel glänzender ausgestattet. Wien besitzt außerdem ein Exemplar der 36zeiligen Bibel. Beide Werke sind in lateinischer Sprache. Von den Druckarbeiten Gutenbergs, die aber seinen Namen nicht tragen, ist noch das Katholikon zu erwähnen, eine Art Lexikon, welches 748 zweigespaltene Folioseiten umfaßt und im Jahre 1460 gedruckt wurde.

Die heilige Schrift

Wie unseren Lesern bekannt, hatte Gutenberg unter
Fust und Schöffer der Treulosigkeit seiner Geschäftsgenossen, Fust und Schöffer, schwer zu leiden, und diese brachten es schließlich fertig, die von Gutenberg errichtete Druckerei an sich zu reißen. Ihr erstes Werk war das berühmte Psalterium, welches den Gutenbergschen Bibeln in Bezug auf die Schönheit der Typen nicht nachsteht; der Druck ist jedoch etwas mangelhaft. Das Psalterium ist das erste Buch, welches Drucker, Druck-Jahr (1457) und Tag der Fertigstellung trägt. Von demselben erschienen fünf Auflagen, die letzte 1516; die späteren zeigen jedoch nicht die gleiche Schönheit. Die farbigen Initialen sind nicht auf dem Wege des jetzigen Zweifarbendrucks hergestellt. Man malte vielmehr die Farben mit Pinsel auf die in Metall geschnittenen Typen, brachte sie aber gleichzeitig mit dem vorher eingeschwärzten Texte zum Abdruck. Von Fust und Schöffer besitzen wir außerdem u. a. eine lateinische Bibel (1462), die Constitutiones Clementi, eine Ausgabe der Bonifaciusschen Dekretalien und eine Ausgabe von Cicero, De officiis. Fust ging 1462, um seine Werke zu verkaufen, nach Paris und errichtete dort die erste Buchhandlung.

Wenn wir sehen, wie schwer neue Erfindungen, selbst in unserer Zeit des lebhaftesten Verkehrs und der Neuerungssucht, Eingang finden, so muß man sich wundern, wie die Buchdruckerkunst sich in der kurzen Spanne Zeit von 20 Jahren (1455—1475) über die ganze damalige Kulturwelt
Verbreitung der Buchdruckerkunst verbreiten konnte. Zwar besaß Gutenberg kein Patent auf seine Erfindung, und es durfte jeder ihm die Sache nachmachen. Bedenkt man aber, daß die erforderlichen Werkzeuge doch meist von ihm bezw. von seinen ungetreuen Geschäftsgenossen zuerst bezogen werden mußten, so daß die Erfinder wenigstens eine Zeit lang ein gewisses Monopol inne hatten, und daß die Verbindungen damals äußerst mangelhaft waren, so haben seine Jünger, welche sich bald über Europa verbreiteten, wirklich Erstaunliches geleistet. Nach Mainz waren zuerst Straßburg und Bamberg im

Besitze von Druckereien; es folgen dann die meisten damals blühenden deutschen Städte dem Beispiele. Leipzig jedoch erst 1481, Wien 1482, Berlin, damals ein unbedeutendes Städtchen, gar erst im Anfang des 16. Jahrhundert. Die Erfindung Gutenbergs verbreitete sich in Italien noch schneller, was bei der hohen damaligen Kulturstufe dieses Landes nicht Wunder nehmen darf. 1480 zählte dieses Land bereits 40 Druckereien, das Deutsche Reich aber erst 23. Namentlich zeichnete sich bald Venedig aus, wohin Johann von Speyer die Buchdruckerkunst gebracht hatte. Italien gebührt namentlich der Ruhm, diese Kunst, welche bald nach Gutenbergs Tode in Deutschland zu verfallen begann, wesentlich verbessert und in edelster Weise verwendet zu haben. Besonders gebührt den Italienern, sowie dem nach Italien ausgewanderten Franzosen Janson, das Verdienst, die Welt von der verschnörkelten Gotik, deren Nachläufer als Fraktur in Deutschland noch immer ihr Dasein fristen, befreit und uns die jetzige Weltschrift, die Antiqua geschenkt zu haben. Das erste aus der Antiqua gesetzte Buch war ein Werk des Lactantius: De devinis institutionibus (1465). Hergestellt wurde dieses Werk von zwei Deutschen, Conrad Sweynheim und Arnold Pannartz welche später nach Rom zogen, wo sie sich hauptsächlich dem Drucke der römischen Klassiker widmeten. Ein Exemplar ihres Livius wurde 1815 mit nahe an 20000 Mark bezahlt. Ebenso geschätzt sind übrigens die Klassiker des erwähnten Joh. von Speyer in Venedig, darunter Ciceros Briefe, der Plinius, Tacitus' Werke. Italien

Nach Frankreich gelangte Gutenbergs Kunst ebenfalls durch Deutsche und Schweizer (Gering, Crantz, Friburger) erst 1470. Zu den schönsten französischen Wiegendrucken gehört Rembolds Virgil, sowie dessen Corpus juris canonici (rot und schwarz gedruckt). Frankreich

Die Niederlande erhielten erst 1473 die erste Druckerei, und zwar in Halst; Harlem folgte erst zehn Jahre später. In dieser Stadt entstand die Koster-Legende, welche so Die Niederlande

viele Federn in Bewegung gesetzt und Koster als den angeblichen Erfinder der Buchdruckerkunst zwei Denkmäler eingebracht hat. Heutzutage haben selbst die Niederländer den Glauben an Koster meist verloren.

England

In England wurde Gutenbergs Kunst durch den berühmten Caxton eingeführt; seine Werke erreichen indessen die Vollkommenheit der gleichzeitigen deutschen und italienischen Werke nicht im entferntesten. Trotzdem wurde ein Exemplar des aus seiner Presse 1474 hervorgegangenen ersten englischen Buchs: The recuyell of the Histories of Troy mit nahezu 21000 Mark bezahlt.

Von den übrigen Ländern Europas sei nur noch die

Die Schweiz

Schweiz genannt, wo sich namentlich Basel bald hervorthat.

Wir haben oben gesehen, daß die ersten Drucker sich anfangs vornehmlich auf die Herstellung von Kirchen- und Schulbüchern warfen. Sehr zahlreich sind namentlich die Bibeln aus dem 15. Jahrhundert, und zwar nicht bloß in lateinischer, sondern auch in den Landessprachen. So erschien bereits 1466 in Straßburg eine deutsche, in Köln gar 1480 eine plattdeutsche Bibel. Diese Ausgabe wurde jedoch bald durch Luthers unübertroffene Bibelübersetzung verdrängt. Nächstdem warfen sich die damaligen Drucker, wie bereits bemerkt, auf die römischen Klassiker, und es existierten von Virgil 1500 bereits 70 Ausgaben. Auch Aristoteles fand bald seinen Drucker, freilich vorerst in lateinischer Übersetzung. Die erste Original-Ausgabe brachte der berühmte Aldus Manutius 1495—1498 in fünf Bänden,

Ferner sind aus den damaligen buchhändlerischen Produkten die Ausgaben des Corpus juris, bezw. der Institutionen, sowie die schönen Ausgaben der italienischen Dichter zu erwähnen. Die göttliche Komödie, Divina commedia, wurde zum ersten Male 1472, der Decamerone 1470, und Petrarcas Sonetti 1471 durch den Druck allgemein zugänglich gemacht.

Die Scheidung der Zweige des Buchgewerbes

In diese Zeit fällt auch die allmähliche Scheidung des Buchgewerbes in seine einzelnen Zweige. Zunächst entstand

eine Art Sortimentsbuchhandel, indem die Buchdrucker, welche meist zugleich Schriftgießer waren, Geschäftsgenossen oder Bevollmächtigte mit dem eigentlichen Vertriebe ihres Verlages betrauten, und zwar zunächst im Wege des Kolportage-Buchhandels. So unternahm Conrad Henliff weite Reisen für Rechnung seines Socius Peter Schöffer. Daneben entstanden in Frankfurt am Main, Köln, Lyon, Venedig ꝛc. eigentliche Buchhandlungen, also stehende Bücherlager. Auch war der geteilte Verlag, welcher in Frankreich noch blüht, damals bereits im Schwunge, und es bildeten sich vielfach Vereinigungen von Buchdruck-Verlegern zur Herausgabe von Werken, die die Kräfte des einzelnen überstiegen.

In der Heimat Gutenbergs verfiel leider dessen Kunst sehr bald, wie Gewerbe und Handel überhaupt. Der Bauernkrieg, die inneren religiösen Streitigkeiten, vor allem der dreißigjährige Krieg schlugen dem Wohlstand der Nation und damit der Buchdruckerkunst so tiefe Wunden, daß Deutschland bald in Bezug auf die Büchererzeugung und namentlich auf die künstlerische Seite der Typographie hinter den meisten Kulturländern zurückstand. Dessen Ruhm ging vornehmlich an Italien, Frankreich und die Niederlande über, und die Stellung des Deutschen Reichs in der Buchdruckerwelt hob sich erst mit dem Aufschwung der deutschen Litteratur wieder. Erst in der neuesten Zeit war es Deutschland vorbehalten, Hand in Hand mit dem durch die Weltausstellungen hervorgerufenen Aufschwung im Kunstgewerbe, auch auf dem Gebiete der Buchdrucker**kunst** — die wir vom handwerksmäßigen Buchdrucke wohl zu unterscheiden bitten, — den ihm gebührenden Platz wieder einzunehmen.

In **Italien** bezw. in Venedig war es besonders die berühmte Buchdruckerfamilie **Manutius**, welche der Kunst Manutius Gutenbergs zu hohem Glanz verhalf. Aldus Manutius (1494—1516), dem Begründer des Hauses, verdanken 9 verschiedene griechische, 14 lateinische und 3 hebräische Schriften, sowie die Kursivschrift (daher der französische Name derselben Italique), welche als eine unentbehrliche Begleiterin

der Antiqua gelten darf, ihre Entstehung. Er verlegte nicht weniger als 28 editiones principes oder erste Ausgaben griechischer Klassiker und gab selbst eine lateinische und eine griechische Grammatik, sowie ein griechisches Wörterbuch heraus. Nach einer kurzen Unterbrechung wurde dessen Druckerei von seinen Söhnen und dem A. d'Asola unter der Firma: In aedibus heredum Aldi Manutii Romani et Andreae Asolini soceri wieder eröffnet. Der eine Bruder, Paulus mit Namen, wurde von Pius IV. nach Rom berufen. Das Geschlecht erlosch aber erst 1597 mit dem Tode eines Enkels des Begründers, Aldus Manutius II.

Eine noch bessere Pflege fand die Buchdruckerkunst in Frankreich. Unter dem Schutze der von den Königen verliehenen Privilegien entwickelten sich mehrere Buchdruckerfamilien, deren Ruhm an den eines Gutenberg und eines Aldus Manutius heranreicht. Vor allen sind hier Henri
Etienne Etienne (Heinricus Stephanus) und seine Erben und Nachfolger zu nennen; namentlich that sich Robert Etienne hervor. Ihm verdanken wir unter anderem den Thesaurus linguae latinae, ein griechisches Neutestament, eine hebräische Bibel, sowie Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, welche sich durch Korrektheit auszeichnen, da er für jeden entdeckten Satzfehler eine Belohnung versprochen hatte. Er starb 1559. Sein Sohn Henri II. ist besonders durch seinen Thesaurus linguae graecae bekannt geworden, dessen Herausgabe ihn jedoch an den Bettelstab brachte. Robert Etienne mußte übrigens nach Genf flüchten. Er leitete dort einige Jahre eine Druckerei, deren Stempel und Holzstöcke später in den Besitz der noch bestehenden, durch ausgezeichnete Facsimile-Reproduktionen von Schriften aus der Reformationszeit bekannt gewordenen Firma J. G. Fick übergingen.

In den Niederlanden glänzt vor allen im 16. Jahrhundert die weltberühmte Antwerpener Druckerei von
Plantin Christoph Plantin. Sein erster Druck datirt vom Jahre 1555; zu hohem Ansehen gelangte er indessen erst durch eine Polyglottenbibel, welche 1569—1572 in acht Bänden

erschien. Er gründete auch Druckereien in Leyden und Paris, welche nach seinem 1589 erfolgten Tode auf seine drei Töchter übergingen, deren Gemahle das Geschäft fortsetzten. Die Stadt Antwerpen hat deren Andenken durch Gründung des Plantin-Museums an der Stätte seiner Wirksamkeit geehrt.

Wenn wir oben bemerkten, in Deutschland sei der Verfall der Buchdruckerkunst infolge der politisch-religiösen Wirren bald eingetreten, so ist dies nicht so aufzufassen, als sei die Kunst Gutenbergs plötzlich zur Stufe eines bloßen Handwerks herabgesunken. Das 16. Jahrhundert hat vielmehr noch eine Reihe hervorragender Druckwerke aufzuweisen, welche sich indessen nach unserem Geschmacke mehr durch die trefflichen Holzschnitte im Texte, als durch eigentliche Schönheit der Typen auszeichnen. Unter diesen Werken möchten wir erwähnen: Pfinsings Theuerdank, welcher als eine ausgezeichnete Leistung des Nürnberger Druckers Schönsperger gilt; ferner die von Hans Lufft in Wittenberg 1541 gedruckte Luther-Bibel. Lufft

Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ging das Amt der Miniaturmaler, die Verzierung der Bücher (Meyer's Konversations-Lexikon, III. Bd.) mit kunstvollen Initialen, Einfassungen, Randverzierungen, Schlußstücken ꝛc. an die Holzschneider über, die zum Teil nach eignen Erfindungen, zum größeren Teil nach Vorlagen von Malern und Kupferstechern arbeiteten, die häufig ganze Alphabete lieferten. Die Holzschneider Wenn die Initialen sich auf Umrisse beschränkten, wurden sie gewöhnlich nach Art der früheren Miniaturmalereien illuminiert. Während in der zweiten Hälfte des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in der Buchverzierung, entsprechend der allgemeinen Richtung der Kunst, der gotische Stil maßgabend war, trat mit Beginn des 16. Jahrhundert, zuerst in Italien, dann in Deutschland und Frankreich, der Renaissancestil an seine Stelle, und damit wurde ein Umschwung zu einer ebenso reichen wie einheitlichen Bücherverzierung herbeigeführt, die sich ungeachtet aller Wandlungen des Stiles und des Kunstgeschmacks bis zum

Ende des 18. Jahrhunderts erhielt. Das Aufblühen und die künstlerische Entwickelung der Buchverzierung hängt eng mit der Entwickelung und Ausdehnung der Buchdruckerkunst zusammen. In Städten, wo hervorragende Buchdrucker thätig waren, besonders in Venedig, Basel, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M., Lyon, Paris, Wittenberg, Halle, Zeichner Antwerpen, fanden sich auch bald Zeichner, Holzschneider und Kupferstecher zusammen, die vorwiegend für die Verzierung und Illustration von Büchern thätig waren. Seit dem Ende des 15. Jahrhundert wurde, ebenfalls nach dem Vorbilde der alten Bilderhandschriften, ein besonderer Wert auf die künstlerische Gestaltung der Titelblätter gelegt, die zumeist sehr reich mit Figuren, Sinnbildern, Emblemen ꝛc. ausgestattet wurden, um zugleich den Inhalt des Buches zu kennzeichnen. Solche Titelblätter (zugleich auch Initialen, ganze Alphabete, Buchdruckerzeichen und dgl.) sind zum Teil von den ersten Meistern der Renaissance- und der späteren Zeit erfunden und gezeichnet worden, wodurch die damit ausgestatteten Bücher einen hohen künstlerischen Wert erhalten und demgemäß in Originalausgaben von Bücherliebhabern Holbein mit hohen Preisen bezahlt werden. H. Holbein der jüngere war zumeist für Baseler Druckereien thätig. Sein Alphabet des Todes und sein Kinderalphabet haben besondere Berühmtheit erlangt. Für Augsburger Druckereien arbeiteten H. Burgkmaier Burgkmaier und andere schwäbische Künstler, für Wittenberg Cranach und Halle L. Cranach und seine Schule, für Frankfurt a. Beham M. Hans Sebald Beham, für Köln Anton Woensam von Worms. In Frankreich übte während des 16. Jahrhunderts der Zeichner, Drucker und Buchverleger Geoffroy Tory einen bedeutenden Einfluß auf die Buchverzierung aus, die, von der italienischen Renaissance ausgehend, eine zum französischen Barock und Rokoko führende Richtung einschlug. Alle diese Künstler haben für den Holzschnitt gearbeitet, ebenso die italienischen, die, vermutlich um eine malerische Wirkung ohne Illumination zu erzielen, die Initialen und Verzierungen hell aus dunkelm Grunde heraustreten ließen, was später

allgemein nachgeahmt wurde. Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts trat der Kupferstich bei der Buchverzierung in den Vordergrund. Er fand eine besonders große Pflege in Antwerpen, wo Rubens und seine Schüler zahlreiche Vorlagen für die Druckereien von Plantin-Moretus, Meursius u. a. lieferten, die in Kupfer gestochen wurden. In zierlichem Kupferstich wurden auch fast alle Buchverzierungen der Rokokozeit ausgeführt, während der namentlich Frankreich Muster geschmackvoller Buchverzierung und Buchillustration hervorgebracht hat.

Der Kupferstich

Rubens

Wie die Handschriften und die Buchmalereien wurden, wie erwähnt, auch die Bucheinbände anfangs in Klöstern gefertigt, weshalb diese Art von Einbänden auch später den Namen Mönchsbände behielt. Sie erhielt sich auch noch geraume Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst, die auf die Gestaltung des Bucheinbandes nicht von merklichem Einfluß gewesen ist. Erst im 15. Jahrhundert treten Buchbinder auf, die nicht klösterlichen Verbänden angehören. Anfänglich arbeiteten sie, besonders in Deutschland, unter dem Schutz der Universitäten, unabhängig von den Zünften. In der Bücherornamentation bildete sich seit dem Ausgang des Mittelalters ein eigner Stil, die Verzierungen wurden eingeschnitten, getrieben, gepunzt oder mit Stempeln eingepreßt (blindgepreßt); von dem einstigen Metallüberzug blieben nur die Beschläge zum Schutz der Ecken, die Knöpfe, um den Deckel beim Aufschlagen zu schützen, und die Schließen. Den blindgepreßten Decken trat seit dem 16. Jahrhundert die vom Orient überkommene vergoldete Lederdecke gegenüber, die zu Ende des 18. Jahrhunderts die Oberhand gewann. In der äußeren Buchornamentation gingen zwei Haupttypen nebeneinander her: die architektonische Anordnung und die Flächendekoration, die besonders im Orient kultiviert wurde. Im ersten Fall wurden Deckel wie Titelblätter häufig mit Frontispizen geschmückt, in deren mehr oder weniger phantastische Architektur man Figuren oder Medaillonköpfe mit Namen aus der römischen Mythologie und Geschichte ein-

Die Bucheinbände

Buchbinder

Ein eigner Stil

ordnete; im letztern Fall breiteten sich Arabesken über die ganze Fläche aus, durch eine Bordüre begrenzt und vielleicht in der Mitte einen Raum für Schrift, Wappen oder Embleme des Eigentümers freilassend, oder die Arabesken sammelten sich zu Mittel- und Eckstücken. Variationen wurden durch die Erfindung der Filets, eiserner Stempel von sichelförmiger Gestalt, in welche ornamentale Details geschnitten sind, im 16. Jahrhundert sehr erleichert. Größeren Reichtum erzielte

Ledermosaik

man durch die Ledermosaik, das Einlegen grüner, weißer, roter etc. Lederstreifen in den gewöhnlich braunen Ledergrund. Besonders in Schwung gebracht wurde eine aus bemalten und vergoldeten Bandstreifen, Rollwerk und Linienarabesken zusammengesetzte Ornamentation, die nach den Namen der

Majoli und Grolier

Büchersammler Thomas Majoli und Jean Grolier benannt wird. Auch der Buchdrucker Geoffroy Tory nahm thätiges Interesse an der künstlerischen Vervollkommnung der Buchbindung. Unter Heinrich III., dessen Bücher an den Totenköpfen und ähnlichen Symbolen kenntlich sind, wurden die Arabesken weniger schwungvoll, mehr geometrisch, und in den spätern Zeiten machte die Ornamentation alle Wandlungen des Geschmacks im kleinen mit. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts blühte als Buchbinder Le Gascon, unter Ludwig XIV. der Abbé du Seuil, welcher die Kunst nur als Liebhaber betrieb; um 1740 war Philippe Padeloup relieur du Roi, nach ihm Jacques Dérome, und später zeichnete sich noch Dubuisson und Thouvenin besonders aus.

In das 16. Jahrhundert fällt auch die Erfindung der Frakturschrift, welche sich aus der gotischen Schrift entwickelte. Die deutsche Fraktur entstammt aus Nürnberg, und wurde anfangs nur als Zierschrift gebraucht. So ist in der Lutherbibel der Text aus der neuerdings wieder zu

Schwabacher

Ehren gekommenen Schwabacher, die Rubriken aber sind aus der Fraktur gesetzt. Bald darauf wurden jedoch die Rollen vertauscht und es erscheint die Fraktur als Textschrift. In Frankreich entstand gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts das Gegenstück zur Fraktur, die sogenannte Bâtarde, sowie

die Rundschrift, welche in den letzten Jahren auch in Deutschland zu Ehren gekommen ist. Daraus wurde ein in Frankreich noch heute bekanntes Buch La civilité puérile et honnête gedruckt; auch bediente sich Plantin einmal dieser Schrift, unter dem Vorgeben, sie sei geeignet, der Jugend das Schreibenlernen zu erleichtern.

Der Musiknotendruck endlich ward gegen Ende des 15. Jahrhunderts von dem Italiener dei Petrucci erfunden. Aus seinen Pressen ging eine Reihe von Musikwerken hervor, denen die Gegenwart kaum etwas an die Seite zu stellen hat. **Musiknotendruck**

In das Ende des 16. und in das 17. Jahrhundert fällt das Aufblühen einer Buchdruckerfamilie, welche sich an die Seite der Geschlechter des Aldus und des Stephanus stellen darf. Wir meinen das Geschlecht der Elzeviere, welches den Niederlanden und zwar der Stadt Löwen entsprossen ist. Der Stammvater derselben, Ludwig Elzevier wurde um das Jahr 1540 geboren. 1580 ging er nach Leyden, wo er zum Universitäts-Pedell ernannt wurde und die Vergünstigung erhielt, auf dem Grund und Boden der Hochschule einen Buchladen eröffnen zu dürfen. Dieser Laden war die Wiege des Glanzes der Elzeviere, welche übrigens im Gegensatze zu den vorwiegend gelehrten Mitgliedern der Geschlechter des Aldus und Plantin, vor allen Dingen Geschäftsleute waren und blieben. L. Elzeviers erstes Verlagswerk erschien 1592, und von dem Zeitpunkt ab folgten sich seine Werke in ununterbrochener Reihe. Beim Verlag ließ er es übrigens nicht bewenden. Er war auch ein tüchtiger Sortimenter, besuchte regelmäßig die Frankfurter Messe, wo er fast das Monopol des ausländischen Sortimenters besaß, und unterhielt regelmäßige Verbindungen mit Paris. Er starb 1617. Seine Söhne und Enkel übernahmen das Geschäft. Unter denselben sind besonders hervorzuheben: Ludwig III., der Gründer des Amsterdamer Hauses, Isaak, dem von der Leydener Hochschule der Titel Universitätsbuchdrucker verliehen wurde, sowie Bonaventura und Abraham, unter welchen das Haus **Elzeviere**

zu seinem höchsten Glanze gelangte. „Ihnen verdankt man,“ wie Lorck bemerkt, „die Initiative zu allen den Unternehmungen, welche den Namen Elzevier zu einem unsterblichen in der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels gemacht haben.“

Dies gilt namentlich von den handlichen und wohlfeilen Duodezausgaben der Klassiker, deren Erfolg ein ungeheurer war und die heutzutage beinahe mit Gold aufgewogen werden, obwohl die Auflagen sicherlich bedeutend waren.

Day

Von den englischen Buchdruckern wollen wir nur John Day erwähnen. Seine schönen Schriften verschafften ihm den Namen des englischen Plantin, und er erwarb sich namentlich das Verdienst, durch seine Antiqua- und Kursiv-Type die gotische bezw. Frakturschrift aus England verdrängt zu haben. In das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt auch die Errichtung der berühmten Druckereien in Oxford und Cambridge.

Breitkopf

Unter den deutschen Buchdruckern des 18. Jahrhunderts verdient vor allen J. Immanuel Breitkopf genannt zu werden, dessen Geschäft unter der Firma Breitkopf u. Härtel heute noch zu den Zierden des deutschen Buchdrucks und Buchhandels gehört. Sein Hauptverdienst besteht wohl in der Verbesserung der Notenschrift, die bisher nur zu Liedern ausreichte. Seine Erfindung des Satzes aus Typenteilen ermöglichte selbst den Druck von Partituren, deren erste 1756 erschien. Er starb 1794. Dessen einer Sohn übernahm das Geschäft, übergab es jedoch ein Jahr darauf seinem

Härtel
Decker
Göschen
Cotta

Freunde Härtel. Ferner F. Jakob Decker, der Begründer der preußischen Oberhofbuchdruckerei, G. J. Göschen, der 1787—1791 die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken druckte. Dessen Verlag ging an Cotta über, welcher 1787 die herabgekommene Buchhandlung seines Vaters übernahm und nicht bloß durch seinen Klassiker-Verlag, sondern auch durch die Gründung der Allgemeinen Zeitung (1794) berühmt wurde.

In Italien glänzte im 18. Jahrhundert vor allen

G. Bodoni, der Begründer der berühmten herzoglichen Druckerei zu Parma. Bodonis Ruf beruht besonders auf der vollendeten Schönheit seiner Antiquatypen, von denen er 144 besaß, die er zum größten Teil selbst geschnitten hatte. Mit ihm wetteiferte der Franzose François Ambroise Didot, geboren 1740 zu Paris. Er gilt fälschlich für den Erfinder des Punktsystems — dieser Ruhm gebührt vielmehr Fournier dem Jüngeren — und zeichnete sich durch seine Typen aus, denen jedoch eine zu große Zartheit vorgeworfen wird. 1789 übergab er seine Buchdruckerei und Schriftgießerei seinen Söhnen Pierre und Firmin Didot. Didot

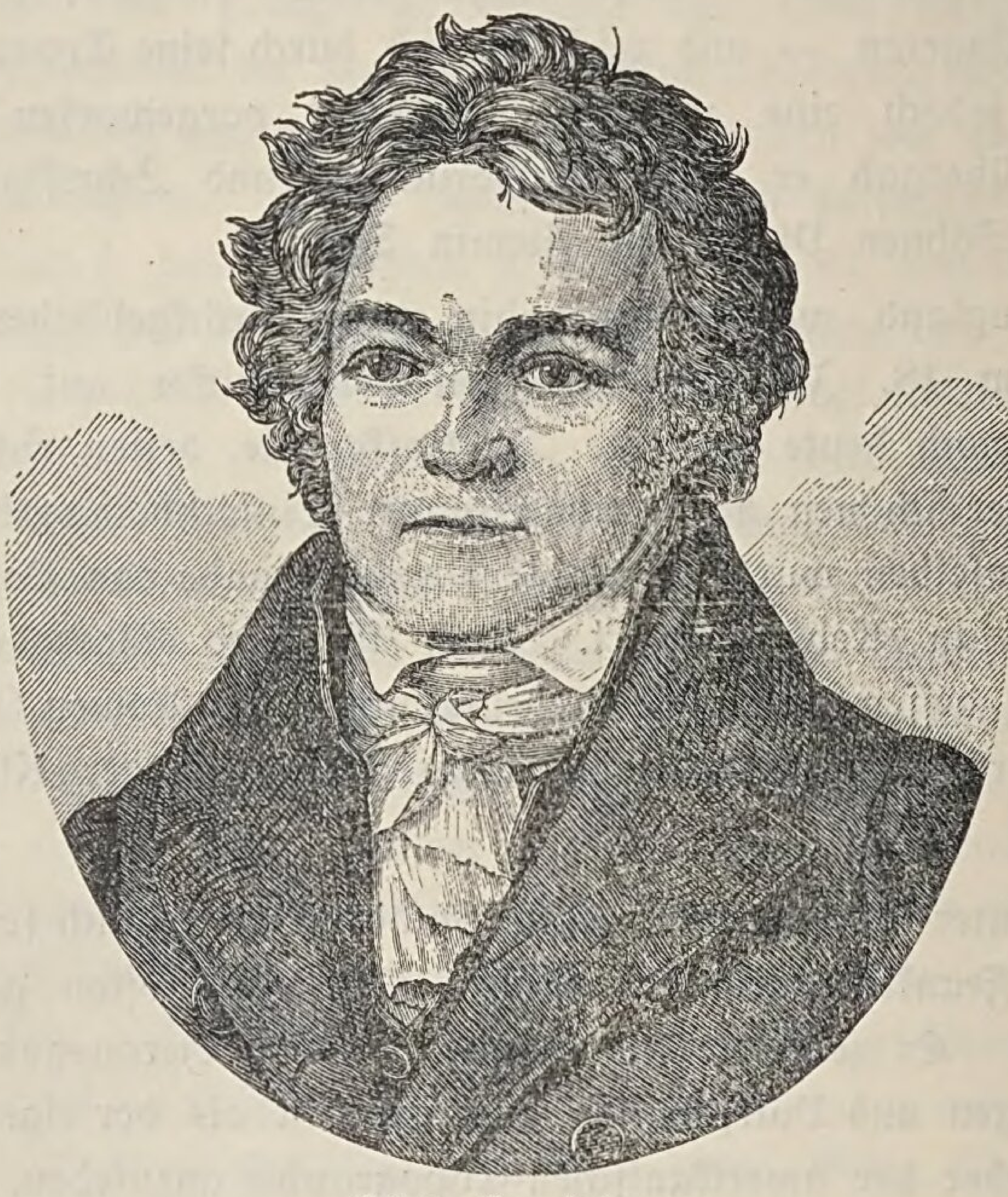
England, welches bis dahin etwas zurückgeblieben war, weist im 18. Jahrhundert einen Buchdrucker auf, dessen Ruhm noch heute fortlebt. J. Baskerville, dessen Schriften mit einer schönen Form eine elegante Einfachheit verbinden. Mit denselben wurde u. a. die Prachtausgabe von Voltaires Werken in Kehl gedruckt. Noch ist Lord Clarendon zu nennen, dessen Anstalt noch heute, unter dem Namen Clarendon press in Oxford, besonders Ausgaben der Klassiker liefert.

Unter den amerikanischen Buchdruckern endlich sei Benjamin Franklins gedacht, welcher 1706 zu Boston geboren wurde. Er zeichnete sich besonders durch Herausgabe von Zeitungen und Volkschriften aus. Er ist als der eigentliche Begründer der amerikanischen Typographie anzusehen, deren Leistungen heutzutage den europäischen nicht nachstehen.

Der Erfindung des Steindrucks, der so eng mit dem Buchdruck verschwistert ist, müssen wir hier gedenken. Die Erfindung des Steindrucks

Alois Senefelder, der am 6. November 1771 geboren, erfand den Steindruck im Jahre 1796, als er in Ermangelung von Tinte und Papier einen Wäschezettel mit seiner aus Wachs, Seife und Kienruß bestehenden Versuchsflüssigkeit auf ein Stück Kehlheimer Steinplatte schrieb. Später wurde er von Neugier getrieben, den Stein zu ätzen, und siehe da, die Schrift wurde erhaben und es ließen sich Abdrücke davon

machen. Unermüdlich in seinen Versuchen, trotz fortdauernder finanzieller Schwierigkeiten, gelang es Senefelder, seine Kunst doch zur Entfaltung zu bringen und am Ende seiner Tage hatte der anspruchslose Erfinder die Genugthuung,



Alois Senefelder.

die Mitwelt um eine große Errungenschaft reicher gemacht zu haben.

Das 19. Jahrhundert oder strenger genommen dessen zweite Hälfte, darf auf die Bezeichnung des Zeitalters der Wiedergeburt der graphischen Künste überhaupt und der Buchdruckerkunst im besonderen Anspruch machen. Die wiederum deutsche Erfindung der Schnellpresse und später die des Rotationsdruckes, die Wiedergeburt des Holzschnittes, die Erfindung des Steindruckes, die Erfindung der Photo-

Die Schnellpresse und Rotationspresse

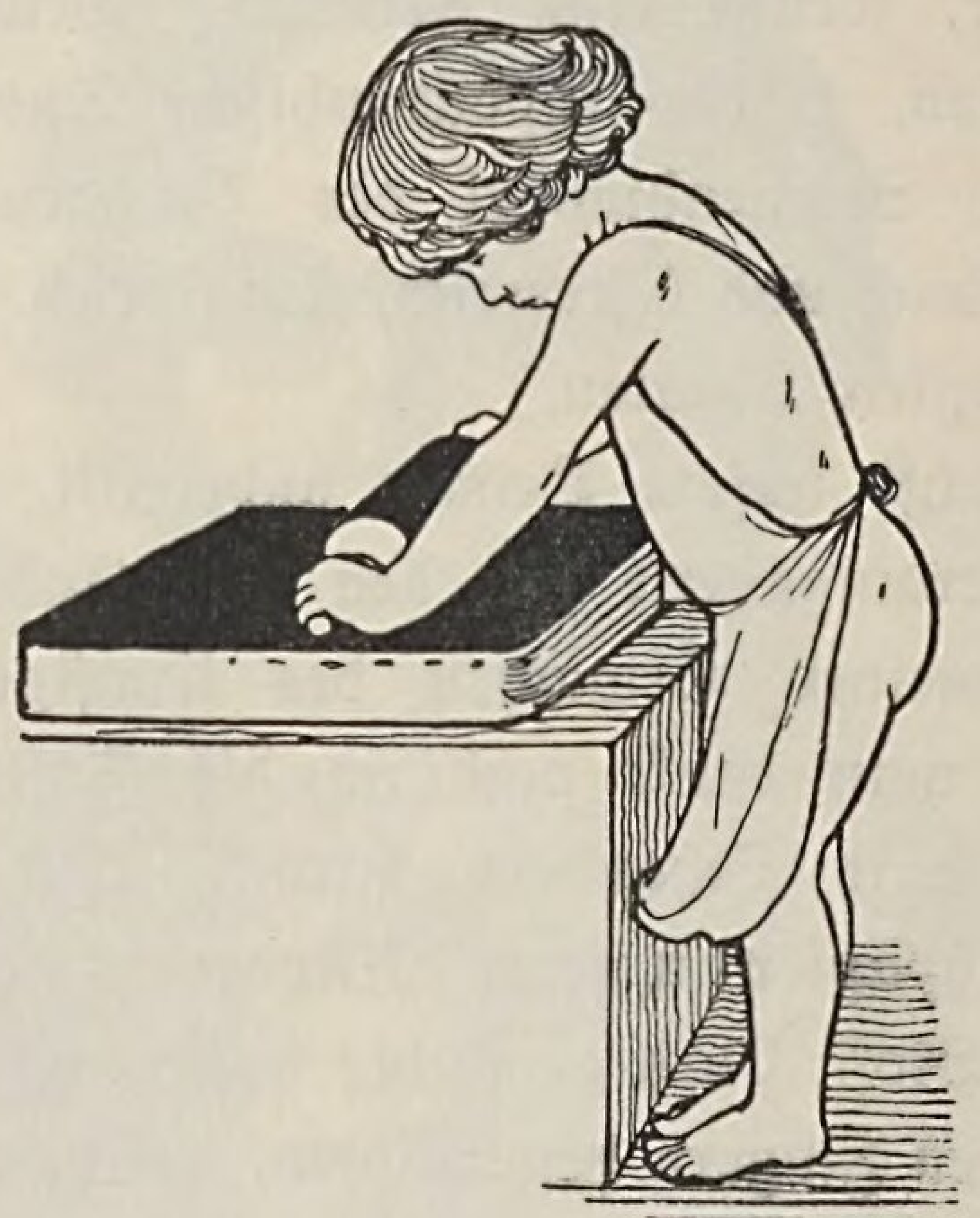
graphie und der auf ihr beruhenden Verfahren, wie Autotypie u. s. w., dann die Galvanoplastik, endlich der Aufschwung des Farbendruckes, alle diese Faktoren haben eine Entwickelung des Buch- oder Zeitungsgewerbes hervorgerufen, die man noch vor 50 Jahren in das Reich der Träume verwiesen hätte, und den Erzeugnissen der Presse eine Bedeutung verliehen, die weit über die Einwirkung der ersten Erzeugnisse des Buchdruckes auf den Kulturfortschritt hinausgeht.

In diesem Zeitabschnitt treten die Länder wie Italien, die Niederlande, welche eine Zeit lang Deutschland völlig überflügelt hatten, in das typographische Dunkel zurück und es glänzen am Sternenhimmel des Buchdruckes nur noch das Deutsche Reich und Österreich, Frankreich, Großbritanien und die Vereinigten Staaten.

Was zunächst unsere Heimat anbetrifft, so datiert der Aufschwung allerdings erst aus den 70er Jahren und hängt mit dem allgemeinen Erwachen des Kunstgewerbes innig zusammen und man denkt noch an die Zustände vor dem großen Kriege mit Schaudern zurück. Zwar hatte das berüchtigte Löschpapier unserer Altvordern damals bereits einem besseren Stoff Platz gemacht; dafür waren die Druckereien aber an den Fingern herzuzählen, welche die Antiqua zu behandeln, einen Buchtitel, jenen Prüfstein des Geschmackes, zu setzen verstanden und von einem eleganten Accidenzsatze eine Ahnung hatten. Dies hat sich jedoch wohl infolge des Studiums der alten Druckwerke und der Preßerzeugnisse unserer westlichen Nachbarn jetzt zum Bessern gewendet und die Erzeugnisse der deutschen Buchdruckerpresse dürfen sich den besten derartigen aus Frankreich und England an die Seite stellen.

Der Aufschwung

Namen zu nennen, fällt hier außerordentlich schwer. Wir fürchten damit vielen Unrecht zu thun, die wir schon aus Rücksicht auf den Raum nicht erwähnen können, und so verweisen wir denn auf das spätere Kapitel, in welchem die Buch- und Illustrationstechniken der Gegenwart behandelt sind.





Um die Weltlitteratur zu fassen, dafür ist kein Bibliotheksaal weit und kein Gelehrtenkopf groß genug. Von aller Spreu befreit, hätte sie aber bequem auf dem Rücken eines Esels Platz. (P. K. Rosegger.)

Das Bibliothekswesen
und die
Bücherliebhaberei.

Geschichte der Bibliothek und die öffentlichen Bibliotheken. — Die Privatbibliotheken, die Haus- und Familienbibliothek. — Die Bücherliebhaberei.



Geschichte der Bibliothek
und
die öffentlichen Bibliotheken.

„Wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mir auch dieselben niemand gelehrt hat." Luther.

Haben wir im voraufgegangenen Kapitel die ersten Spuren des Buches im Altertum aufgesucht, um dieselben dann bis zur Gegenwart zu verfolgen, so wollen wir auch über die historische Entwickelung der Bibliothek, die wir schon hier und da berührten, noch einen kurzen Überblick geben.

Unter „Bibliothek" verstehen wir heute eine Sammlung von Büchern, d. h. Druckwerke und Handschriften. Das Wort Bibliothek ist bekanntlich griechischen Ursprungs und bedeutet im strengsten Sinne allerdings „Bücherbehältnis", indessen hat man doch vom frühesten Anfange den Begriff vom Raume auf den räumlichen Inhalt übertragen und unter Bibliothek auch die Bücher selbst und eine ganze Sammlung von Büchern verstanden.

Nach heutigen Begriffen muß nun eine Bibliothek schon sehr bedeutend sein, wenn sie auch Handschriften besitzt und die Zahl der Handschriften wird jedenfalls gegenüber den Druckwerken nur eine verschwindend kleine sein. Anders war dies natürlich vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und im Altertum.

Ägypten Das alte Ägypten besaß schon Sammlungen von Schriftwerken, denn zahlreiche Papyrusrollen, die bis 1866 v. Chr. zurückreichen, geben uns darüber Aufschluß. Weniger zuverlässiger sind wir über die Bibliotheken im alten Griechenland unterrichtet, wenn wir auch annehmen dürfen, daß es bei diesem Kulturvolk nicht an solchen Sammlungen gefehlt hat. Die bedeutendste Bibliothek im Altertum war jeden-

Ptolomäus falls die vom König Ptolomäus I. gegründete Alexandrinische Bibliothek, die 700,000 Schriftrollen enthielt.

Das ägyptische Reich befand sich damals, schreibt Olschki (das Bibliothekswesen im Altertum) in einem höchst blühenden Zustand. Schon der erste Lagide, Ptolomäus der Retter, legte den Grund zu dem weltberühmten Museum, das mit dem Königspalast in Verbindung stand und die Räume für die alexandrinische Bibliothek mit ihren zahlreichen Bücherrollen und die Wohnungen für Gelehrte und Dichter enthielt. Sein Sohn und Nachfolger Ptolomäus Philadelphus verlieh den Schöpfungen des Vaters größere Ausdehnung und festern Halt. Er umgab seinen Hof mit verschwenderischer Pracht und mit unerhörtem Luxus und schmückte seine Hauptstadt mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen, die Reichtum und Bildung gewähren können. In der alexandrinischen Zeit gewahren wir nicht nur eine Veränderung in der äußeren Weltstellung, sondern auch im Geistes- und Gemütsleben, in der Denkweise und den Vorstellungen, in Kunst und Wissenschaft. Der hellenische Geist und seine wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen waren das Saatkorn der neuen Weltbildung, aber durch Verpflanzung in fremde Erde und durch Vermischung mit fremdartigen Gebilden und Elementen nahmen sie auch

eigentümliche Bestandteile an; das nationale hellenische Wesen, in weitere Kreise und Bahnen geführt, gewann einen weltbürgerlichen Charakter und in neugegründeten Residenzen fruchtbare Stätten reicher Prachtentfaltung. Die großartigen Unterstützungen, welche die Könige Schriftstellern und Künstlern zu teil werden ließen, die großen Geldsummen, welche sie auf Büchersammlungen, auf Errichtung von Schulen und gelehrten Anstalten, auf wissenschaftliche Unternehmungen und Forschungen verwandten, führten die Wissenschaften und die Buchgelehrsamkeit zu hoher Blüte.

Der wißbegierige, für Wissenschaft und Buchgelehrsamkeit so empfängliche Ptolomäus Philadelphus entsandte nach den fernsten Gegenden Männer, um gute und nützliche Werke anzukaufen, mit denen er den Gelehrten, die er stets verehrte, dienlich sein wollte. Weder Preis noch Mühe konnten dem Ankauf entgegenstehen; zu diesem Sammeleifer gesellte sich später noch der ungeduldige Ehrgeiz darauf, die größte Bibliothek zu besitzen. Sein Bibliothekar Demetrius Phalereus unterstützte ihn darin nach jeder Richtung. Josephus berichtet uns, daß, als der König einst seinen Bibliothekar befragte, auf wieviel Bände seine Bibliothek sich beliefe, dieser ihm geantwortet hätte, auf 200000, indes hoffe er, sie bald auf 500000 zu bringen. Zu den wertvollsten Büchern gehörten die hebräischen, denen auch ein hervorragender Platz in der Bibliothek vorbehalten ward. Die von Ptolomäus Philadelphus unter großem Kostenaufwande gesammelten unermeßlichen Bücherschätze, die im Bruchium, einem der Räume der Königsburg, und in den Hallen des Sirapistempels aufgestellt waren, boten den Wißbegierigen und Gelehrten reichliche Mittel, ihren Studien obzuliegen. Die alexandrinische Bibliothek war, sozusagen, der Brennpunkt des geistigen Lebens überhaupt. Von weiter Ferne und aus allen Richtungen eilten Wißbegierige dorthin, um an der unermeßlichen litterarischen Quelle neue Kenntnisse zu schöpfen und ihren Wissensdurst zu stillen. Überdies bot das durch die großartige Freigebigkeit der ptolomäischen

Die alexandrinische Bibliothek

Herrscher errichtete und erhaltene Museum eine beneidenswerte Muße im geistreichen Zusammenleben.

Ptolomäus Euergetes ahmte das Beispiel seines Vorgängers nach und war stets darauf bedacht, die Bibliothek zu vergrößern. Er entsandte Gelehrte nach Athen mit der Weisung, dort Bücher, vornehmlich aber die Tragödien des Äschylos, Sophokles und Euripides, zu erwerben. Er ließ sogar das Versprechen abgeben, dieselben nach angefertigter Abschrift zurückzusenden und stellte dafür eine Kaution von 15 attischen Talenten, die etwa 60000 Mark im Werte entsprechen. Die Athener willigten ein, Ptolomäus ließ sofort Abschriften davon anfertigen und sandte diese — anstatt der Originale zurück; letztere schätzte er höher als die angegebene Summe und zog daher vor, diese einzubüßen.

Um die Gelehrten und Begabten zur Schriftstellerei anzuregen und somit neue zahlreiche Schriften in seiner Bibliothek beherbergen zu können, stellte er Preisaufgaben, die einen regen Wetteifer zur Folge hatten und der Bibliothek viele Werke zuführten. —

Nach der angezogenen Stelle des Gellius soll die Bibliothek, wie am Anfang schon erwähnt, 700,000 Bücher umfaßt haben, d. h. es waren Schriftrollen, von denen mehrere erst einen Band ausmachten. Die mit so großem Eifer und Kostenaufwande gesammelten unermeßlichen kostbaren Schätze haben leider den Stürmen der spätern Zeit ihren teuren Tribut zahlen müssen. Ein großer Teil derselben fiel im alexandrinischen Kriege den Flammen zum Opfer. Cäsar steckte nämlich die Flotte, die man auf die hohe See zu senden versäumt hatte, in Brand. Die Flamme ergriff auch die nächsten Häuser des Burgquartiers und legte einen großen Teil der kostbaren alexandrinischen Bibliothek in Asche. Nachdem wieder Ruhe und Ordnung die Oberhand gewonnen hatte, dachte man an einen Wiederaufbau derselben; durch eifriges Sammeln und neue Ankäufe gelang es nach und nach die Schäden einigermaßen zu heilen — wenngleich die ursprüngliche Bedeutung nie mehr erreicht

wurde. — Diese besonders durch die Erwerbung der Bücherschätze von Pergamon neugebildete kostbare Bibliothek wurde im Serapeum aufbewahrt. Ihr Schicksal ereilte sie ebenfalls und zwar im Jahre 389 n. Chr., wo sie ein Opfer der Wut der heiligen Barbaren wurde, welche unter Anführung des Bischofs Theophilus, eines kühnen ruchlosen Mannes, dessen Hände abwechselnd von Gold und Blut befleckt waren, und auf Befehl des Kaisers Theodosius die Tempel und ihre Schätze zerstörten, um das Heidentum zu unterdrücken. Noch zwanzig Jahre später erregte der Anblick der leeren Fächer das Bedauern und die Entrüstung des Geschichtsschreibers Paulus Orosius aus Spanien. Serapeum

Nach dem Bericht des heiligen Isidorus wäre Ämilius Paulus der erste gewesen, der in Rom sich eine Bibliothek gebildet hätte und zwar aus den Werken, die er bei der Besiegung des Macedonerkönigs Perseus nach der furchtbaren Schlacht bei Pydna im Jahre 168 v. Chr. mit andern Schätzen erobert und als Beute nach Rom gebracht hatte. Auch Plutarch spricht in der Biographie des Ämilius Paulus von den Büchern des Königs Perseus, indem er sagt, daß der Besieger desselben seinen Söhnen, die sehr dem Studium ergeben waren, gestattete, sich aus den Werken des gefangenen Herrschers diejenigen auszuwählen, die ihnen gefielen. — Die freigestellte Auswahl läßt auf eine größere Sammlung schließen. Wenngleich dies von vielen Seiten und besonders von Tiraboschi in Frage gestellt und sogar angefochten wird, so können wir dem Ämilius Paulus das Verdienst nicht streitig machen, daß er der erste in Rom gewesen ist, der in seinen heimischen Mauern eine Büchersammlung aufstellte. Die erste Bibliothek in Rom

Die Einrichtung von Bibliotheken wurde bald allgemeiner, so daß sich jeder begüterte Gelehrte und Gebildete in seinem Hause eine solche aufstellte und nicht allein in seinem städtischen, sondern auch seinem ländlichen Wohnsitze (villa), wo der einigermaßen wohlhabende Römer den Sommer verlebte. Es entstand ein derartiger Wetteifer darin, daß

man vielfach eine Bibliothek als ein zierendes Hausgerät ansah und sie deshalb sich nur aufstellte. Daraus erklären wir uns den Vorwurf, den Seneca den Römern macht, die eifrigst Bücher aufhäufen, ohne kaum deren Titel zu lesen und seinen Spott über diejenigen, welche nur die Titel und die Frontespize bewundern. Seneca hat wohl Grund zu solchen Auslassungen, die ja auch zum Teil berechtigt sind, aber ob er ganz das Richtige getroffen hat, ist doch sehr in Frage zu stellen. Daß jemand ein Bücherfreund ist, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, aber auch nicht das, daß er nicht alle Bücher, die er besitzt, ganz gelesen hat. Eine Bibliothek kann man getrost mit einem Lexikon vergleichen; letzteres ist gut, wenn es auf Vollständigkeit Anspruch machen kann; dieses kann indessen nur der Fall sein, wenn es umfangreich ist. Wird man jemand es zum Vorwurf machen können, wenn er ein großes Lexikon nicht ab ovo usque ad malum durchgelesen hat? Ebensowenig wie demjenigen, der eine große Bibliothek besitzt, aus der er sich nach und nach dasjenige Buch zum Studium heraussucht, das er gerade zu einem Aufschluß über diese oder jene Frage nötig hat, ohne sie alle der Reihe nach a priori von a bis z durchzulesen. — Solche Bibliotheken dienten natürlich den Besitzern zum Privatgebrauch (oder nach Seneca zum Privatvergnügen), zum Zwecke persönlicher Studien und waren dem Publikum nicht zugänglich.

Cäsar

Cäsar erst faßte den Plan, öffentliche Bibliotheken in Rom zu errichten. Ihm, der stets bemüht war, durch Reformen die Wohlfahrt der Stadt zu heben, kam zuerst die Erkenntnis, daß er mit der Einrichtung von großen öffentlichen Bibliotheken der Bildung weitere Schichten zugänglich machen, und somit dem Staate selbst einen großen Dienst erweisen würde.

Er verstand sehr wohl, daß die Auswahl und Ordnung der Werke, die in die Bibliotheken aufgenommen werden sollten, einen Mann von umfassender, universaler Bildung und Gelehrsamkeit erheischten und betraute daher mit der

Ausführung seines Planes den gelehrtesten Mann seiner Zeit, M. Varro, wie uns Sueton überliefert (Sata M. Varroni cura comparandorum ac digerendorum). Cäsars allzufrühes, jähes Ende durchkreuzte indessen dieses wie viele andere seiner Reformprojekte.

Das, was dem Sieger von Pharsalos nicht vergönnt war, führte Asinius Pollio aus, ein gewandter Redner und Staatsmann von vielseitigen Kenntnissen. Im Verein mit strebsamen Jünglingen, die unter seiner Leitung sich im Vortrag übten, bildete er gelehrte Genossenschaften, die für die Verpflanzung der alexandrinischen Schule nach Italien thätig waren und einen entscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die litterarische Zeitrichtung gewannen. Die unermeßlich große Kriegsbeute, die er in Dalmatien erobert hatte, verwandte er in hochherziger, edler Weise für gemeinnützige Zwecke. So ließ er neben andern zweckmäßigen Einrichtungen in der Nähe des Tempels der Freiheit eine prunkvolle Halle erbauen, in der er die erste große öffentliche Bibliothek gründete. Asinius Pollio

Das Beispiel des Asinius Pollio ahmte bald Augustus in schönster Weise nach. Seine Hinneigung zu Kunst und Wissenschaft ist allzu bekannt, als daß wir sie hier noch näher beleuchten sollten. Für uns gilt als vortreffliches Zeugnis dafür schon der Umstand allein, daß er als mächtiger Herrscher das Beispiel eines Privatmannes nachzuahmen sich entschloß. Er erkannte die hohe Bedeutung der neuen Einrichtung und beeilte sich, durch die Gründung der Apollobibliothek auf dem palatinischen Hügel Rom mit einem großen gemeinnützigen Institute zu bereichern. Augustus

War schon in den letzten Jahrzehnten der Republik die Liebe zur Litteratur und der Geschmack an Lektüre aller Art tief in die höheren Kreise eingedrungen, so daß Staatsmänner und Feldherrn ihre Mußestunden gewöhnlich mit Lesen zubrachten und die hohe Aristokratie auf Feldzügen und Reisen mit Büchern versehen war, so nahm die Leselust und

das Interesse an Kunst und Wissenschaft in dem monarchischen Rom noch zu.

Augustus sah bald ein, daß er mit der Errichtung der Apollobibliothek sich den Dank der Bevölkerung verdiente, daß aber auch bei dem stetig wachsenden Interesse für Kunst und Wissenschaft diese allein den vielseitigen Ansprüchen nicht genügen konnte, und gründete bald darauf zwei andere nicht minder wertvolle öffentliche Bibliotheken, zu denen jeder Lern- und Wißbegierige stets freien Zutritt hatte.

Der wohlthuende Einfluß, den diese öffentlichen Bibliotheken auf die allgemeine Bildung ausübten, wurde allseitig anerkannt, und man beeilte sich, auch außerhalb Roms solche zu eröffnen. Wenn Ovid sich beklagt, daß es in Tomi, an seinem Verbannungsort, keine Bibliotheken sondern nur Bogen und Waffengeklirr gebe, so können wir selbst aus dieser negativen Mitteilung folgern, daß Bibliotheken anderwärts fast überall vorhanden waren. Seine Klage über den Mangel an Bibliotheken in Tomi würde heute etwa ebenso klingen, wie wenn ein nach Sibirien Verbannter ebenfalls darüber seinem Unwillen Ausdruck geben möchte, oder vielleicht noch schärfer, da wir in Sibirien nichts weniger als Bibliotheken erwarten, während Ovid der römischen Regierung diesen Mangel scharf vor Augen führen wollte."

Hatte das Altertum nun große Schätze in seinen Bibliotheken gesammelt, so fanden dieselben doch zum größten Teil in den Stürmen der Völkerwanderung ihren Untergang. Den Klöstern ist es zu verdanken, daß wir überhaupt noch einzelne Litteraturdenkmäler des Altertums besitzen. Namentlich die Klöster der Benediktiner sammelten eifrig Bibliotheken, besonders zu Monte Cassino, York, Canterbury und Bobbio. Allgemeiner wurde das Anlegen von Bibliotheken erst im 8. Jahrhundert, und es entstanden damals größere Handschriftensammlungen in Hiersau, in Korvei, Reichenau, Regensburg, Fulda, Tours, Ferrières, Paris und St. Germain des Prés. St. Gallen florierte seit der Mitte des 9. Jahrhunderts.

Die Völkerwanderung

Die Klöster

8. u. 9. Jahrhundert

Zu Belgrad und Alexandria besaßen auch die Araber große Bibliotheken.

Die Zeit des Humanismus und das Wiederaufleben Die Zeit des Humanismus der klassischen Studien förderte auch die Anlage von Bibliotheken. Als eifrige Sammler wären hier Boccaccio und Petrarca zu nennen. Die Mediceer, als Gründer der „Mediceo-Laurentiana“ zu Florenz, Matthias Corvinus von Ungarn (Bibliotheka Corvina) und Papst Nicolaus V., der die große vatikanische Bibliothek gründete, wären hervorzuheben.

Dem Sammeleifer stand damals die schwierige Beschaffung, die Seltenheit und Kostspieligkeit der Bücher Die Kostspieligkeit der Bücher gegenüber.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte Die Erfindung der Buchdruckerkunst des 15. Jahrhunderts änderten sich freilich diese Verhältnisse. Das Sammeln wurde durch den minderen Wert der Bücher wesentlich erleichtert. Es entstehen große Bibliotheken, die allerdings zumeist im Besitz von Instituten, besonders der Universitäten, sich befinden. Aber auch bei Privatleuten zeigte sich der Sammeleifer. Als einer der ersten Büchersammler wird Ulrich v. Hutten († 1533) genannt. Neben ihm ist die berühmte Kaufmannsfamilie der Fugger in Augsburg zu nennen, welche sich zu Ende des 15. Jahrhunderts im Besitz einer großen Bibliothek befand.

Im Mittelalter war es übrigens nichts außergewöhnliches, wenn man, wie ich das auch schon in der Geschichte hes Buches erwähnte, Bücher an Ketten fand.

Hatte mit der Erfindung der Buchdruckerkunst bereits eine neue Epoche für die Bibliotheken begonnen, so änderte auch besonders die Reformation die Verhältnisse ganz be- Die Reformation deutend. Mit der Aufhebung der Klöster nämlich fielen die wertvollen Bücherschätze derselben an die Städte, die Universitäten oder die Landesherren, wodurch diese Bibliotheken nun allgemeiner zugänglich wurden.

Mit der zunehmenden Bildung ging dann auch die Gründung von Bibliotheken in vielen Städten Hand in Hand.

Die großen Bibliotheken

Als die reichhaltigste aller großen Bibliotheken wird die Bibliothèque nationale in Paris mit 92000 Handschriften und circa 2000000 Bänden geschätzt, der sich das British Museum in London mit 1300000 Bänden anschließt. In Deutschland wäre die Königliche Bibliothek in Berlin mit annähernd 1000000 Bänden, mehr als 15000 Handschriften (darunter wertvolle orientalische), die Königliche Bibliothek in München mit 800000 Bänden und 24000 Handschriften, die Königlichen Bibliotheken zu Dresden mit 500000 Bänden und 8000 Handschriften und Stuttgart mit 400000 Bänden und 3700 Handschriften zu nennen, denen sich noch eine ganze Reihe hochbedeutender und umfangreicher öffentlicher Bibliotheken anschließen.

Die Universitätsbibliotheken

In neuerer Zeit haben aber auch die Universitätsbibliotheken eine ganz bedeutende Stellung errungen, darunter nehmen die Göttinger mit 500000 Bänden und 5000 Handschriften und die Straßburger mit der gleichen Anzahl Bände, die erste Stelle ein. Zu erwähnen wäre daneben noch Heidelberg, Leipzig und Breslau. Unter den Stadtbibliotheken sind von Bedeutung diejenigen zu Straßburg 300000 Bände, Frankfurt 150000 Bände und Leipzig 100000 Bände.

In Deutsch-Österreich ist die Kaiserliche Bibliothek zu Wien mit 400000 Bänden außer 6461 Inkunabeln und 20000 Handschriften von Bedeutung, sowie die Universitätsbibliotheken dort und in Prag.

Der Wert der Bibliothek

Der Wert einer Bibliothek, den bereits die Alten so hoch schätzten, hat sich im Laufe der Zeiten stetig erhöht, so daß die großen Institute dieser Richtung heute geradezu immense Werte repräsentieren. Die Gelehrten ziehen aus diesen Bibliotheken natürlich ihren vollen Nutzen, und dadurch, daß zu einem gewissen Teil die Wissenschaft populär gemacht wird, träufelt auch die Weisheit ins Volk und sickert so in die weitesten Schichten. An und für sich sind aber die Bibliotheken dem Volke so gut wie verschlossen. Nicht etwa durch Schloß und Riegel, sondern durch mannigfache

Übelstände, die den Gebrauch der Bibliothek einem Durchschnittsmenschen erschweren.

Der größte Übelstand ist der, daß wir in Deutschland wohl gute Bibliotheken, aber vielfach zu wenig Bibliothekare besitzen, wenigstens fehlt es uns an dem das Publikum bedienenden Unterpersonal. Die Bibliotheken selbst verhalten sich zu reserviert, zu passiv, sie haben nur Fühlung mit den Wissenschaftlern. Aber als vornehmste Bildungstätte, die sie doch sein sollen, müssen sie doch auch direkt hinaus fürs praktische Leben wirken. Das Ausland ist uns in dieser Beziehung ganz bedeutend voraus, namentlich ist es Amerika, das die größten Anstrengungen gemacht hat, und wie ich hier gleich bemerken will, mit großem Erfolge. Die Übelstände

Neuerdings hat sich nun auch in Deutschland eine Strömung geltend gemacht, die das Recht des Volkes auf zeitentsprechende Bildungsstätten in energischer Weise vertritt und als einer der bedeutendsten Vorkämpfer für diese gute Sache ist Dr. E. Nörrenberg, Bibliothekar in Kiel, zu nennen. Aus der Feder desselben kommen die folgenden Darlegungen: Zeitgemäße Bildungsstätten

Von Doctor Martin Luthers Verdienst um die deutsche Volksschule weiß Jedermann, und in der Geschichte der deutschen Schule wird sein Name mit hohen Ehren genannt; aber noch eins verdankt ihm das deutsche Bildungswesen, und nur wenige wissen darum: das ist die deutsche Stadtbibliothek. In seiner berühmten Schrift vom Jahre 1524: An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, gedenkt Luther des Wertes, den Bücher und Lesen für die Bildung haben und verlangt, „daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librarien oder Bücherhäuser, sonderlichs in den großen Städten, die solichs wol vermügen, zu verschaffen. Und das nicht allein darum, daß Diejenigen, so uns geistlich und weltlich führstehen sollen, zu lesen und zu studirn haben, sondern daß auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden". Luther Die deutsche Stadtbibliothek

Luthers Worte sind auf einen fruchtbaren Boden gefallen, viele deutsche Städte, vor Allem die von alter Blüte, haben Stadtbibliotheken, und es ist wohl kein Zufall, daß die Gründung der Magdeburger Stadtbibliothek z. B. nicht viel später erfolgte, als Luthers Schrift erschienen war.

Was für eine Art Bibliotheken wollte Luther geschaffen sehen? Wissenschaftliche Büchereien? Es könnte so scheinen, denn sie sollten ja zunächst den herrschenden Ständen dienen, den Leuten mit höherer Bildung. Aber damit stimmt es nicht, wenn Luther selbst sagt, daß es nicht not sei, „aller Juristen Comment, aller Theologen Sententiarum und aller Münniche Sermones“ zu sammeln. Auf die Litteratur der Fachgelehrsamkeit der Juristen und Theologen — denn das waren die gelehrten Berufe —, auf die legt Luther also keinen Wert; was aber in der „Librarie“ stehen soll, das ist, wie er aufzählt: Die Heilige Schrift und ihre besten Ausleger; Schöne Litteratur („Poeten und Oratores“), Heiden und Christen, die Freien Künste, Rechts- und Arzeneiwissenschaft — aber in Auswahl! —; „mit den fürnehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waserlei Sprachen man haben könnte.“

Will man Luthers Programm für die deutschen Stadtbibliotheken mit einem Wort kennzeichnen, so kann man sagen: er will keine Gelehrten-, sondern Bildungsbibliotheken. Nicht damit einige wenige Gelehrte wissenschaftlich forschen, sondern damit die höheren Stände sich die Bildung aneignen könnten, allgemeine so gut wie besondere für den praktischen Beruf, dafür sollen die Städte sorgen; das geht aus dem ganzen Zusammenhang hervor und aus der Auswahl der Fächer; dafür spricht die Aufzählung der schönen Litteratur und der geschichtlichen, dem widerspricht auch nicht die Hervorhebung der heiligen Schrift und der Religionswissenschaft, denn damals beherrschte die religiöse, die kirchliche Frage das Denken des ganzen Volkes so wie bei uns die sociale.

Bildungs-bibliotheken

Von dem, was wir Volksbibliotheken nennen, spricht Luther nicht: wie konnte er auch zu einer Zeit, wo in

Deutschland vielleicht ein kleinerer Bruchteil der Menschen lesen lernte als heute etwa in Rußland? Sicher aber dachte sich Luther als Leser der städtischen Librarie alle Angehörigen der höheren Stände, alle Gebildeten.

Die deutsche Kultur blühte und die Stadtbibliotheken mit; dann warf uns der dreißigjährige Krieg in Armut und Barbarei. Langsam, im Laufe der Jahrhunderte, kehrte der zu Grunde gerichtete Wohlstand zurück, langsam begann man das Notwendigste für die Bildung zu thun: die Schulen kamen wieder, sie wurden allgemein, das Volk lernte lesen, der Schulzwang kam und alle lernten lesen: aber die Bibliotheken hatte man vergessen. Freilich, der Stand, der ohne Bücher und Bibliotheken nicht leben kann, der gelehrte, der hatte seine Universitäts- und großen Staatsbibliotheken und fand darin das unentbehrlichste Handwerkszeug für seine Berufsarbeit, aber die Bildungsbibliothek war untergegangen. Die deutschen Stadtbibliotheken hatten, ihren kärglichen Mitteln gemäß, ihren Arbeitsplan beschränkt, auch sie waren Gelehrtenbibliotheken geworden, aber arme, verkümmerte. Nur dann und wann besuchte sie ein Gelehrter des Orts; und weil sie der Allgemeinheit nichts wert waren, so hatten sie keine eigenen Beamten, sondern wurden nur ganz nebenbei verwaltet; nur ein paar Stunden die Woche öffneten sie ihre Pforten, nur gering war die Summe, mit der sie neu erscheinende Bücher ankaufen konnten; leistungsschwach, weil vernachlässigt, und vernachlässigt, weil leistungsschwach, ragen viele von ihnen in unsere Tage des blühenden Wohlstandes, der blühenden Bildung hinein als Zeugen des tiefsten Niedergangs der deutschen Kultur. Ganze Berge wertvoller Bücher aus der Reformationszeit entdeckte ein Forscher auf dem Boden des Rathauses einer kleinen, aber altberühmten süddeutschen Reichsstadt, die Reste der ehemaligen Stadtbibliothek: so völlig war auch die Erinnerung an diese städtische Bildungsanstalt untergegangen, daß niemand am Orte mehr davon gewußt hatte.

Die deutschen Stadtbibliotheken

Vor etwa 60 Jahren schien den deutschen Stadtbibliotheken eine neue Zeit bevorzustehen. Einer der besten und eifrigsten Bildungsfreunde, die Deutschland besessen, Karl Preusker, trat mit einer Schrift auf: „Über öffentliche Bibliotheken sowie andere Sammlungen mit Rücksicht auf den Bürgerstand." Erstes Heft, Über Stadtbibliotheken, Leipzig 1839. Stadtbibliotheken, sagt er, nämlich Büchersammlungen zum unentgeltlichen Gebrauche der Mehrzahl der Stadtbewohner (wenigstens der gebildeteren, bücherbenutzenden) unterscheiden sich wesentlich von Gelehrtenbibliotheken. . .

Karl Preusker

. . . Der Hauptzweck der Stadtbibliotheken ist Verbreitung allgemeiner Bildung in allseitig geistiger und gemütlicher Hinsicht, wie sie zu einem verständig edlen Leben führt, und welche daher, da sie Jeden im Volke (im weiteren, eigentlichen Sinne) zieren sollte, auch als Volksbildung zu betrachten ist. Daran schließen sich zwei Nebenzwecke an: die Sorgen 1) für die Gewerbbildung, weil die Gewerbebetreibung die Mehrzahl der Stadtbewohner beschäftigt, und 2) die (zumal bürgerliche) Jugendbildung, sowohl in Bezug auf die Lehrer, als auf die älteren Schüler und die gereifteren, schon aus der Volksschule entlassenen jungen Leute, . . . Bibliotheken dieser Art sollen nicht nur den Verstand bereichern, durch Anleitung zum klaren Denken und Einsammeln nützlicher Kenntnisse, sondern auch zugleich zur geist- und gemütvollen Unterhaltung dienen, zur Hinweisung auf wahren Frohsinn erweckenden Kunstgenuß . . . sie sollen aber auch zugleich zu immer erhöhter Sittlichkeit und Religiosität anleiten; sie sollen von nachteiliger Romanen- und ähnlicher unratsamer Lektüre abziehen durch Darbietung besserer, zur wahren Bildung und Erheiterung und Erhebung dienender Schriften. Allerdings erscheinen nach dieser Haupttendenz die Schriften über die klassische Schulbildung, über litterarisch-kritische Forschungen und die Fakultätswissenschaften als ausgeschlossen; allein es wird auch diesen ein Platz vergönnt . . . Daß die bisher bestehenden städtischen

öffentlichen Bibliotheken in der Regel nicht jenen Zweck erfüllen, vielmehr nur für den Gelehrtenstand ausreichend sind — und selbst für diesen nur zu oft zu wenig — ist bekannt; sie werden daher gewöhnlich auch nur von einzelnen Gelehrten benutzt, von dem gewerbtreibenden Bürger des Orts kaum dem Namen und Lokale nach gekannt.

Programm für das deutsche städtische Buchwesen

Wir geben Preuskers Worte deshalb so ausführlich wieder, weil sie in der That ein vollständiges Programm für das deutsche städtische Bibliothekswesen bieten, bis auf einen Punkt, an den er freilich damals, in vormärzlicher Zeit nicht zu denken brauchte: die politisch-staatsbürgerliche Bildung, wie wir sie aus einschlägigen Büchern und Broschüren, aus Wochenschriften und politischen Zeitungen, schöpfen, und wie sie heute eines jeden Bürgers, Communale Landtags- oder Reichstagswählers Sache ist. Abgesehen davon ist sein Programm vollständig; er führt die verschiedenen Gattungen der Litteratur an: die belehrende, die gewerbliche, die sittlich erbauende und die Schöne Litteratur — (hier scheint er zu übersehen, daß auch mancher Roman einen hohen Kunstgenuß gewährt) —; er stellt die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung als Leser hin: im Vordergrund steht die Jugend, das Lebensalter, das am meisten liest und am stärksten von der Lektüre beeinflußt wird, und von den Erwachsenen die große Masse der gewerbetreibenden Bürger; hätte schon damals der vierte Stand, die Industriearbeiter, die Zahl und Bedeutung gehabt wie heute, Preusker hätte ihn nicht unerwähnt gelassen als Benutzer der Stadtbibliothek. Im Hintergrund steht, nicht ausgeschlossen, schließlich der Gelehrte.

Preuskers Programm ist das einer städtischen Einheitsbibliothek im doppelten Sinne: die Anstalt umfaßt alle Zweige der Bildung und sie öffnet sich allen Ständen gleichmäßig.

Karl Preusker hat zu früh gelebt oder seine agitatorische Kraft genügte nicht: er hat zwar in Großenhain eine Bibliothek nach seinem Sinne gegründet, die noch heute

besteht, sonst aber giebt es keine Bibliothek seines Plans in Deutschland, die auf seine Zeit zurückginge; mit ihm sind seine Anregungen ins Grab gesunken.

Aber jenseits des Canals und des Atlantischen Oceans da sind gleiche Ideen wie die seinigen lebendig und zur That geworden. Auf keinen Geringern als Benjamin
Public Library Franklin führen die Amerikaner ihre Publik Library zurück, die Anstalt, die in vollem Maße das verwirklicht hat, was unser Preusker sich erdacht hatte. Schon vor 50 Jahren beneidete Friedrich von Raumer auf seinen Reisen die größeren amerikanischen Städte um diese Bildungsanstalt; es war um dieselbe Zeit, als sowohl Engländer wie Amerikaner die junge Publik Libraries mit Staatsgesetzen zu fördern begannen; und heute zählt man in Großbritannien 330 Publik Libraries, die jährlich etwa 27000000 Bände ausleihen und etwa 60000000 Besuche empfangen; eine Statistik der Vereinigten Staaten führt 1895 nicht weniger als 4026 Bibliotheken auf, je mehr als 1000 Bände enthaltend, zusammen 33000000; darunter waren größere Büchereien, je mit mehr als 10000 Bänden, über 200. In dem kleinen Staate Connektikut, der nur drei Viertel der Einwohnerzahl des Regierungsbezirks Magdeburg hat, giebt es in Stadt und Land über 50 besondere Bibliotheksgebäude.

Ohne die Publik Library kann sich der Engländer und Amerikaner sein Bildungswesen nicht denken; diese Anstalt, in der er sich freie, selbstgewählte Bildung holt, eine eigene Schöpfung seines Landes, schätzt er unter allen Bildungsanstalten mit am höchsten; Gemeinden und Millionäre geben Summen für Publik Libraries mit verschwenderischer Hand; sechs Millionen Mark kostet das neue städtische Bibliotheksgebäude in Chicago, zehn Millionen das in Boston; von den fünfzehn Millionen Mark, die der Großindustrielle Andrew Carnegie bisher zu Bildungszwecken geschenkt hat, entfallen wohl mehr als drei Viertel auf Bibliotheken, und jede

Nummer des Fachblattes, des „Library Journal", meldet neue Schenkungen oder Vermächtnisse, groß und klein.

Undenkbar wäre diese Vorliebe der ganzen Nation für eine Anstalt, die nur Bevorzugten zu Gute käme: die Publik Library ist für Jedermann da, in jeder Beziehung, von früh bis zum späten Abend geöffnet läd ihr Lesesaal Jeden, der Lust hat, zum freien Besuch ein und legt Zeitungen aller Gegenden und Parteien, Zeitschriften aller Gattungen aus, für Kunst und Belehrung, Gewerbe und Politik; die Bücher, schöne und belehrende, erbauende und politische Litteratur, in praktischen, leicht verständlichen und ausgiebigen Katalogen verzeichnet, werden unentgeltlich verliehen; wer sich ausweist, erhält eine Leihkarte ohne Pfand oder Bürgschaft, und das Vertrauen belohnt sich, denn nur ein äußerst kleiner Teil der Hunderttausende verliehener Bücher geht unersetzt verloren. Der ganze Organismus dieser großen Anstalten, die oft zahlreiche Zweiganstalten in die Vorstädte entsenden, wird geleitet von Beamten oder Beamtinnen, die gediegene vielseitige Kenntnisse und guten litterarischen Geschmack mit einer gründlichen Schulung in allen technischen Zweigen des Betriebes verbinden und ihre ganze Aufgabe darin sehen, dem Volke die Bildung mitzuteilen. So steht es heute und von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Publik Libraries und ihre Wertschätzung bei der Nation.

Was war nun in Deutschland seit Preusker geschehen?

Die Zahl der öffentlichen Stunden

Die Stadtbibliotheken blieben im Allgemeinen, was sie waren, und eine einzige Ziffer genügt, um ihren Charakter zu bezeichnen: die Zahl der öffentlichen Stunden. Wir verlangen von jedem dörflichen Postamt, daß es, wenn auch mit einer Mittagspause, wöchentlich von morgens 8 oder 9 Uhr bis Abends 7 oder 8 Uhr geöffnet ist, also wöchentlich 50 Stunden oder mehr; das versteht sich von einer Anstalt, die um des Publikums willen da ist, ganz von selbst. Im Staate Newyork kann keine Publik Library auf staatliche Zuwendungen rechnen, wenn sie nicht eine bestimmte Zahl Stunden wöchentlich geöffnet ist; in Städten von

10000 Einwohnern und darüber sind dies sechs Stunden werktäglich, oder 36 Stunden wöchentlich; und auch das ist selbstverständlich, denn wie sollte wohl sonst die Bibliothek recht benutzt werden können?

Nun hören wir die wöchentlichen Benutzungsstunden einiger deutschen Stadtbibliotheken: Elbing zwei (!), Ulm drei, Stralsund, Königsberg vier, Nürnberg, Braunschweig, Schlettstadt sechs, Hildesheim sieben; Zwickau (eine altberühmte Bibliothek!) Mittwochs Nachmittags. Man kann mit gutem Recht sagen, daß die 350000 Bände dieser Bibliotheken brach liegen. Ferner: Hannover 12; Mannheim (öffentl. Bibl.), Straßburg 15; Kolmar i. Els., Leipzig, Lübeck, Magdeburg 18; Bremen 20 Stunden: das sind wieder über 600000 Bände, die nicht entfernt die Benutzung finden, die möglich wäre.

Und warum dies? Es ist stets derselbe Cirkulus vitiosus: weil die Bibliotheken gelehrten Inhalts sind, werden sie nur von Wenigen benutzt, und weil dies geschieht, mag die Stadt kein Geld in die Verwaltung stecken, und weil das nicht geschieht, giebt es nur so wenig öffentliche Stunden; „es kommt ja doch Niemand“, das ist die stete Ausrede.

Glücklicher Weise ist in fortwährendem Wachsen die Minderzahl der Stadtbiliotheken, die dem bösen Zirkel entrinnen und einen zahlreicheren Leserkreis heranziehen: Metz mit 36, Köln (auch wohl Aachen) mit 38, Breslau mit 40—45, Mainz mit 42, Frankfurt mit 45 wöchentlichen Nutzungsstunden leisten für wissenschaftliche Bibliotheken das Billige.

Wissenschaftliche Bibliotheken

Aber da laufen wir wieder gegen den Zaun: für wissenschaftliche Bibliotheken. Auf diese Aufgabe beschränken sie sich; auch wenn sie als ihren Zweck bezeichnen: nicht nur der gelehrten Forschung zu dienen, sondern auch der ernsten wissenschaftlichen Belehrung in weitester Ausdehnung, so bleibt doch ihr Arbeitsfeld ein ganz eng begrenztes gegen-

über dem der Publik Library. Wohl ist das Gebiet der Wissenschaften weit und groß und mannigfach, aber wissenschaftliche Belehrung, Mitteilung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung ist doch nur ein Ausschnitt aus dem, was Bücher und Zeitschriften uns bieten können und bieten, man möchte fast sagen, ein kleiner Ausschnitt. Bücher führen uns in die ganze reiche Welt der Kunst, ein Buch kann eine Partitur oder ein Klavierauszug sein, es kann die Dresdner Gallerie in Nachbildungen enthalten, und wenn ich Storms Schimmelreiter lese oder Kellers Sinngedicht, so genieße ich doch Kunst!

Die reiche Welt der Kunst

Freilich, die meisten wissenschaftlichen Bibliotheken kennen die Benutzung der Schönen Litteratur nur entweder zu wissenschaftlichen oder „Unterhaltungs"-Zwecken; für die wissenschaftliche Bibliothek kommen Bildende Kunst, Musik und Schöne Litteratur eigentlich nur als Hilfsmittel für Kunst- und Litteraturwissenschaften in Betracht.

Wir wollen mit dem eben Angeführten nichts Neues sagen, sondern nur mit diesem Beispiel veranschaulichen, wie irrig die Ansicht ist, eine wissenschaftliche Bibliothek sei universell, wenn sie in wissenschaftlicher Hinsicht universell ist, und wie weit man fehl geht, wenn man annimmt, eine Gelehrtenbibliothek werde zur Publik Library, wenn sie neben der strengen Fachwissenschaft auch populär wissenschaftliche Bücher, sei es auch aus allen Fächern, führt. Denn da kommen außer den bildenden und redenden Künsten noch die praktischen Berufe, Handel und Gewerbe mit all ihren Zweigen und ihren Fachzeitschriften, deren Zahl in die Hunderte und Tausende geht, da kommt die politische und sozialpolitische Tageslitteratur, die keine Wissenschaft verbreiten, sondern das politische Handeln des Staatsbürgers beeinflussen will mit ihren Broschüren, Wochenblättern, Tageszeitungen; da kommen die tausenderlei Dinge, die das tägliche Leben bunt und mannigfaltig machen bis zum Spiel und Sport, und sie alle haben ihre Bücher und Zeitschriften.

Tausenderlei Dinge

Die ganze Litteratur, die ein Spiegelbild giebt von Handel und Wandel, von Leben und Treiben unserer gesamten Kultur in allen ihren Äußerungen: die ist der typischen deutschen Stadtbibliothek, die neben der Wissenschaft „ernste Belehrung" als äußerstes Zugeständnis bietet, fremd; und wollte eine Stadtbibliothek sich herbeilassen, jene ganze Litteratur dem Publikum zu bieten: so würde doch durch die ungünstige Zahl und Tageszeit der öffentlichen Stunden alles das dem Publikum vorenthalten bleiben. Auch die fortgeschrittensten deutschen Stadtbibliotheken sind noch weit, weit entfernt von der Publik Library, die ganz das reiche Programm Karl Preuskers erfüllt. Nach dem Vielen, das die Publik Library mehr bietet als unsere Stadtbibliothek, müßte nun doch ein Bedürfnis vorhanden sein in Deutschland; das ist auch der Fall, man hat dies Bedürfnis empfunden und versucht ihm abzuhelfen, aber auf eine merkwürdige Weise.

Bücher pflegen sich doch sonst nicht untereinander zu prügeln oder über die Achsel anzusehen; vielmehr wenn man sie zusammen auf einen Bücherbord stellt, so bleiben sie still stehen, selbst wenn man einen humoristischen Roman zum Nachbarn eines gelehrten Buches macht vom schwersten Kaliber: Warum stellte man nicht in unseren Stadtbibliotheken Bücher und Zeitschriften jeder Gattung friedlich zusammen auf? Warum gab man sie nicht Lesern aller Art und Stände zum Lesen? Es gehen doch in Museen und Kirchen Leute jeden Standes gemeinsam? Wer weiß warum nicht; vielleicht, weil der „Begriff" der Stadtbibliothek es verbot; kurz, man that es nicht; man vergaß, daß es Gebildete giebt, die den ausschlaggebenden Teil der Bevölkerung ausmachen, man vergaß, daß diese die mannigfaltigsten geistigen Interessen haben, die der Pflege bedürfen, man vergaß die Förderung, die Handel und Wandel durch geeignete Litteratur erfahren können, man dachte nur an die untern Stände, das „Volk", und man begann hier und da kleine Sammlungen harmloser pupulärer

Bücher einzurichten, damit das Volk, die große Masse der Ungebildeten, billig oder unentgeltlich unschädliche unterhaltende oder belehrende Bücher lesen kann: man schuf Volksbibliotheken, schlecht dotirt, ohne Lesezimmer, nur an wenigen Stunden wöchentlich geöffnet. So setzten sich in unserem Bewußtsein die Begriffe „Stadtbibliothek" und „Volksbibliothek" allmählig fest, und die meisten Menschen in Deutschland sind überzeugt, wenn es an einem Orte eine Stadtbibliothek und eine Volksbibliothek dieses alten Stils gebe, so sei dort die Bibliotheksfrage gelöst. Wie groß das Arbeitsgebiet sei, das zwischen beiden liegt, wie weit Stadtbibliothek plus Volksbibliothek hinter der Publik Library zurückbleiben, wie ihre Trennung überdies sociale Scheidewände verstärkt statt Bresche hinein zu schießen, ja daß diese Trennung für das „Volk" Versagen der höheren Bildung bedeutet, das alles kam nicht zum Bewußtsein bis in die allerjüngste Zeit.

Volksbibliotheken

Jetzt, seit wenigen Jahren bricht sich bei uns die Erkenntnis mehr und mehr Bahn, daß wir mit dem — übrigens französischen — System getrennter Bibliotheken brechen, und an seine Stelle das englisch-amerikanische, das germanische System setzen müssen, das der städtischen Einheitsbibliothek, nennen wir die in Deutschland neue Sache mit einem neuen und deutschen Namen: Bücherhalle.

Die Bücherhalle

Langsam, aber in stetigem Fortschritt wird diese Erkenntnis in die That umgesetzt. Eine populäre Bildungsanstalt, die für Alle, auch die tagsüber Arbeitenden, da sein will, muß ihre öffentlichen Stunden reichlich bemessen und die Abendzeit ausnutzen; will sie in Zeitschriften und Zeitungen die neuesten Fortschritte des Lebens den Lesern zeigen, will sie ihnen Niederschlagewerke jederzeit zugänglich machen, so bedarf sie eines Lesesaales, der überdies Allen, die ärmlich wohnen, einen behaglichen Aufenthalt gewährt: und so ging man denn vor allem Anderen daran, Lesehallen zu gründen, die Abends geöffnet und womöglich mit einer Ausleihbibliothek verbunden sind. Heute bestehen solche

Bücher- und Lesehallen im deutschen Reiche bereits über dreißig, hoffen wir, daß sie sich schnell vermehren."

Die Bibliotheksfrage

Ich habe diesen Darlegungen breiteren Raum gewährt, weil diese Bibliotheksfrage größere Beachtung verdient, als ihr manche Kreise beimessen möchten, und hier der Ort ist, für diese gute Sache mit einzutreten.

Die Bibliotheken oder „Bücherhallen" sollen sich als ein Mittelpunkt geistigen Schaffens nicht abseits sondern inmitten des praktischen Lebens entfalten, um auf das letztere befruchtend und neugestaltend zu wirken.

Der Wirkungskreis der Bibliotheken

Nur so erfüllen die Bibliotheken ihren großen Beruf als Bildungsmittel des Volkes. Den wenigen Gelehrten nützen sie nur zum Spezialstudium. Der Wirkungskreis unserer Bibliotheken muß also bedeutend erweitert werden, alle Vorbedingungen sind dazu da, es fehlt nur, daß wir das praktische Element uns vom Auslande holen und es hieße die eigene Nation schädigen, wollte man sich gegen die unleugnenbaren Vorzüge des amerikanischen Systems noch länger verschließen.

Diese Frage ist in mehr als einer Beziehung eine soziale Frage, und die Lösung derselben wird von den weittragendsten Folgen sein. Wenn der Ausspruch Friedrichs des Großen: „Ein Herrscher ist den Wissenschaften nicht bloß Beachtung schuldig, sondern Ehrfurcht und Liebe. Wenn ein Fürst auch alle Angelegenheiten seines Reiches lässig betriebe, alles was sich auf den öffentlichen Unterricht bezieht, müßte er immer sorgfältig behandeln. Ein unterrichtetes Volk läßt sich leicht regieren" noch heute Geltung hat, dann sollte jeder, der nur irgend an dieser Entwicklung mit arbeiten und sie fördern kann, seine ganze Persönlichkeit für die große in der Zukunft noch gar nicht absehbare Sache einsetzen.

Die Bibliographie

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bibliographie, so mag hier die Erklärung nicht fehlen, daß im Übrigen die Bibliothekswissenschaft in Deutschland besonders gut

ausgebildet ist, aber auch die Niederlande, Frankreich und England sind auf diesem Gebiete weit vorgeschritten.

Das Katalogwesen

Den breitesten Raum in der Bibliothekwissenschaft nimmt natürlich das Katalogwesen ein. Die Katalogisierungsarbeiten sind oft schwieriger Art, und große Sachkenntnis, wissenschaftliche Bildung verbunden mit emsigem Fleiß, das sind die Anforderungen, die an einen Bibliothekar gestellt werden müssen. Nicht immer verraten fertige Kataloge, welche Mühe zu ihrer Fertigstellung aufgewandt werden mußte und nicht jedem Bibliothekar wird für seine Arbeit ein entsprechender klingender Lohn.

Die bibliographische Klassifikation

Ich hatte schon früher die bibliographische Dezimalklassifikation berührt, als ich von der Mangelhaftigkeit der allgemeinen Bücherkataloge sprach, und ich will diesem neuen System, das alle Aussicht und Berechtigung hat, mehr und mehr sich zu verbreiten, hier ein paar Worte widmen.

Man hat schon die verschiedensten Methoden zum Ordnen und Registrieren des Bibliothekbestandes in Anwendung gebracht, ohne eigentlich etwas allgemein Durchführbares gefunden zu haben, das allen Anforderungen entspricht.

Der Gedanke, durch ein gewisses System alle Werke der großen Bibliotheken, sowie die Neuerscheinungen auf einem verhältnismäßig kleinen Raum registriert zu finden hat unsere Gelehrten seit langem beschäftigt. Nun scheint es, als ob ein System, das der derzeitige Bibliothekar der New York State Library Melvil Dewey erdacht hat, eine bedeutendere Zukunft hat. Diese bibliographische Dezimalklassifikation hat den Vorzug, daß darin sämtliche Teile des menschlichen Wissens entsprechend dem dekadischen Zahlensystem gruppiert werden können, und zwar jeder Teil derart mit einer Zahl, daß aus der Zusammensetzung der einzelnen Ziffern dieser Zahl die Stelle versinnlicht wird, welche der betreffende Gegenstand im System einnimmt.

Das Deweysche System

Zu diesem Zwecke werden alle Gebiete des menschlichen Wissens in die Klassen 1—9 geteilt, während die allgemeinen Werke, die unter keine derselben gebracht werden können,

zuvörderst in die mit einer Null bezeichnete eingereiht werden. Die zehn Klassen sind:

0 Allgemeine Werke,
1 Philosophie,
2 Religion,
3 Sozialwissenschaften und Jurisprudenz,
4 Philologie,
5 Exakte Wissenschaften,
6 Nützliche Künste,
7 Schöne Künste,
8 Litteratur,
9 Geschichte.

Diese Klassen können wieder durch Hinzufügung der Ziffern 0—9 in je 10 Hauptabteilungen geteilt werden, sodaß z. B. die Zahl 34 die vierte Hauptabteilung der 3. Klasse, also der Sozialwissenschaft bezeichnet und alle auf das Recht sich beziehenden Werke enthält. Durch Hinzufügung weiterer Ziffern können auf diese Weise immer zehn neue Abteilungen resp. Unterabteilungen geschaffen werden.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier das ganze System erläutern, ich verweise vielmehr auf die Schrift von Karl Junker, „die Dezimalklassifikation". Hier genügt es, den Leser mit dem Grundgedanken dieses Systems bekannt zu machen.

Der große Wert aber, den die Klassifikation, wenn sie international eingeführt sein wird, hat, erhellt ohne weiteres aus dem Umstand, daß einzelne Länder in ihrem Katalogwesen noch sehr im Argen stecken. Die Drucklegung solcher Nummerkataloge aber, die trotz aller Kürze in einer einzigen Nummer alles Nähere über ein Werk angeben, also dem Gelehrten vollständig genügen, würde sich ungemein vereinfachen und dadurch wäre die Herstellung von guten und vollständigen Katalogen auch in den Ländern möglich, die heute der Unkosten wegen davon abstehen müssen. Besonders wäre aber den an der Spitze der Kultur marschierenden

Staaten mit dieser Einführung gedient, denn es wäre möglich, all' das geistige Schaffen, das jetzt zerstreut in Zeitschriften u. s. w. veröffentlicht wird, zu registrieren und der Wissenschaft und Forschung zugänglich zu machen. Das Institut International de Bibliographie in Brüssel betreibt die praktische Förderung des internationalen Katalogwesens und beteiligte Kreise sollten nicht zögern auch ihrerseits mit zu arbeiten an dieser großen Sache.



Die Privatbibliotheken und die Haus- und Familienbibliotheken.

„Geliehene Bücher wiedergeben,
Wird oft versäumt von Jungen und Alten,
Denn leichter ist es, die Bücher selber,
Als was darin steht, zu behalten".
Otto Blank.

Mancher Leser wird meinen, nach den vorangegangen Ausführungenen hieße es Eulen nach Athen tragen, wollte ich nur noch ein Wort über den Wert der Bibliothek als Privat-, Haus- und Familienbibliothek verlieren und doch, wer die Menschen kennt, der wird wissen, daß vielen Menschen ein Schöpsenbraten weit über geistige Genüsse geht und daß dort, wo ein schwerer eiserner Geldschrank steht, selten noch Platz ist für einen bescheidenen Bücherschrank. Das traurigste bei der Sache ist aber, daß diesen Leuten, wenigstens in unserem lieben Vaterlande, eine Wertschätzung der Litteratur schwer beizubringen ist, während die reichen oder reichgewordenen Leute im Auslande und jenseits des großen Heringsteiches doch immerhin mehr Respekt vor der Wissen-

Privat-, Haus- und Familienbibliothek:n

schaft haben. Bestellte doch „drüben" kürzlich jemand sogar eine Bibliothek nach der Elle. Sein Haus war prächtig ausgestattet mit Ausnahme der Bücherbretter im Bibliothekzimmer. Der Fabrikant hatte sich zwar gut auf sein Geschäft verstanden, von Büchern wußte er aber leider gar nichts. Eine Bibliothek mußte aber her! Er maß deshalb die Bücherbretter, ließ anspannen und fuhr zum Buchhändler. „Herr X. Ich möchte, daß Sie meine Bibliothek für mich füllen. Ich habe 60 Fuß Bretter. Ich möchte 10 Fuß Geschichte, 10 Fuß Romane, 10 Fuß Poesie, 10 Fuß Religion, 10 Fuß Wissenschaft und 10 Fuß Bücher aller Art". Der Buchhändler schlug ein und führte den Auftrag zur Zufriedenheit seines Kunden aus, die sich noch steigerte, als die Besucher des „Landedelmanns" ihm wegen der verständigen Auswahl seiner Bücher große Schmeicheleien sagten.

Zum guten Ton

In England, Frankreich und Amerika gehört es aber zum guten Ton, eine Haus- und Familienbibliothek zu besitzen, ja, die einzelnen Familien sind stolz auf eine geschickte und umfangreiche Sammlung, weil sich daraus ohne Frage auch ein Rückschluß auf den Besitzer ziehen läßt. Ist nun dort der Besitz einer Bibliothek die Regel, so in Deutschland doch nur eine Ausnahme.

Zur Reform unseres deutschen Familienlebens

Es gehört zur Reform unseres deutschen Familienlebens, sagt Alexander Jung, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen. Es ist vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel schon dem Ausdruck Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, als einem ererbten und erweiterten Heiligtum, müßte der Familiengeist sich zum Weltgeist erweitern. Man müßte es einer deutschen Familie ebenso sehr verdenken, bloß aus einer Leihbibliothek sich die Nahrung des Geistes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn sie täglich aus einem Gasthause äße, statt sich fröhlich zum Genusse des Selbstbereiteten um den Familientisch zu sammeln. Das Lesen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausstand, weil

er noch keinen geordneten Bodenbesitz hat. Wenn der Kultus der Litteratur von früh auf auch in der Familie begangen würde, wenn man so den großen Beruf des Schriftstellers und die Bedeutung der Presse schon früh auch in der Familie zur Erfahrung brächte, so erlebten wir bald ein Geschlecht, welches geistige Kräfte entwickelte, deren Möglichkeit jetzt noch wie Fabel klingt.

Und doch, trotzdem von jedem vernunftbegabten Menschen die Notwendigkeit eines Bücherschatzes für die Familie erkannt werden muß, wie selten wird in einer Aussteuer, die man einer deutschen Jungfrau herrichtet, ein Bücherschrank zu finden sein.

„Eine ausgewählte Büchersammlung ist und bleibt der Brautschatz des Geistes und des Gemütes — Bücher sind immer noch die wohlfeilsten Lehr- und Freudenmeister, und der wahre Tröster hienieden für Millionen besserer Menschen" sagt Weber, aber er predigt tauben Ohren. Es soll nun damit nicht gesagt sein, daß der Deutsche überhaupt sich keine Bibliothek anlegt, sondern die Gelehrten und viele Gebildeten hegen und pflegen solchen Hausschatz. Das große Publikum aber steht in Deutschland der Frage noch kalt gegenüber. In der allgemeinen Buchhändler-Zeitung schreibt übrigens Ph. Schneider über die deutschen Privatbibliotheken Folgendes:

Der Brautschatz des Geistes

„Heutzutage ist der Luxus, eine Bibliothek sein eigen zu nennen, nicht mehr so kostspielig wie in früheren Zeiten, vorausgesetzt, daß man sich nicht darauf kapriziert, Seltenheiten zu sammeln, deren eingebildeter Wert zumeist aber lediglich in der Seltenheit begründet ist. Noch das ganze Mittelalter hindurch waren — vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Handschriften sehr kostbar und die Sammlungen verhältnismäßig klein. Das Pergament hatte damals den Wert des Silbers, weshalb der Besitz einer Büchersammlung auf großen Reichtum schließen ließ.

Aber auch in unserer Zeit giebt es, wie schon gesagt, und sogar in Deutschland noch Bücherliebhaber, die be-

deutendere Bibliotheken besitzen, genug. Beweis dessen ist ein bei G. Hedeler in Leipzig erschienenes Verzeichnis von Privatbibliotheken in Deutschland, das nicht weniger als 817 größere, in privatem Besitz befindliche Büchersammlungen nachweist. Sie verteilen sich auf etwa 310 Orte des Deutschen Reiches.

Eine der größten deutschen Privatbüchersammlungen dürfte die Fürstlich Fürstenbergische Majoratsbibliothek in Donaueschingen sein. Sie enthält 120000 Bände aus allen Wissenschaften, worunter sich bekanntlich viele alte Drucke, etwa 500 Inkunabeln und an 1200 Handschriften, besonders altdeutscher Dichtungen (z. B. das Nibelungenlied), befinden.

Von deutschen Städten beherbergt nach Hedeler Berlin die größte Zahl von Privatbibliotheken, nämlich 115. Durch Reichhaltigkeit zeichnet sich die kgl. Hausbibliothek im Berliner Schloß aus; sie umfaßt 50000 Bände aller Disziplinen, besonders aber aus Kunst und Kunstgeschichte, während das königl. preußische Hausarchiv zu Charlottenburg 45000 Bände, größtenteils aus der Geschichte des königl. preußischen Hauses und des brandenburgisch-preußischen Staates enthält.

Die umfangreichsten Bibliotheken sind übrigens nicht immer die wertvollsten. Vielfach sind die deutschen Privatbibliotheken auch Spezialitätensammlungen und haben dadurch ein besonderes Interesse. Zu nennen wären hier noch die Bibliotheken von Professor J. C. G. Langenscheidt (Lexikographie 2c.), Freiherr von Friesen (gegründet 1590), Freiherr von Lipperheide (Kostümkunde 2c.) u. a. m.

Spezialitätensammlungen

Wir besitzen also zwar in Deutschland auch ansehnliche Privatbibliotheken, die teilweise einen Bestand von vielen Tausend Bänden haben, die eigentliche rechte Haus- und Familienbibliothek ist aber noch lange nicht genug bei uns gepflegt.

„Ein Haus, in dessen Mittelpunkt sich eine gute Familienbibliothek befindet, sagt C. M. Ebell in „Meine Bibliothek", ist nie ganz verödet. Man unterschätzt ganz entschieden in unserer schnellebigen und vielfach genußsüchtigen Zeit den realen Wert der Schätze unserer Litteratur

für das Leben. Wer wäre nicht schon in der Lage gewesen, in einem düstern Moment die zauberhafte Wirkung eines guten Buches auf sich zu erproben? Man ist verstimmt, Sorgen verdunkeln den geistigen Horizont, wie ein schwerer Druck lastet das Leben, und man findet nicht die Zauberformel, um sich der Schatten zu erwehren. Da greift man zufällig nach Goethe's Faust und liest die Verse:

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben,
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben."

Und da zerstieben auch die Schatten und Sorgen! Je weiter man liest, desto klarer und sonniger wird es einem ums Herz und man legt das Buch gewiß nicht aus der Hand, ohne daß sich die alte Lebensfreudigkeit wieder eingestellt hat, und man belächelt bald selbst seine trübe Stimmung. Das ist der unvergängliche Wert der Dichtkunst, daß sie den Menschen das Leben lieben lehrt und daß sie selbst dem Schmerz den Diamantenthau der Verklärung abzwingt.

Aber nicht nur für den engeren Familienkreis hat eine gute Hausbibliothek die Bedeutung eines einigenden Bandes in Lust und Leid, sondern sie wirkt auch segensreich nach außen, indem sie die gleichartigen Interessen bindet, das Band der Freundschaft schürzt, die edle Geselligkeit fördert und dem Familienverkehr jene heilige Weihe verleiht, welche das Merkmal echter Bildung ist. Um den Mittelpunkt einer guten Hausbibliothek sammelt sich nach dem Naturgesetz der Centrifugalität des Guten und Schönen ein Kreis von Menschen, deren Interessen nicht in der Arbeit des Tages aufgehen, die sich vielmehr jene Feststimmung des Herzens zu erhalten verstehen, welche durch den Staub des Alltagslebens hindurch den Blick auf das Große und Unvergängliche in Kunst und Leben geheftet hält.

Wie die Haus- und Familienbibliothek der nie versiegende Quell ist, aus welchem man in des Lebens Streit und Hitze immer wieder Labung und Erquickung schöpft, so ist sie

auch ein klarer Spiegel der Erinnerung, in welchem sich die ganze geistige Entwickelung der Familie, all' das Glück und all' der Genuß, welche die Lektüre gewährte oder begleitete, getreulich wiederspiegelt. Wer nach längerer Zeit der Abwesenheit in das Elternhaus zurückkehrt, der braucht nur in verschwiegener Stunde an den Bücherschrank zu treten, und die schönen, weihevollen Stunden der Vergangenheit werden ihm wie durch Zauber vor dem geistigen Auge erscheinen.

Die Gelegenheit, die Hausbibliothek zu vergrößern

Ist einmal eine schöne Hausbibliothek begründet, so finden sich unvermerkt mannigfache Gelegenheiten, um sie zu vergrößern und zu erweitern. Das Weihnachtsfest mit seiner Bescheerung, die Geburts- und sonstigen Gedenktage bilden solche Gelegenheiten. Und es bleibt doch ewig wahr, daß ein Buch das würdigste Geschenk ist! Ist es ein wirklich gutes Buch, so veraltet es nicht; es behält immer seinen Werth und erinnert in der edelsten Weise an den freundlichen Geber oder die Geberin. Befindet sich im Mittelpunkt eines Hauses solch ein Heiligtum in Gestalt einer guten Familienbibliothek, so macht es sich von selbst, daß man an Stelle von Schmuck- und sonstigen Luxusgegenständen sich gegenseitig mit Büchern beschenkt, welche, der Familienbibliothek einverleibt, Besitztum der ganzen Familie bleiben, da auf Bücher und sonstige Erzeugnisse rein geistiger Natur niemals ein so ausschließlich persönliches Eigentumsrecht geltend gemacht wird, wie auf Gegenstände materieller Natur. Dadurch wird aber die ganze Praxis der Bescheerung wesentlich veredelt, und es kann nicht behauptet werden, daß dafür ein Bedürfniß nicht vorläge.

Der größte Vorzug einer guten Haus- und Familienbibliothek ist aber wohl, daß sie in hohem Maße geeignet ist, das Familienleben überhaupt zu fördern und zu veredeln.

Förderung des Familienlebens

Natürlich wird die Anlage einer Hausbibliothek auch durch die Mittel bedingt werden, aber doch nur in Bezug auf ihren Umfang. Wohlhabende Leute werden sich, wenn sie wollen, die ganze Bibliothek mit ihren Hauptwerken auf

einmal anschaffen können, was sich beispielsweise bei der Gründung eines Hausstandes empfehlen würde, zu welchem eine Bibliothek so gut gehört wie der Silberschrank oder das Büffet. Minder Bemittelte beginnen vielleicht mit ihren Lieblingsschriftstellern und erweitern die Bibliothek nach Vermögen und Bedürfnis allmählig. Solche, welche über ganz bescheidene Mittel verfügen, haben Gelegenheit, sich die Schätze der Litteratur in den billigen Volksausgaben der Klassiker und zum Teil auch der Autoren der neueren Zeit zu sammeln.

Ein geistiger Mittelpunkt des Hauses

Alle aber sollten darauf bedacht sein, einen geistigen Mittelpunkt des Hauses zu schaffen, sei er quantitativ noch so beschränkt, von welchem aus, wie von einer leuchtenden und wärmenden Sonne, der Strahlenkranz eines höheren Lebens ausgeht, welches uns über das Alltagsleben emporhebt.

Neben allen anderen bereits aufgezählten Vorzügen erfüllt die Haus- und Familienbibliothek auch noch den gleichzeitig idealen und praktischen Zweck, die Arbeit des Schriftstellers durch Ankauf seiner Erzeugnisse zu unterstützen. Man klagt heutzutage, und nicht mit Unrecht, über den Niedergang der Litteratur, aber man vergißt dabei nicht selten, daß sich die geistige Arbeit einer Nation niemals ohne die Unterstützung des Einzelnen durch Alle vollzieht. Das Dilettantentum würde minder üppig ins Kraut schießen, die bedeutenden Talente würden sich eher zur höchsten Leistung konzentrieren können, wenn die Anlegung von Haus- und Familienbibliotheken festeren Fuß fassen würde“.

Die Anlage der Haus- und Familienbibliothek

Was nun die Anlage einer Haus- und Familienbibliothek anbetrifft, so ist dieselbe durchaus nicht so kostspielig wie man vielleicht annehmen möchte. Ja, es ist sicher, daß sie sich schon in denjenigen Häusern rentiert, wo die einzelnen Familienmitglieder hin und wieder Litteraturanschaffungen machen, die aber in ihrer Vereinzeltheit sich wieder spurlos zerstreuen und meistens gar nicht aufgefunden werden, wenn man sich ihrer bedienen möchte. Ein Grundstock zu einer Bibliothek findet sich fast in jeder Familie und wenn man

Der Grundstock

sich nur Mühe giebt, wird man mit der Zeit schon ohne Unkosten einen kleinen Bestand sammeln. Ist dieser erst vorhanden, dann erwacht der Sammeleifer und man wird darauf bedacht bleiben, seine Schätze zu mehren. Man hüte sich aber dann vor dem Verleihen und beachte das Motto, daß ich zu Anfang dieses Kapitels setzte. Jeder Bibliotheksbesitzer hat mit dem Verleihen die traurigsten Erfahrungen gemacht. Freilich ist es nicht immer zu umgehen, ein Buch zu verleihen, oft wünschen wir unserem Freunde gerade den Inhalt eines Werkes mitzuteilen und müssen zu dem Zwecke ihm schon das Buch aushändigen. Man notiere sich aber dann den Namen des Entleihers, das Datum und den Titel des Buches und zwar in einem Notizbuch, daß man mit in die Bibliothek stellt. Natürlich ist es auch erforderlich, daß man sich zur Kontrolle ein Verzeichnis vom ganzen Bestande anfertigt und zwar muß dieser Katalog nicht nur den Titel des Buches, sondern auch alle Nebenbezeichnungen aufführen, z. B. Umfang (Seitenzahl), Format, ob Quartformat (4°), Oktavformat (8°) u. s. w., dann Verlagsort und Zeit des Erscheinens, Auflage, Preis u. s. w. Alle diese Angaben werden, wenn ein Werk in Verlust gerät, wenn man es anderweit verwerten will, oder für jemand besorgen möchte, von Vorteil sein.

Das Verleihen · *Der Katalog*

Diejenigen Werke, die sich vorzugsweise zu einer deutschen Haus- und Familienbibliothek eignen und deren Anschaffung, wenn auch nach und nach, empfohlen werden kann, sind in dem Bücherverzeichnis, das ich einem voraufgegangenen Kapitel einfügte, mit einem * bezeichnet. Die Auswahl wird sich natürlich ganz nach dem individuellen Geschmack desjenigen richten, der die Bibliothek sein eigen nennen resp. benutzen will, und wie schon früher ausgeführt, ist eine Normalauswahl ein Unding.

Die Auswahl

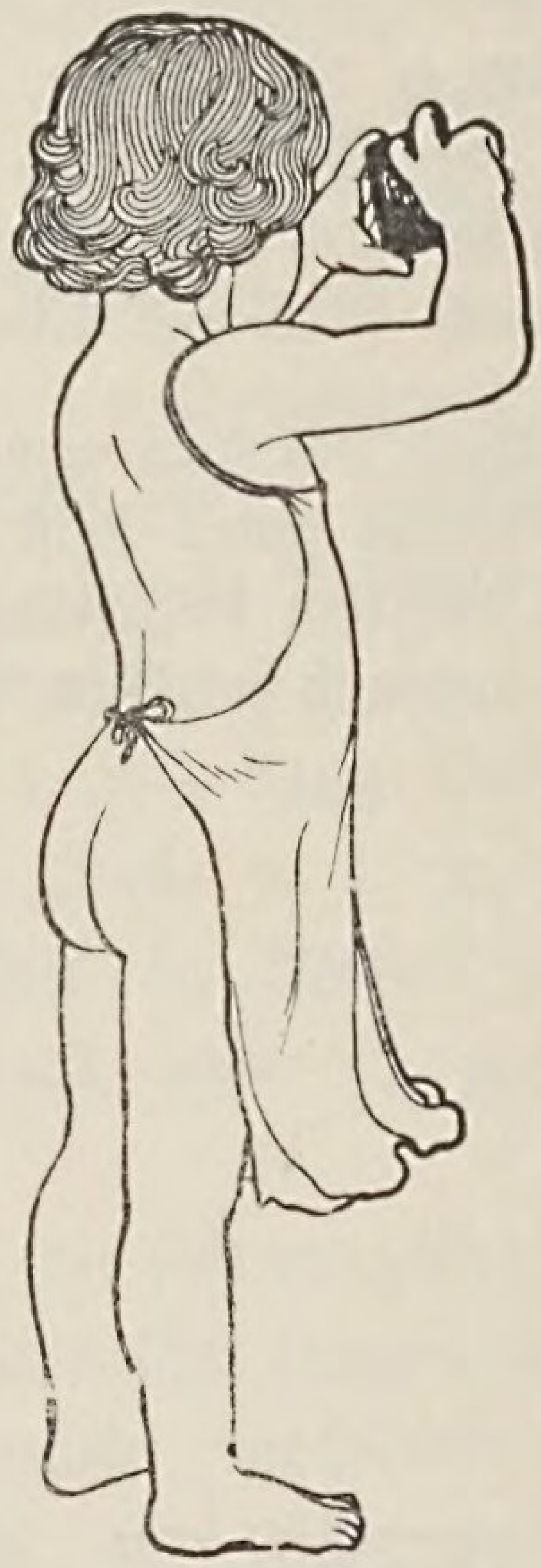
Hausbibliotheken lassen sich, dies möge hier wiederholt werden, in allen möglichen Preislagen beschaffen, auch der Unbemittelte braucht nicht vor dem Gedanken zurückzuschrecken, daß die Bibliothek im ganzen einen beträchtlichen

Aufwand erfordert. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, und es ist auch keine Erfordernis, eine Hausbibliothek in größerem Umfange mit einem Male zu besitzen. Gerade erst im Sammeln nach und nach liegt ein großer Reiz und Das Sammeln
eine so mit der Zeit gesammelte Hausbibliothek wird entschieden sorgfältiger in Bezug auf die Individualität des Benutzers gewählt sein, als wie die mit einem Male im größern Stile beschaffte.

Ich will dieses Kapitel mit der Mahnung beschließen:

Ein gutes Buch, des Hauses Segen —
Sein Wert verweht nicht wie der Wind,
Denn wenn es wird Dein Herz bewegen,
So liest's noch Kind und Kindeskind.

Ein gutes Buch sich stets erweist
Als eines Hauses guter Geist;
Der Segen, der ihm beigesellt,
Sich stetig neu und wirksam hält.



Die Bücherliebhaberei.

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig,
Die Zeit uur macht die feine Gährung kräftig".
Goethe.

Der Sammeleifer

Der Sammeleifer hat der Kultur große Dienste geleistet, ja wir danken demselben manchen bedeutenden Fortschritt in der Wissenschaft, wie im praktischen Leben. Besonders trifft dies nun zu in Bezug auf das Sammeln von Büchern.

Die Bibliophilen

Die Bücherliebhaberei in Deutschland ist obwohl nicht so verbreitet und entwickelt wie im Auslande, besonders Frankreich und England, so doch auch nicht ohne Bedeutung, und wir berührten im voraufgehenden Kapitel schon die deutschen Privatbibliotheken, die uns darüber unterrichten, wie und was der Deutsche an Büchern sammelt. Die Bücherliebhaberei wendet sich vorzugsweise speziellen Druckerzeugnissen zu, ja oft sind es ganz nebensächliche Äußerlichkeiten, die die Bibliophilen locken, sich eine Sammlung anzulegen. Nicht immer ist es also der Inhalt der den Grund des Sammelns bildet, sondern vielfach das Buch „an sich." So werden z. B. die Inkunabeln, die Wiegendrucke des fünfzehnten Jahrhunderts, sowie die überhaupt ersten Ausgaben (Editiones principes), verschwundene Bücher, Unica,

verstümmelte, vernichtete und unterdrückte Bücher u. s. w. gesammelt; dieser fahndet nach gewissen Luxusausgaben, nach Büchern mit ganz sonderbarem Inhalt und legt Wert auf Erhaltung des weißen Papierrandes, während der andere Velinausgaben, sowie solche auf farbigen Papier und Bücher die nur in wenigen Exemplaren gedruckt sind sucht. Hier sammelt einer die Ausgaben „in usum Delphini", dort einer Privatdrucke und Bücher berühmter Abstammung.

Die Erzeugnisse hervorragender Drucker

Besonders werden natürlich die Erzeugnisse hervorragender Buchdrucker gesucht, wie Gutenberg, Fust, Schöffer in Mainz, die Aldinen (Manutius) in Venedig, die Elzeviere in Holland, die Giuntas in Florenz, die Etiennes (Stephanus) in Paris, Caxton in London, Anton Koberger in Nürnberg, Johannes Froben in Basel, Gryphius in Lyon, Christoph Plantin in Antwerpen, Hans Lufft, (Drucker von Luthers Schriften) in Wittenberg, Chr. Froschauer in Zürich, die Anschedés in Haarlem, die Didots in Paris, Bodoni in Parma, J. Baskerville in Birmingham, Joaquin Ibarra in Madrid, Decker in Berlin und andere.

Künstlerische Bucheinbände

Auch der Bucheinband spielt beim Bibliophilen eine Rolle. Jean Grolier, Vicomte d'Aiguisy der Schatzmeister Franz I. ließ in Italien von geschickten Meistern eine große Anzahl von Werken alter Klassiker, nach eigenen Angaben und Zeichnungen binden und gab dadurch in Frankreich den ersten Anlaß zur Förderung künstlerischer Buchbinderei. Grolierbände werden heute mit mehreren Tausend Mark bezahlt. Es wären hier in Bezug auf Einbände noch Namen, wie Thomas Maioli in Italien Geoffroy Tory, Clovis und Nicolaus Eve, Le Gascon, Du Seuil, A. M. Padeloup, Deromes in Frankreich und in Deutschland Joh. Hagmayer (Ulm), Jakob und Christoph Weidlich (Augsburg), Kaspar Mauser, Theodor Krüger und Kaspar Kraft (Wittenberg), Christoph Birck (Leipzig) und Jörg Bernhard (Heidelberg u. A. zu nennen.

Die Preise die für einzelne Druckerzeugnisse von Bücher=

liebhabern gezahlt werden, versteigen sich zuweilen ins Unglaubliche.

— Das teuerste in Deutschland je verkaufte gedruckte Buch, jedenfalls das teuerste im Verhältnis zum Umfange, dürfte eine in Köln aus Konstantin Raderschatt's Nachlaß bei Heberle versteigerte Originalausgabe der Columbusbriefe (in lateinischer Sprache gedruckt im Jahre 1493) sein. Das kleine Quartbändchen, aus vier Blättern bestehend, wurde nämlich vom Antiquar Ludwig Rosenthal in München um die Summe von 6600 M. erworben, was für jedes Blatt 1650 M. und für jede Zeile etwa 25 M. ausmacht. Das teuerste Buch

Von nicht wenigen Bibliophilen werden vorzugsweise Kuriositäten gesammelt. So hat, wie R. Lüders berichtet, ein Pariser namens George Salomon etwas darin gesucht, eine Sammlung von Büchern zusammenzubringen, bei deren Zusammenstellung der Inhalt weniger wie das Format bestimmend war, indem besagter Bibliophile sich darin gefiel, möglichst kleine Bücher aufzutreiben und seiner Sammlung einzuverleiben, welche zur Zeit aus 700 solch' zwerghafter Büchlein besteht. Die kleinsten Bücher

Als größtes Werk wurde von Salomon ein Format von 54 auf 33 Millimeter zugelassen, die Fabeln Lafontaine's in einer 1850 von Laurent und Deberhy besorgten illustrierten Ausgabe darstellend; Werke von größeren Dimensionen sind von vornherein ausgeschlossen.

Als kleinstes Werkchen ziert die Sammlung ein ebenfalls zu Mitte dieses Jahrhunderts erschienener, in London gedruckter Kalender, der 14 auf 10 Millimeter Größe besitzt und trotz seiner winzigen Dimension doch reich illustriert und in erstaunlicher Schärfe der mikroskopisch kleinen Typen ausgeführt ist. Das kleine, 47 Seiten enthaltende Werkchen ist in einem mit Seide gefüllten Etui gelagert, außerdem noch in ein Futteral eingeschlossen und liegt neben demselben eine Lupe zur Vergrößerung der Schrift; in dieser Ausstattung wurden diese Zwergkalender seiner Zeit als wertvolle Geschenke versandt.

Wie schon bemerkt, vertritt die originelle Sammlung dem Inhalte nach die verschiedenen Richtungen der Litteratur; an Klassikern enthält diese Horaz sämtliche Werke, 1828 von H. Didot in Paris in einer Ausgabe von 47 auf 30 Millimeter Größe gedruckt; die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis ist in einem Exemplar von 46 auf 30 Millimeter Größe, in lateinischer Sprache gedruckt, vorhanden; Petrarca's „Le Rime“ erschien in Venedig 1879 und in einer Ausgabe von zwei Bänden, die 39×24 Millimeter messen; Dante's „Göttliche Komödie ist in einer Ausgabe vorhanden, bei welcher die 38×22 Millimeter großen Seiten fünfhundert Zeilen enthalten. —

Im allgemeinen ist man wohl geneigt zu glauben, daß die vorigen Jahrhunderte möglichst große Lettern anwandten, welche Ansicht jedoch durch einige alte Stücke der Zwergbibliothek widerlegt wird; eine im Haag um 1650 gedruckte, aus zwei Bänden bestehende Bibel von 34×18 Millimeter Seitengröße, welche außerdem noch 84 Kupferstiche enthält, beweist das Gegenteil und erregt durch die Kleinheit ihrer Lettern gerechtes Erstaunen, wenn man bedenkt, daß doch alle diese Typen geschnitten werden mußten, während heute mit Hilfe der mikroskopischen photographischen Verkleinerung und Zinkätzung die Herstellung solcher Liliputarbeiten keine nennenswerten Schwierigkeiten bietet.

Die kleinste Bibel

Zwei kleine Bändchen Kupferstiche, Illustrationen zum alten und neuen Testament in 264 Blättern von 42×34 Millimeter enthaltend, stammen von zwei Schweizer Künstlerinnen, Küßler, die um das Jahr 1670 lebten.

Die meisten und saubersten Beiträge zur Sammlung hat Holland geliefert, meist dem vorigen Jahrhundert entstammend; der deutsche Buchdruck ist durch einen Katechismus aus dem Jahre 1611 vertreten, der 42×25 Millimeter große Seiten und reich vergoldete silberne Einbanddecken mit Schlößern besitzt, aber eine Angabe des Druckers und Verlegers nicht enthält.

Ferner sind deutschen Ursprungs zwei, im Jahre 1666

zu Nürnberg gedruckte religiöse Werke, „Katechismushandlung“ und „Vom ehrlichen Hausstand“ betitelt, jedes 191 Seiten stark, deren Größe 31×31 Millimeter beträgt.

Diese Werke sind auch dadurch von künstlerischem Werte, als ihre Einbanddecken aus Kalbleder mit reicher Reliefarbeit bestehen, die trotz der Kleinheit in wunderbarer Schönheit ausgeführt sind. Dies von den kleinsten Büchern.

Die Änderung der Formate

Zu bemerken wäre hierbei noch, daß das Format der Bücher sich vom Großfolio und Großquart im Laufe der Zeiten auf unsere handlicheren Oktavformate verkleinert hat.

Der Bibliomane

Von dem Bibliophilen unterscheidet sich wesentlich der Bibliomane, der seine Schätze nur sammelt, um seiner Eitelkeit zu fröhnen oder seinen krankhaften Gelüsten nach seltenen Werken, immer neue Nahrung zu geben. Symtomatisch für solche Menschen ist der Neid, der aus all ihren Handlungen spricht und mit dem sie ihre Mitmenschen, die dies oder jenes wertvolle Werk besitzen, verfolgen. Natürlich greifen solche Bibliomanen auch zu den verwerflichsten Mitteln, um sich in den Besitz von Büchern zu setzen. Im Jahre 1885 stand z. B. vor der Strafkammer des Berliner Landgerichts ein Büchermarder, Dr. phil. Fr. Aug. L., welcher zahlreiche öffentliche Anstalten und viele Privatbüchersammlungen bestohlen hat. Demselben wurden Diebstähle in achtzehn Fällen zur Last gelegt, doch war die Zahl seiner Veruntreuungen, von denen ein großer Teil bereits verjährt war, bei weitem größer. Der Angeklagte konnte über die Beweggründe seiner Handlungsweise keine rechte Auskunft geben; er versicherte, daß er an Blutandrang nach dem Kopfe leide und selbst nicht wisse, wie er zu den Strafthaten gekommen. Der Sachverständige, Medizinalrat Dr. Long, verneinte aber jede Störung der Geisteskräfte des Angeklagten, der dem Dr. Long u. a. auch ganz ausführlich die Seelenkämpfe geschildert hat, die er bei dem ersten Diebstahl durchzumachen hatte. Auch das Vorliegen einer den Geist verdüsternden Sammelmanie leugnete der Sachverständige, welcher betonte, daß die heutige Wissenschaft an „Manien“, wie Kleptomanie

u. dgl., überhaupt nicht mehr glaube. Infolge dieses Gutachtens verurteilte der Gerichtshof den Angeklagten zu einem Jahr drei Monaten Gefängnis.

Über die Bücherliebhaberei hat übrigens Otto Mühlbrecht ein lesenswertes Buch geschrieben.

Mit Bezug auf das vorhin erwähnte Sammeln von sonderbaren Büchern seien hier zum Schlusse noch einige Curiosa erwähnt.

Curiosa

Chennevières schrieb einen Band Novellen, in welchem die Wörtchen qui und que nicht vorkommen. Ein Dichtergenie, Burmann in Berlin, ließ im vorigen Jahrhundert einen Band Gedichte ohne R erscheinen. Der Neapolitaner Vicenzo Catena dichtete sogar tausend Verse ohne R. Der Venetianer Giovanni Companato verfaßte 24 Novellen, in denen je ein Buchstabe des Alphabets nicht vorkam. Dasselbe Spiel wiederholte er mit 24 Komödien. Gar seltsam waren die Stoffe, welche sich die Autoren früherer Zeit wählten. Ein Jurist Sticcius schrieb eine Dissertation über die Ohrfeigen. Der Italiener Ludovico Gandini beschäftigte sich mit der Nase der von Petrarca in 320 Sonetten besungenen Laura. Das Mitglied der französischen Akademie Henrion berechnete die Größe von Adam und Eva und brachte heraus, daß ersterer eine Länge von 123 Fuß 9 Zoll, seine Ehegenossin 118 Fuß $2^3/_4$ Zoll gehabt haben müßte. Abraham war bereits auf 28 Fuß, Moses auf 13 Fuß zusammengeschrumpft.

Für derartige Schriften haben manche Bibliophilen größeres Interesse als für inhaltlich gediegene Werke. Nichtsdestoweniger aber ist die Bücherliebhaberei eine jener Quellen, aus der die Wissenschaft vielfach den größten Nutzen zog und mancher Bibliomane ahnt in seinem Egoismus gar nicht, welchen großen Dienst er der Wissenschaft dadurch leistet, daß er die Schätze sorgsam sammelt; muß er dieselben doch früher oder später seinen Mitmenschen wieder herausgeben.



Wieviel Bücher!
Und wie wenig wissen wir!
(Mendelssohn).

Die Buch- und Illustrationstechniken der Gegenwart.

Der Buchdruck. — Die Illustrationskunst.

Der Buchdruck.

Sucht man in seinen Gedanken ein umfassendes Bild von der Gesamtheit der Erzeugnisse der Buchdruckerkunst zu erfassen, so erscheint uns dieses Gesamtbild wie ein ungeheures, auf dem ganzen Weltall ruhendes Gebäude, in welchem die Menschheit ununterbrochen arbeitet, und dessen ungeheurer Kopf sich in den tiefen Nebeln der Zukunft verliert. Victor Hugo.

In unserem nun zur Neige gehenden Jahrhundert hat die Technik gewaltige Triumphe gefeiert und nicht zuletzt auf dem Gebiete der Buchherstellung. Wer wollte behaupten, daß wir schon im Zenith der Entwicklung ständen, und doch, wenn wir uns umschauen, überall stoßen wir auf eine Vollendung und Vollkommenheit, von der man sich — besonders im Illustrationswesen im vorigen Jahrhundert keinen Begriff hätte machen können. Im vorigen Jahrhundert Nicht daß unsere Großväter nicht auch schon schöne Illustrationen und prachtvolle Drucke geliefert hätten, im Gegenteil, die schönen alten Drucke, die heute noch die Bewunderung der Kenner erwecken, können jeden Vergleich mit der Neuzeit bestehen und in Holzschnitten und Kupferstichen haben auch die Alten Bedeutendes geleistet. Alles in allem aber, dort die Anfänge und heute bei uns volle Entwicklung.

Die graphischen Künste in ihrer Vielgestaltigkeit bieten nun für jeden Bücherfreund soviel des Interessanten und Wissenswerten, daß es sich wohl verlohnt, hier näher darauf einzugehen.

Bevor wir uns den einzelnen Techniken zuwenden, wollen wir kurz die Materialien und Maschinen berühren. Da ist vor allem das Papier zu nennen.

Das moderne Papier

Das moderne Papier ist zum weitaus größten Teil Maschinenprodukt und nur einzelne, wenige Sorten, die Büttenpapiere ꝛc. sind durch Handarbeit verfertigt. Das Maschinenpapier, soweit es für die Buchherstellung in Frage kommt, läßt sich wieder einteilen in holzhaltigen Stoff und holzfreies Papier. Das erstere, das aus dem Holz von Tannen, Fichten, Linden, Birken und anderen Bäumen durch Abschleifen an groben Schleifsteinen aus dem Holzschliff gewonnen wird, ist minderwertig, weniger haltbar und vergilbt leicht. Es wird daher vorzugsweise für Zeitungen und Broschüren verwendet, während für bessere Werke fast ausschließlich das holzfreie Papier aus Lumpen gebraucht wird.

Herstellung des Papiers

Die Herstellung des Papiers, soweit der Handbetrieb in Frage kommt, ist an sich einfach, doch ist der Ausfall auch viel von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängig. Die Stoffe die zur Herstellung des Papiers verwendet werden sollen, werden erweicht, zerrieben, in einen Brei verwandelt, welcher dann mit Sieben geschöpft, zwischen Filz gepresst und geglättet wird. Der Maschinenbetrieb erfordert größere Anlagen, wie sie besonders von der Maschinenbauanstalt für Papierindustrie von H. Füllner in Warmbrunn geliefert werden. Natürlich beruht auch hier die Herstellung des Papiers zuerst auf entsprechende Verreibung des Stoffes, der man heute durch chemische Zersetzung zu Hilfe kommt. Als breiige Masse geschöpft und über mehrere Walzen geführt, wird das Papier getrocknet, bis es endlich nach Glättung durch den Kalander als fertiges Papier von der Maschine kommt. Die Papiersorten sind nachgerade so verschiedenartig geworden, daß ein näheres Eingehen darauf

hier nicht möglich ist, es seien nur erwähnt das eigentliche Druckpapier in seinen vielen Qualitäten, vom ordinären Holzstoff bis zum Kupferdruckpapier, (die Beilage Heliogravüre weist solches auf), Schreib-, Zeichen-, Pack-, Seiden- und Löschpapier u. s. w.

Das sog. Kunstdruckpapier, (die Autotypie- und Holzschnittbeilagen sind u. a. darauf gedruckt), findet neuerdings für illustrierte Werke viel Verwendung, weil die Glätte desselben ermöglicht, die größten Feinheiten der Druckplatte herauszubringen. Es werden jedoch auch die anderen Papiersorten, soweit sie zum Druck Verwendung finden, mehr oder weniger geglättet, satiniert, wie der technische Ausdruck lautet.

Die „Schrift" — die Lettern oder Buchstaben — hat in neuerer Zeit auch dermaßen an Vielgestaltigkeit zugenommen, daß es bald des Guten zu viel ist und doch, die unermüdlich neuschaffende Mode bringt immer neuere Typen auf den Markt, und ein Geschmack will den anderen verdrängen. Die beiden Grundcharaktere unserer Schrift sind die Fraktur, die vielfach die deutsche Schrift genannt, und die Antiqua, die sogen. lateinischen Buchstaben, welch letztere aber nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung eher den Namen der deutschen Schrift verdienen, als die Fraktur.

Die Schrift

Deutsche und lateinische Schrift

Die hauptsächlichsten Schriftarten, sowie Initialen, sind auf der nächsten Seiten vorgeführt.

Das Schriftmaterial ist nach gewissen Graden (typographischen Punkten) eingeteilt, denen der Kegel, das ist der untere Teil der Type, entspricht. Die hauptsächlichsten Größen sind:

Nonpareille, Petit, Borgis, Korpus, Cicero, Mittel usw.

Schriftgrößen

Diese Schrift ist in über hundert Fächer enthaltende Satzkästen, die auf pultartigen Gestellen (vergl. Abbildung), ruhen, verteilt und zwar derart, daß die am häufigsten vorkommenden Buchstaben wie z. B. n, e, a, d, m, t, o, u, r, der Hand des Setzers am nächsten liegen und die größten Fächer aufweisen. Die Buchstaben also sind nicht etwa in der Reihe des

Die Schriftarten,

die am häufigsten für den Buch- und Accidenzsatz Anwendung finden:

Fraktur:

Gott grüß' die Kunst!

Gothisch:

Ein Buch für Alle.

Gutenberg-Gothisch:

Der Welt die Wahrheit.

Schwabacher:

Zur guten Stunde

Altdeutsch:

Wilhelmshöhe

Antiqua:

Die Erde und ihre Wunder

Mediaeval:

Typographia zu Hamburg

Etienne:

4 Nachtrag lyrischer Gedichte 5

Grotesque:

Hohenzollern

Umstochene Schrift:

3 Renaissance-Stil 6

Cursiv:

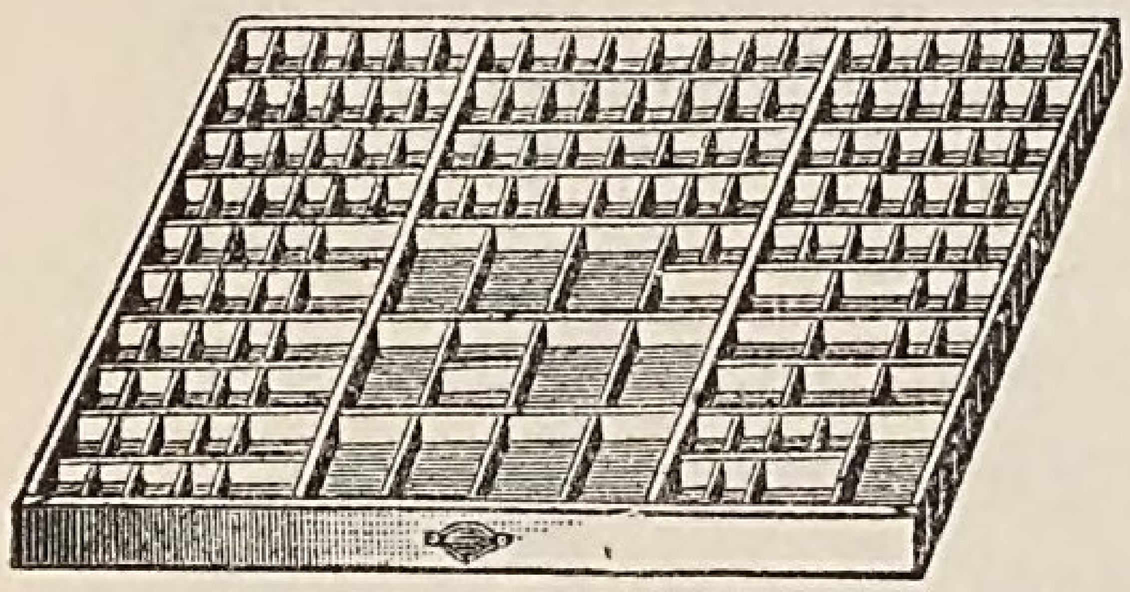
Erlkönig von Goethe

Initialen:

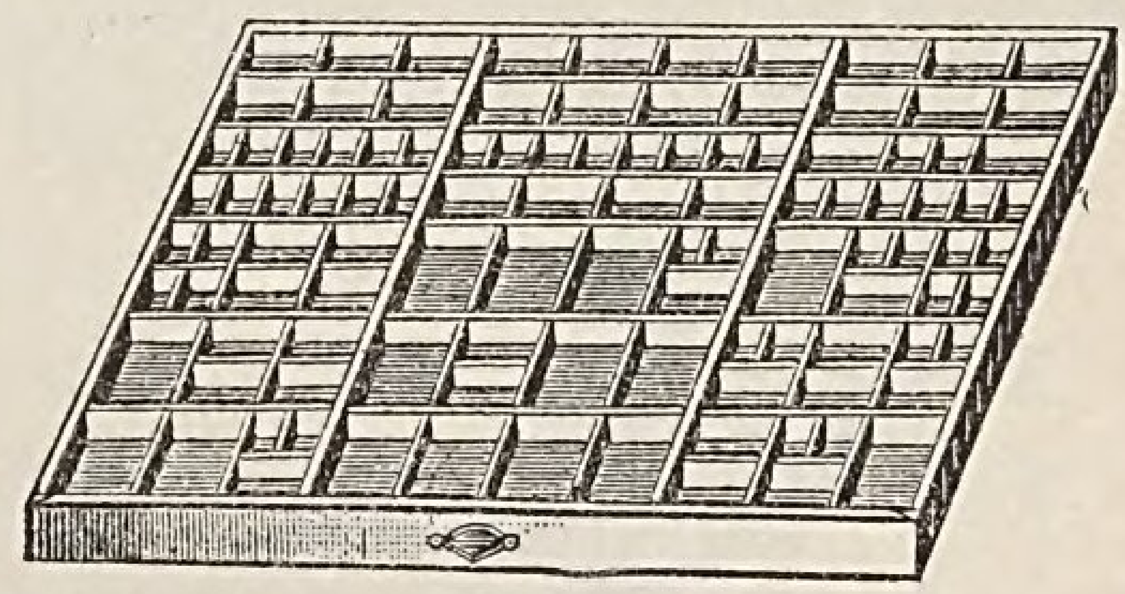


allgemeinen Alphabetes, sondern wie auch auf den Schreibmaschinen nach praktischen Gesichtspunkten geordnet. Trotzdem nun das Setzen im allgemeinen eine ziemlich mechanische Arbeit ist, erfordert doch der wirklich geschmackvolle Satz, der Accidenzsatz, Intelligenz, ja man kann mit Recht von

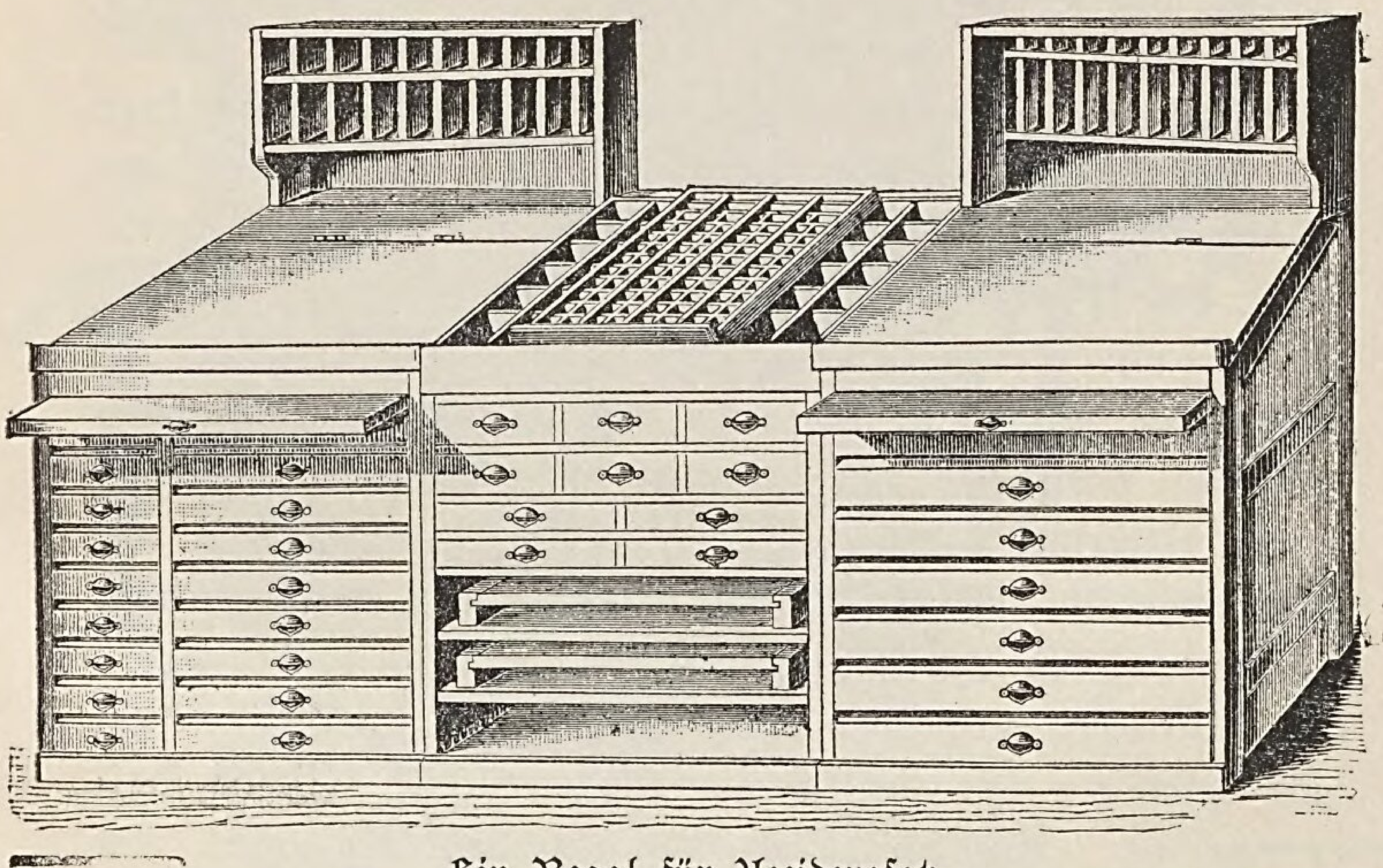
Das Setzen



Satzkasten für Antiquaschrift.



Satzkasten für Frakturschrift.



Ein Regal für Accidenzsatz.

Kunstsatz sprechen, wie denn der Buchdrucker überhaupt gern von seinem Gewerbe als von einer Kunst spricht Soweit sich diese Bezeichnung auf bedeutendere graphische Leistungen bezieht, ist sie nur zu berechtigt, während andererseits die Marktware schwerlich diese Bezeichnung verdient.

Die Handgriffe des Setzens sind bei einfachen glatten Satz, also worin vorzugsweise Buchstaben gleichen Charakters

zur Anwendung kommen, einfach, indem der Setzer den einzelnen Fächern die Buchstaben entnimmt und sie in entsprechender Reihenfolge in ein längliches Instrument, Winkelhaken genannt, das sich auf die Breite der zu setzenden Buchseite stellen läßt, setzt. Ist der Winkelhaken gefüllt, wird der Satz beiseite gestellt und ihm soviel angegliedert, bis eine Seite — Kolumne — gefüllt ist, die alsdann mit einer Schnur fest umbunden wird. 16 Seiten werden dann in der Maschine zu einem Bogen vereinigt, der nun zum Druck kommt. Nicht immer aber wird von diesem Satz direkt gedruckt, sondern man fertigt Stereotypen von ihm an.

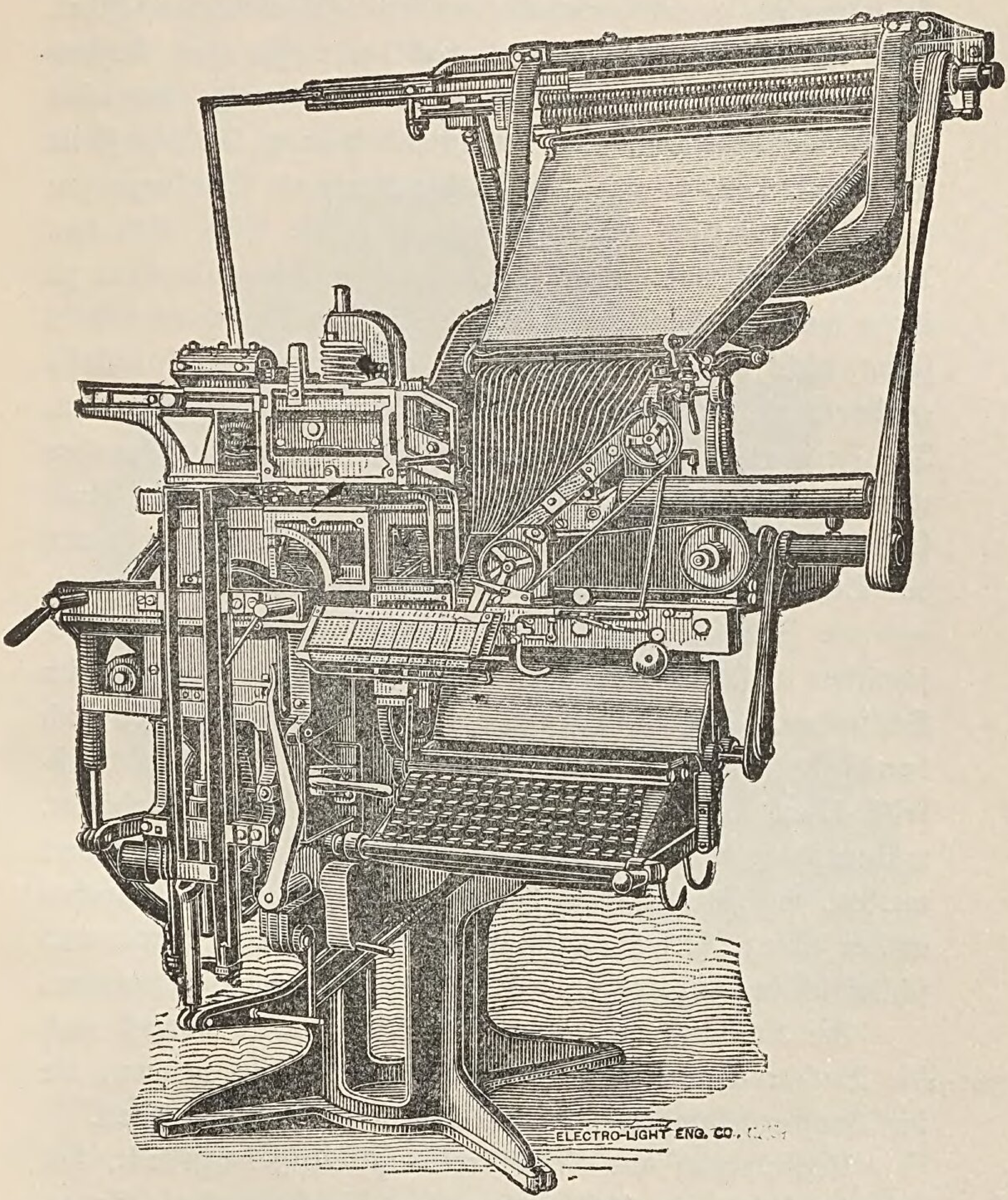
Stereotypie Ich muß hier einige Bemerkungen über die Stereotypie (Abformen von Schriftsatz) einschalten. Um diese Erfindung haben sich die Franzosen besonders verdient gemacht und schließlich war es Genoux der in Paris 1829 die noch heute gebräuchliche Papierstereotypie einführte. Das Verfahren ist kurz Folgendes: Man fertigt die Matrizen (Matern) aus Seidenpapier mit Stärkekleister, der einen Zusatz von Kreide oder Asbest erhält. Es werden ca. 5—10 solcher Papierblätter mit diesem Kleister übereinander geklebt, über den Letternsatz gebreitet, mit einer Bürste fest angeklopft und alsdann unter den festen Druck einer Presse bei gelinder Hitze getrocknet. Diese Papiermatrizen werden dann mit Schriftmetall ausgegossen und bilden nach entsprechender Zurichtung die Druckplatten.

Vielfach fertigt man aber auch sowohl vom Schriftsatz, als besonders von Holzschnitten und sonstigen Clichés Galvanos an. Auf dem Wege der Galvanoplastik wird von der vorhandenen Form ein Kupferniederschlag angefertigt, der dann an Haltbarkeit die erstere übertrifft, ihr an Genauigkeit aber kaum etwas nachgiebt.

Galvanoplastik

Der Gedanke, die in gewisser Beziehung mechanische Arbeit des Setzens durch eine maschinelle Einrichtung schneller und ertragreicher zu gestalten, hat natürlich schon seit vielen Jahren die Drucker und Erfinder beschäftigt und mancherlei Systeme sind erfunden, mehrere Setzmaschinen sind gebaut

worden. Vor allen scheint sich jetzt die „Linotype“ (Müller-Hoftmann in Leipzig) als die beste zu behaupten. Diese von Ottomar Mergenthaler, einem Techniker aus Württem-



„Linotype“-Setzmaschine.

berg erfundene Linotype, von der wir hier eine Abbildung bringen, ist genau genommen keine Buchstabensetzmaschine, sondern eine Matrizensetzmaschine. Die Matrizen tragen das Bild des Buchstabens. Durch das Spiel auf der Klaviatur wird aus dem oben befindlichen Magazin die entsprechende Mat-

rize ausgelöst und gleitet durch Führungskanäle auf einen schnell laufenden endlosen Transportriemen, der die natürliche Fallgeschwindigkeit der Matrizen noch beträchtlich erhöht und sie nach einer gemeinsamen Sammelstelle (Winkelhaken) führt. Hier ist die Zeile so gelagert, daß der Setzer vom Tastenbrett aus die Zeile deutlich lesen und etwaige gemachte Fehler vor dem Guß noch berichtigen kann. Ist die Zeile annähernd voll, so wird der Setzer durch ein Glockenzeichen darauf aufmerksam gemacht, worauf er die Silbe oder das Wort beendet und durch einen Hebeldruck die Maschine zu ihren weiteren Funktionen veranlaßt. Der Ausschluß besteht jedoch nicht aus Matrizen, sondern wird durch Ausschließkeile gebildet, welche über dem Winkelhaken ihren Platz haben. Die Zeile wird automatisch weiterbefördert, durch mehr oder weniger tiefes, aber gleichmäßiges Hineindrücken der Ausschließkeile genau auf Formatbreite ausgeschlossen und vor das Gußrad gedrückt. Die Gußpumpe setzt sich in Bewegung, und die Zeile ist gegossen, wird sofort sauber geschabt, beschnitten u. s. w. und legt sich an ihre Vorgängerin im Schiffe an. Die Matrizenzeile wird inzwischen (direkt nach beendigtem Guße) wieder aufwärts bewegt. Die Ausschließkeile lösen sich aus und marschieren nach ihrem Behälter, während die Matrizen nach oben vor das Magazin befördert werden, wo sie mit ihren verschieden angeordneten Zähnchen an der Ablegeschiene hängen, daran entlanggeführt werden und schließlich in die betreffende Rinne des Magazins hineingleiten.

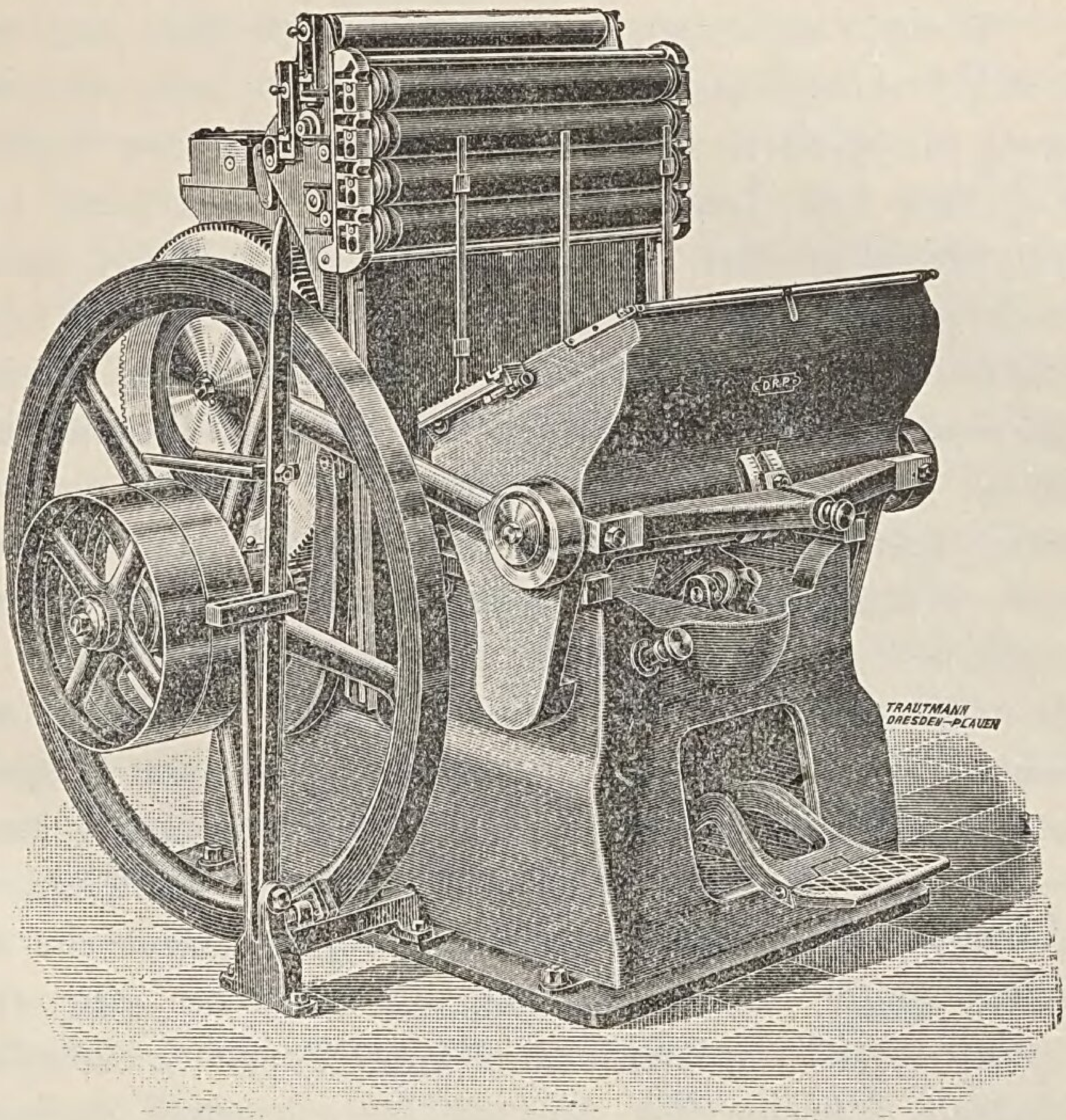
Im Anschluß an Papier und Schrift wäre vorerst noch
Druckerschwärze die Buchdruckfarbe — Druckerschwärze — zu nennen, die im Buchherstellungswesen auch eine wichtige Rolle spielt.

Ursprünglich aus Leinölfirnis und Ruß hergestellt, hat man im Laufe der Zeit auch andere Substanzen als Harze, Theerstoffe und Seifen mit verwandt. Mittelst Maschinen wird die Farbe derartig fein verrieben, daß sie, wie das besonders bei Autotypien, Holzschnitten u. s. w. erforderlich ist, die Feinheiten der Lichter sauber zur Wirkung bringt und doch kräftig und glanzvoll in den Tiefen bleibt.

Die beigegebenen Abbildungender Maschinen sind z. B. mit feiner blauschwarzer Autotypiefarbe der Firma Berger & Wirth in Leipzig, einer der bedeutendsten dieser Richtung, gedruckt.

Wenden wir uns nun dem Buchdruck zu. Die Maschinentechnik hat auf dem Gebiete der Buchdruckpressen wahrt Triumphe gefeiert. Das gilt nicht nur von der erreichten Schnelligkeit im Druck, sondern auch von der Leistungs-

Die Buchdruckpressen



„Viktoria"-Tiegeldruckpresse.

fähigkeit in Bezug auf Sauberkeit und Schönheit der Abzüge. Wir können die Maschinen in drei Gruppen teilen, die Tiegeldruckpressen, die Schnellpressen und die Rotationspressen. Die Tiegeldruckpresse findet weniger Verwendung zum eigentlichen Buchdruck als besonders für feine Accidenzen und Kunstbeilagen. Unter den verschiedenen Systemen ist eine der besten unstreitig die obenstehend abgebildete Viktoria-Tiegeldruckpresse von Rockstroh & Schneider in Dresden,

Die Tiegeldruckpressen

die sich ein immer größeres Feld erobert und zu den schwierigsten Accidenzen und auch Mehrfarbendrucken verwendet wird.

Die Druckfläche — also das Papierformat das bedruckt werden kann — ist ja allerdings bei der Tiegeldruckpresse ein beschränktes, größere Werke überhaupt ganze Druckbogen müssen daher auf der Schnellpresse gedruckt werden.

Schnellpresse

Der Erfinder der Schnellpresse

Obwohl der Engländer Nicholson 1790 schon mit dem Entwurf einer Schnellpresse hervortrat, ist doch Friedrich König als Erfinder derselben anzusehen und seine Verbindung mit dem Londoner Buchdrucker Blesley, sowie dem deutschen Mechaniker F. A. Bauer förderte die Idee, sodaß im Jahre 1810 die erste Schnellpresse — noch eine Tiegeldruckmaschine — hergestellt wurde und bereits im nächsten Jahre zur Zufriedenheit der genannten druckte. Unterschieden sich die ersten Schnellpressen eigentlich nur dadurch von den seither gebräuchlichen Handpressen, daß das Einschwärzen durch Walzen, also nicht mehr durch Handarbeit besorgt wurde, wodurch man schon die doppelte Anzahl Bogen als bis dahin in einer Stunde drucken konnte, so brachte die nächste Verbesserung einen bedeutenden Fortschritt in Form des sog. Cylinders; die druckende Eisenplatte wurde durch eine Walze ersetzt. Im Jahre 1812 wurde die erste Cylinderdruckmaschine vollendet und lieferte 700 auf einer Seite bedruckte Bogen. Es folgte nun im Laufe der Zeit eine Verbesserung der anderen. Man baute Doppelschnellpressen, Vierfache Schnellpressen für den Zeitungsdruck, Accidenz- und Werkdruckmaschinen. Dann folgten sogenannte Komplettschnellpressen, die den Schön- und Widerdruck besorgen, Zweifarben- und Vielfarbenschnellpressen und als letzte Errungenschaft die Rotationspressen.

Cylinderdruckmaschine

Hatte nun die Stereotypie für die Schnellpresse schon große Bedeutung gehabt, in dem man durch Vervielfältigung der Platten die bessere Ausnutzung der Druckfläche ermöglichen konnte und auch sonst in vielen Fällen den Neusatz sparte, so sollte sie eine erhöhte Bedeutung gewinnen bei

den Rotationsdruckmaschinen, deren System mit auf der Stereotypie beruht. Hatte man bis dahin vom horizontal gelagerten Satz gedruckt, so konstruierte man jetzt statt des Fundamentes einen Formencylinder, um den man die Stereotypplatten, die man anstatt flach, in einer entsprechenden Rundung goß, herum legte. Natürlich waren die ersten Rotationspressen auch nicht von der Vorzüglichkeit der heutigen, sondern nach und nach erst kamen die Vervollkommnungen, unter denen besonders die 1863 von William Bullock gebaute Maschine, auf der zuerst Papier in Rollen — sog. endloses Papier — auf beiden Seiten zugleich bedruckt wurde, hervorzuheben ist. Zu erwähnen wäre dabei noch der Feuchtapparat, der den Bogen kurz vor dem Druck zwecks besserer Annahme der Farbe feuchtet und der Falzapparat. Die Leistungsfähigkeit der Rotationsmaschinen beträgt ca. 10-, 12-, auch 20000 Bogen in der Stunde, während die Schnellpressen ca. 1000 Bogen, Schnellgangpressen ca. 1600 Bogen in der Stunde liefern.

Rotationsdruckmaschine

Endloses Papier

Der Falzapparat

Ist die Erfindung der Schnellpresse eine deutsche, so hat auch die Fabrikation der großen Druckmaschinen in Deutschland eine besondere Bedeutung gewonnen. Unter den besonders angesehenen großen Firmen wäre hier die Schnellpressenfabrik Frankenthal, Albert & Co, A.-G. in Frankenthal in Bayern zu nennen und die Maschinenfabrik Augsburg in Augsburg. Einige besonders charakteristische Maschinen, die den Leser interessieren dürften, habe ich diesem Buche in Abbildungen Tafel I—VI beigegeben. Die Maschinen mit Kreisbewegung sind denjenigen mit Eisenbahn-, Rollen- und Schlittenbewegung gewichen. Die Unterschiede beruhen auf der Lagerung des Fundamentes, wie der Leser aus den instruktiven Abbildungen ersieht. Tafel I zeigt die Eisenbahnbewegung, Tafel II die Schlittenbewegung und Tafel IV (Steindruckpresse) zeigt die Rollenbewegung. Die Konstruktion der Schnellpressen ist ja im übrigen mit Ausnahme der Farbwerke auf die neuerdings viel Sorgfalt gelegt wird, einfach, so daß ich darauf hier

Eisenbahn-, Rollen- und Schlittenbewegung

Beschreibung der Rotationsdruckmaschine

nicht näher einzugehen brauche, umsomehr als auch wohl die meisten Leser eine solche schon in Betrieb gesehen, wohl aber benötigt sich die Beschreibung einer Rotationsmaschine. Die auf Tafel V dargestellte Maschine ist für den Druck und Falz vierseitiger Zeitungen eingerichtet und bei ihrer soliden Konstruktion von außerordentlicher Leistungsfähigkeit. Der Betrieb der Maschine ist kurz Folgender:

Die Papierrolle wird auf eine stählerne Bremsspindel gespannt, die mit einer im Klappdeckel des vorderen Konsollagers angebrachten Seitenstellung versehen ist. Der Papierstrang führt über 3 Messingwalzen zum ersten Platten- und Druckcylinder, um hier mit dem Schöndruck versehen zu werden; alsdann wendet sich der einseitig bedruckte Strang in ∽-förmiger Krümmung zum zweiten Druckcylinder, um hier vom zweiten Plattencylinder den Widerdruck zu erhalten. Der beiderseits bedruckte Papierstrang geht nun herab zum Schneid- und Falzcylinder. Stellt man ganze vierseitige Exemplare her, so wirkt beim links liegenden Cylinder ein sägeartig gezahntes Schneidemesser, welches den Querschnitt ausführt, und ein glattes Falzmesser, welches den Mittelsteg des Bogens in eine Greifernut des rechts befindlichen Cylinders drückt. Bei weiterer Umdrehung des Cylinders spaziert der so exakt gefalzte Bogen mit der Falzkante voran in die Bänder, welche ihn über den Falztrichter führen, wodurch er als zweiten Falz einen Längsfalz erhält. Sollen halbe Bogen hergestellt werden, so wirken im Schneidcylinder 2 Perforiermesser, so daß die halben Bogen erst durch die Bandleitung völlig getrennt und dem Trichter zugeführt werden, welcher sie einmal gefalzt dem Tupfer übergiebt.

Will man Viertelbogen erhalten, so stellt man das Kreismesser an, welches die halben Bogen mitten längs schneidet. Nachdem sie den Falztrichter passirt haben, werden sowohl die gefalzten ganzen oder halben Bogen, als auch die gefalzten oder ungefalzten viertel Bogen mittelst eines Bogensammlers zu Packeten von je 5, 10 oder 20

Stück gesammelt und dann vom mechanischen Tupfer solange auf dem Auslegetisch aufgestapelt, bis das Glockensignal die Fertigstellung von 50, 100 oder 200 Exemplaren ankündet und den Bogenschlepper zum Entfernen derselben mahnt.

Zum Feuchten des Papieres mit Wasserdampf wird ein Feuchtkasten angebracht, welcher entweder von einem besonderen Dampfkessel aus mit Dampf gespeist wird, oder aber mit einer Gasheizung versehen ist, um aus dem im Kasten befindlichen Wasser den nötigen Dampf direkt zu erzeugen. Beim Abstellen der Maschine öffnet sich selbstthätig der Deckel des Feuchtkastens, so daß der überflüssige Dampf schnell entweicht und das Papier bequem eingezogen werden kann.

Ein Zählapparat registriert die Anzahl der Umdrehungen resp. der Druckbogen.

Sechsfarbenrotationsdruckmaschine

Ähnlich ist der Betrieb der großen Sechsfarbenrotationsdruckmaschine der Maschinenfabrik Augsburg, nur daß dies Wunderwerk der modernen Technik viel komplizierter ist. Es würde zu weit führen, die genaue Beschreibung auch dieser Maschine hier zu bringen, nur sei auf die 6 verschiedenen Farbenwerke, die man leicht an den auf bestimmten Stellen zusammengedrängten Walzen erkennt, hingewiesen.

Die Kunst des Druckens

Das Zurichten

Gehört nun zur Bedienung dieser großen Pressen immerhin eine ziemliche Geschicklichkeit, so liegt doch die eigentliche Kunst des Druckens nicht vorzugsweise auf dem Gebiete des Rotationsdruckes, sondern auf demjenigen der Schnellpresse. Das sog. Zurichten, d. h. das Druckfertigmachen der Druckform in der Maschine, erfordert viel Übung und Verständnis und besonders ist es der Illustrationsdruck, der bedeutende Anforderungen stellt. Der in die Maschine gehobene Satz u. s. w. giebt den Druck natürlich noch nicht gleich so vollendet wieder, wie wir ihn in guten Abzügen später vor uns sehen, sondern diese Stelle hat vielleicht zu viel Druck und ist zu dunkel geworden, während eine andere zu blaß und verschwommen ist. Hier hilft sich nun der

Drucker, indem er auf dem Druckcylinder die lichten Stellen mit Papier überklebt oder die dunklen Stellen in der Unterlage ausschneidet. Eine größere Illustration z. B. eine große Autotypie erfordert oft viele Stunden verständnisvoller Zurichtung.

Farbendrucke

Besondere Schwierigkeiten bieten auch die Farbendrucke und die Verwendung von sogenannten Tonplatten, um größere Flächen in lichteren Farben als Unterton zu bedrucken. Auch der Dreifarbendruck, die Erzeugung von mannigfachen Tonabstufungen durch die geschickte Verwendung nur der drei Grundfarben: gelb, rot und blau, erfordert viel Verständnis. Schließlich wäre noch der Irisdruck zu erwähnen; er besteht darin, daß die Farben sich auf dem Druckwerk ineinander verlaufend zeigen.

Die Illustrationskunst.

Der Endzweck der Wissenschaft ist: Wahrheit;
Der Endzweck der Künste hingegen ist: Vergnügen.
Lessing (Laokoon).

Die graphischen Künste in ihrer jetzigen Vervollkommnung sind, besonders auch soweit sie illustrativer Natur, auf unser ganzes Kulturleben von gewaltigem Einfluß. Ich habe schon in einem früheren Kapitel erwähnt, daß ich dem „Bilde", gemeinhin Illustration genannt, einen unterrichtlichen Wert beimesse, ja ich kann sogar weiter gehen und behaupten, für manche Kreise muß die Belehrung durch Illustrationen den Unterricht durch die Buchstaben ersetzen. Was ist es anders als ein Unterricht durch „Bilderbesehen", wenn wir den Journallesezirkel, die oft schon recht abgegriffenen „neuen Hefte", durchblättern. Es will doch wohl niemand behaupten, daß der größte Teil solcher Leser überhaupt ernste Belehrung, es sei denn aber durch die Bilder, in diesen Zeitschriften sucht. Die illustrierten Familienblätter, die für ihren Zweck sogar eigene Romantypen kultivieren, haben denn auch dem Geschmacke des Publikums Rechnung getragen und eine

Das „Bild"

Unterricht durch Bilderbesehen

Zeitschrift ist immer illustrierter als die andere geworden, sogar die farbigen Drucke sind bereits ins Feld geführt.

Während nun hier die Illustration weniger dringenden Bedürfnissen dient, hat sie andererseits einen ernsteren Zweck

Die wissenschaftliche Illustration

zu erfüllen, indem sie der Wissenschaft und dem Unterrichte nutzbar gemacht worden ist. Wir können uns manche Werke heute garnicht mehr ohne Bilder denken und wenn wir z. B. zum Brockhaus-Lexikon greifen, betrachten wir es als selbstverständlich, daß das Werk uns durch instruktive Tafeln den Text erläutert. Wir haben uns neuerdings sogar derart an Illustrationen gewöhnt, daß wir die größten Kunstwerke der graphischen Industrie als etwas ganz selbstverständliches betrachten, z. B. Plakate in den wundervollsten Ausführungen, entworfen von ersten Künstlern, reproduziert von den besten Anstalten, treten uns auf Schritt und Tritt entgegen und der neueste Sport, die Ansichtspostkarten, denen sich die sog. Künstlerkarten beigesellten, droht bedenkliche Dimensionen anzunehmen. Der Umstand, daß eine einzige Platte eine

Die ungeheure Vervielfältigung

ungeheure Vervielfältigung gestattet, hat es mit sich gebracht, daß der einzelne Abzug, mag er auch künstlerisch noch so vollendet sein, doch an Wert verloren hat und wir haben uns bereits daran gewöhnt, für die Erzeugnisse der Pressen nicht mehr zu hohe Preise anzuschlagen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Betrachtungen nun zu den einzelnen Verfahren, die bei der Illustrierung des Buches — denn damit haben wir es hier in erster Linie zu thun — in Frage kommen zu, da ist vor allen

Der Holzschnitt

Dingen der Holzschnitt zu nennen.

Die Holzschneidekunst — Xylographie — ist als die älteste der vervielfältigenden Künste zu nennen und der Holzstock ist, wie ja schon früher ausgeführt, als Vorläufer

Die Technik der Holzschneidekunst

der Metalllettern zu betrachten. Die Technik der Xylographie ist kurz folgende; Eine glatt geschliffene Holztafel, Stock genannt, früher vorzugsweise aus Birnbaumholz, später aber aus Buchsbaumholz und von diesem die Hirnseite, wird mit Kreidegrund versehen und auf diesem mit

Bleistift das Spiegelbild des zu vervielfältigenden Gegenstandes — also verkehrt — gezeichnet. Mit dem Grabstichel wird alsdann die Zeichnung von dem umgebenden Holze freigelegt, so daß nur das Bild sich beim Abdrucke dem Papier mitteilt. Die ältesten noch vorhandenen Holzschnitte stammen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und sind in Süddeutschland, besonders in Augsburg hergestellt. Ist die Technik in den alten Drucken noch roh, so erfuhr sie eine weitere Ausbildung gegen Ende des 15. Jahrhunderts, indem die bisher parallel gezogenen Striche durch einen durchkreuzenden Schnitt vervollständigt wurden. Dürer (von ihm sind besonders bekannt die Apokalypse, Leben der Maria, die große und kleine Passion), Cranach und Holbein der jüngere machten sich um die künstlerische Ausbildung des Schnittes verdient. Indessen sank die Kunst wieder zum Handwerk herab. Erst die beiden Unger, Vater und Sohn, legten 1715—1800 den Grund zu einem Wiedererwachen der Holzschneidekunst. Unzelmann eröffnete dann 1830 die zweite Blütezeit des Holzschnittes in Deutschland und die ersten großen illustrierten Journale, wie „Pfennigmagazin" und die noch heute an der Spitze marschierende „Illustrierte Zeitung" förderten den Holzschnitt. J. J. Weber und F. A. Brockhaus haben sich um die Kunst verdient gemacht und unter manchen Enttäuschungen ihr Ziel unablässig zum lohnenden Erfolge geführt. Die bedeutendsten Maler, wie Jul. Schnorr, Ad. Menzel, Ludwig Richter, Julius Hübner, Bendemann und andere wandten sich dem Holzschnitte zu. Mit dem steigenden Bedürfnis an guten Illustrationen mehrte sich bald die Zahl der xylographischen Anstalten, so daß heute, trotz der starken Konkurrenz der Photochemischen Verfahren, überall leistungsfähige Holzschneider anzutreffen sind. Die Erfindung der Photographie, die überhaupt in den graphischen Künsten von umwälzender Bedeutung geworden ist, hat auch in der Xylographie eine Änderung insofern geschaffen, als man im Allgemeinen nicht mehr genötigt ist, das zu schneidende Bild

Entwicklung der Holzschneidekunst

Unger

Unzelmann

Die Maler

Die Photographie

verkehrt auf das Holz zu zeichnen, sondern man photographiert die Zeichnung jetzt direkt auf das entsprechend präparierte Holz. Unter denjenigen, die jedoch die künstlerische Ausbildung der Xylographie nach wie vor betreiben und auf diesem Gebiete meisterhaftes leisten, ist die altangesehene

F. A. Brockhaus

Firma F. A. Brockhaus in Leipzig zu nennen, aus deren Anstalt ich dem Leser einige künstlerische Schnitte, die in verschiedenen Manieren, je nach dem es die Vorlage erforderte, gehalten sind. Die Schwierigkeit beruht eben zum Teil auch darin, daß das Bild nicht nur die Konturen, Schattierungen und Perspektiven korrekt wiederzugeben hat, sondern daß auch der Charakter des Originals mit zum

Verschiedene Schnittausführungen

Ausdruck kommt. Die verschiedenen Schnittausführungen habe ich auf der Tafel des näheren gekennzeichnet.

Hat nun schon in der Holzschneidekunst das photographische Verfahren eine Änderung geschaffen, so hat dasselbe außerdem eine Reihe ganz eigenartiger Reproduktionsmethoden hervorgerufen, die zum Teil in scharfe Konkurrenz mit dem

Unterschiede zwischen Holzschnitt und dem photochemischen Verfahren

Holzschnitt treten. Bei dem letzteren, daß muß hier betont werden, ist es dem Holzschneider anheim gegeben, je nach seiner Befähigung seine künstlerische Individualität in der Reproduktion mit zur Geltung zu bringen. Es können also zwei Holzschnitte von einem Original, wenn dieselben von verschiedenen Händen geschnitten auch ein verschiedenes künstlerisches Gepräge tragen, ohne dabei der Treue des Originals Abbruch zu thun. Anders aber bei dem Photochemischen Verfahren, wie z. B. Autotypie. Hier übernimmt die Photographie in Verbindung mit Ätzungsverfahren die Herstellung der Druckplatten und da dieser mechanische Vorgang sich stets genau wiederholt, so kann die Druckplatte eben nur ein entsprechendes Spiegelbild des Originals sein. Hierin liegt ein Vorteil und ein Nachteil. Der Vorteil liegt in der absolut treuen Wiedergabe der Vorlage, der Nachteil in dem Mangel an Hervorhebung des künstlerischen Ausdruckes. Die Retouche der Platten muß hier ersetzen, was in der Natur des Holzschnittes an und für sich liegt.

Zinkographie

Bevor wir jedoch die Autotypie hier behandeln, wollen wir vorerst die Zinkographie in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Die Zinkographie, auch Chemigraphie und Zinkhochätzung, ist bereits 1805 von Eberhard erfunden, indessen wurde sie erst 1822 im Buchdruck praktisch verwendet und gewann nach Erfindung der Photographie, nachdem auch diese sich in den achtziger Jahren mehr und mehr vervollkommnet hatte, einen bedeutenden Aufschwung.

Die Technik der Zinkographie

Das Verfahren beruht im wesentlichen darauf, daß man eine polierte Zinkplatte mit einer Zeichnung aus Tusche ꝛc. versieht, die dann mit einem Pulver, bestehend aus Wachs, Kolophonium und Asphalt bestäubt wird. Bei gelinder Wärme schmilzt man das Pulver an. Nachdem die Rückseite und bildfreie Stellen der Platte mit Schellack bestrichen, kommt die Platte in eine Lösung von Salpetersäure, welch letztere die von Zeichnung und Schellack freien Stellen ätzt. Dies Verfahren wird in ähnlicher Weise 5—6 mal wiederholt, bis die Ätzung tief genug und eine druckfertige Platte erzielt ist. Auf Seite 121 dieses Buches befindet sich eine wohlgelungene Zinkographie — das Buchhändlerwappen — abgedruckt. Man wendet natürlich auch hierbei wie beim Holzschnitt zwecks Übertragung der Zeichnung die Photographie an, daher auch die Nebenbezeichnung Photozinkographie. Beschränkt ist das Verfahren dadurch, daß es Halbtöne nicht zu reproduzieren vermag, sondern nur die Strichmanier in der Zeichnung wiedergiebt.

Autotypie

Das Verfahren, das auch diese Schwierigkeiten bewältigt, nennt sich Autotypie. Dieselbe beruht in erster Linie auf Herstellung genügend feiner Liniaturen auf Spiegelglas, und darauf, diese Glasraster während der Aufnahme des Halbtonnegativs in zweckentsprechender Weise zur Auflösung der Halbtöne zu verwenden. Indem nämlich dieses Netz der empfindlichen Negativplatte in der photographischen Kamera vorgestellt wird, zerlegt sich der getuschte Halbton in Striche und Punkte und man erzielt ein Negativ, das nach jedem Reproduktions-

verfahren auf Zink oder auch Kupfer übertragen und hoch geätzt werden kann. Die Hochätzung, die dann je nachdem feinere oder gröbere Raster benutzt sind, dies im Bilde durch eine feine Liniatur zeigt, ist alsdann druckfertig. Leicht zu unterscheiden sind lso Autotypien von anderen ähnlichen Verfahren dadurch, daß sich über dem Bilde ein feines Netz zeigt, das in den lichten Stellen und größten Tiefen am wenigsten, am besten in den Mitteltönen erkennbar ist. Eine meisterhafte Autotypie findet der Leser auf Tafel VI — Abbildung der Sechsfarbenrotationsmaschine.

Meisenbach

Die Erfindung der Autotypie ist aus der Zinkographie hervorgegangen. Georg Meisenbach, der sich im Jahre 1881 in München mit Jos. Ritter von Schmädel geschäftlich verband, erfand in diesem Jahre das Autotypieverfahren und lieferte bereits 1882 druckfertige Clichés. Unter der Firma Autotypiecompagnie, der die beiden genannten angehörten, wurden mehrfache Verbesserungen erzielt u. A. auch von Meisenbach jun., der an Stelle seines damals leidenden Vaters ins Geschäft trat, das nunmehr Meisenbach & Co. firmierte. Im Jahre 1892 verband sich diese Firma mit dem leistungsfähigen Hause Riffarth & Co. in Berlin. Jetzt besitzt die Firma Meisenbach, Riffarth & Co. drei große nach den neuesten technischen Erfahrungen eingerichtete Institutes in Berlin, München und Leipzig.

Dreifarbendruck

Neuerdings hat man nun die Autotypie, die man übrigens auch in Kupfer ätzt, für den Dreifarbendruck verwendet und zwar mit großem Erfolge, indem man drei entsprechend hergerichtete Platten in gelb, rot und blau übereinander druckt. Man versucht neuerdings damit, dem Vielfarbendruck, wie er besonders in der später zu behandelnden Chromolithographie zur Anwendung kommt, Konkurrenz zu machen und dies gelingt auch in all den Fällen, in welchen das Original danach angethan ist. Im großen Ganzen aber wird mit drei Farben, auch wenn die größte chemische Reinheit der Farben vorausgesetzt wird und die Platten kunstgerecht verteilt sind, dennoch der Reiz nicht zu erzielen

sein, den z. B. eine Chromolithographie in 10—12 Farben bewirkt. Auch steht der allgemeinen Einführung noch die Kostspieligkeit der Platten und die Schwierigkeit des Druckes im Wege.

Wenden wir uns nun zur Lithographie, über deren Erfinder und die näheren Umstände der Erfindung schon an anderer Stelle des Buches das Nötige mitgeteilt ist. Lithographie

„Man unterscheidet, sagt Georg Hölscher in „Zum Andenken an Aloys Senefelder“ im wesentlichen zwei Arten der Herstellung lithographischer Negative: die erhabene und die vertiefte. Die erstere wird durch Aufzeichnung auf den Stein mit chemischer Tinte hervorgebracht, während die vertiefte Manier durch Einritzen des Steines durch Stahlnadeln, welchen für ganz feine Striche häufig Diamantspitzen eingesetzt sind. Die erste Manier ist die einfachere; bei ihr wird das Original, falls es nur zur Herstellung einer einmaligen, kleinen Auflage bestimmt ist, direkt zum Druck benutzt. Bei größeren Auflagen überträgt man die Originalzeichnung auf einen andern Stein zum Druck in derselben Weise, wie sogleich geschildert werden soll. Die Technik der Lithographie

Die vertiefte Manier ist umständlicher und schwieriger und deshalb auch teurer. Der Lithograph nimmt von der zu stechenden Zeichnung eine Pause, welche er auf den Stein einreibt, sodaß dieser ein schwaches Negativ aufweist. Dieses wird nun mit der Stahlnadel, die häufig geschärft werden muß, in den relativ weichen Stein eingeritzt. Der Vorteil dieses Verfahrens gegenüber der Aufzeichnung besteht darin, daß mit der spitzen Nadel viel feinere Linien hervorgebracht werden können, als es mit der feinsten Feder möglich ist. Deshalb wird das Verfahren für gute Karten z. B. fast ausschließlich angewandt. Ein Nachteil desselben ist, daß Korrekturen sich auch viel schwieriger anbringen lassen, als bei der Federzeichnung, die ganz leicht abgeschabt werden kann, während die Fortschaffung der Gravur oft größere Vertiefungen im Steine hinterläßt, welche Stellen dann nicht mehr bearbeitet werden können. Von der Gravur

können natürlich direkt Abdrücke genommen werden. Aber sie würde bei einer einigermaßen namhaften Auflage verderben, weshalb man sie auf einen andern Stein überträgt und von diesem druckt. Zur Herstellung dieses Umdruckes nimmt man einen scharfen feuchten Abdruck auf ein besonders präpariertes, den bekannten Abziehbildern ähnliches sog. Umdruckpapier, worauf die Originalgravur, mit Gummi arabikum zum Schutz gegen den Verfall der scharfen Zeichnungsränder eingerieben, fortgestellt wird. Das so erhaltene Positiv drückt man auf der lithographischen Presse auf einen Stein und läßt das Papier durch Aufgießen von warmem Wasser sich loslösen. Dann wird es vorsichtig von dem Stein abgezogen, welcher die äußerste weiße Schicht des Papieres mit der Zeichnung zurück behält. Durch weiteres Abwaschen erhält man auf dem Stein das Bild rein. Dieses muß nun noch durch verschiedene Behandlung mit Säuren geätzt, d. h. druckbar gemacht (fixirt) werden. Es ist klar, daß auf diese Weise dieselbe Zeichnung, falls sie von kleinem Umfang ist (Buchillustrationen, Visitenkarten u. a.), mehrere Male auf den Druckstein übertragen und so gleichzeitig eine Mehrheit von Abzügen gewonnen werden kann.

Der Umdruck

Die lithographischen Pressen

Das Drucken auf den lithographischen Pressen ist eine mühsame Arbeit. Die große Mehrzahl der Steindrucker benutzt die Handpresse und nur größere lithographische Anstalten haben der Buchdruckpresse ähnliche Schnellpressen, wie solche auf Tafel 4 — Steindruckschnellgangpresse aus der Schnellpressenfabrik Frankenthal — abgebildet ist. Sonst wird der Stein jedesmal, wenn er aus der Druckwalze kommt, mit der Handwalze frisch eingerieben, mit dem Papier bedeckt und durch die Menschenkraft des Druckers durch die Maschine gepreßt. Ein geübter Drucker bringt es deshalb kaum über 400—600 Drucke im Tage, während die erwähnte neue Schnellpresse ca. 600—800 Drucke per Stunde liefert. Soll der Stein nicht aufbewahrt werden, so wird die Aufzeichnung oder Gravur durch Bearbeiten mit Bimsstein abgeschliffen, sodaß der Stein von neuem

gebraucht werden kann. Gute Steine können auf diese Weise an 600 mal benutzt werden. Es erübrigt noch, mit einigen Worten auf das Material zurückzukommen, dessen sich die Lithographie bedient. Dort, wo die Altmühl sich in tausendjähriger Arbeit durch die Massen des fränkischen Juras einen Weg gesägt hat, liegt das bayrische Kirchdorf Solnhofen. Der alte Ort, der seinen Ursprung einem Schüler des heiligen Bonifazius verdankt, entstand um eine, 743 dort gegründete Benediktinerabtei. Eine Weltbedeutung hat er aber erst in unserem Jahrhundert erhalten durch seine schon erwähnten Brüche des lithographischen oder Solnhofer Steines. Schon vor dem Auftreten Senefelders waren übrigens die Steine geschätzt, wenn sie auch nur zu weniger edlen Zwecken benutzt wurden. Man belegte mit ihnen die Hausfluren, deckte Kegelbahnen damit, verarbeitete sie zu Tischplatten und ähnlichen Gegenständen. Zu diesen Zwecken eignete sich der Stein vorzüglich. Er besteht aus einem reinen und wundervoll gekörnten Kalk, der sich auf den obersten Schichten der Juraformation abgesetzt hat und dessen Versteinerungen hinlänglich deutlich seine Entstehung verraten. Erklärlicherweise giebt es sowohl im fränkischen Jura noch eine ganze Anzahl unter ähnlichen Bedingungen entstandener Kalklagerungen, als man auch in Südfrankreich mehrere Brüche von Lithographiesteinen ausbeutet, aber nirgend anderswo als in dem bayrischen Dörfchen ist es bisher gelungen, die gleiche Feinheit der Struktur, wie der Solnhofer Stein sie zeigt, zu finden. Die Solnhofer Brüche müssen deshalb allein die ganze Welt mit der besten Sorte der Lithographiesteine versorgen. Was Wunder, wenn sie diesen Anforderungen auf die Dauer nicht gerecht zu werden vermögen! Der Reichtum der Brüche nimmt merklich ab, notwendige Folge ist das Steigen der Steinpreise, was wiederum ein Nachlassen des Absatzes nach sich zieht.“ Man hat sich infolgedessen schon seit langem nach einem Ersatz für den kostbaren Stein umgesehen und hat den ersteren teilweise im Zink und neuerdings auch im Aluminium gefunden.

Solnhofen

Der Stein

Ersatz für den Stein

Man verwendet diese Metallplatten nun zum größten Teil für die Umdrucke, während man für die Originale nach wie vor dem Stein den Vorzug giebt.

Bekannt ist, daß es eine ganze Reihe lithographischer Verfahren giebt, von welchen man aber behaupten darf, daß sie sämtlich von Senefelder erfunden worden sind. Autographie Das einfachste und billigste ist die Autographie, die in der Buchherstellung jedoch nicht oder selten zur Anwendung kommt, weil sie höheren Ansprüchen nicht genügt. Des Stiches aber bedient mau sich zur Erzeugung von Landkarten, wissenschaftlichen Abbildungen 2c. Am meisten jedoch ist die Die Chromolithographie Chromolithographie neben den rein typischen Reproduktionsverfahren zur Geltung gelangt. Die Chromobilder, die durch die Zartheit der Farbenübergänge, wie überhaupt durch ihre weichen Konturen das Auge des Beschauers entzücken, schmücken nicht nur die Bücher, sondern Millionen über Millionen Bilder und Bildchen flattern tagtäglich von vieltausend Pressen und tragen Senefelders Kunst in alle Weltgegenden.

Die Chromolithographie wurde zum ersten Male 1827 von Professor Zahn in seinem Werke „Pompeji, Herkulanum und Stabiä" benutzt. Förderung fand diese Kunst besonders in Deutschland und Frankreich und wären hier die Namen Storch, Kramer, Bach, Leuillot, Hölzel, Prang und Seitz, welch' letzterer den Pantograph (Storchschnabel) einführte, zu erwähnen.

Unter den deutschen Firmen, die die Lithographie besonders in Bezug auf die Buchillustration, pflegen, ist vorzugsweise die schon beim Holzschnitt erwähnte Firma F. A. Brockhaus zu nennen. Es ist mir gelungen, aus dieser Kunstanstalt dem Leser einige Proben von lithographischen Kunstdrucken vorzuführen, die der Jubiläumsausgabe von Brockhaus' Conversationslexikon entnommen sind. Ist dies genannte Werk, von dem soeben die 17 Bände zu gleicher Zeit neu revidiert erscheinen, — gewiß eine Meisterleistung ersten Ranges — in typographischer Hinsicht ein gediegenes zu nennen, so sind es besonders einige Tafeln, die den Lese

interessieren werden. Die Tafel „Chromolithographie" zunächst veranschaulicht, wie das auch in den beigefügten Erläuterungen näher ausgeführt ist, die Entstehung des mehrfarbigen Bildes aus den einzelnen Platten, während wir in der Tafel „Indische Kunst" eine jener künstlerischen vielfarbigen Abbildungen vor uns haben, die wir der heutigen vorgeschrittenen Technik in der Chromolitographie verdanken. Das gleiche gilt von der Beilage der angesehenen Firma Eckstein & Stähle in Stuttgart, die in dem Blatt: „Erdbeere, König Albert von Sachsen" eine Musterleistung chromolithographischer Reproduktion lieferte.

Schwierigkeiten macht auch der Gold- und Silberdruck, weil die Bronze, die hierbei zur Verwendung kommt, stets eine eigenartige Behandlung voraussetzt. Aber auch dieser Bronzedruck ist von F. A. Brockhaus meisterhaft ausgeführt, wie man sich aus der Tafel „Bronzereliefs" überzeugen kann. Der Bronzedruck

Es erübrigt noch, dem Naturselbstdruck ein paar Worte zu widmen. Der Naturselbstdruck, auch Autoplastik genannt, ist ein zwar schon 1849 von Auer und Worring in Wien erfundenes Verfahren, aber eine gelungene Übertragung auf dem lithographischen Stein und die Vervielfältigung im Schnellpressendruck wird hier zum ersten Male gezeigt. Die geradezu wunderbare Zeichnung der Einzelheiten in den Laubblättern überrascht, sie findet aber ihre Erklärung darin, daß eben die Originale, also diese Blätter selbst, zur Erzeugung der Platten benutzt wurden. Der Naturselbstdruck

Wenden wir uns nun zum Lichtdruck, jenem Verfahren, das der Photographie am ähnlichsten. Der Lichtdruck, auch Collographie, Phototypie, Heliotypie, Glasdruck genannt, findet in der Buchillustration seltener Anwendung, als die vorgenannten Verfahren, indessen wirkt die weiche Verschmelzung der Töne in den Bildern sehr vorteilhaft und vornehm und aus solchem Grunde wird der Lichtdruck vielfach in Prachtwerken zur Anwendung gebracht. Der Lichtdruck beruht auf Herstellung einer Chromgelatinematrize auf photographischem Wege. Tessie du Motay und Marechal Der Lichtdruck

in Metz führten schon 1867 das Verfahren praktisch ein, indessen erst die späteren Verbesserungen, so von Albert in München u. s. w, ermöglichten eine längere Druckfähigkeit der Matrize, und dadurch den Abzug größerer Auflagen.

Dem Lichtdruck indessen weit überlegen und überhaupt das vornehmste der photochemischen Verfahren ist die Heliogravüre oder Photogravüre, und sie findet in all denjenigen Werken Platz, die in erster Linie durch die Illustration und erst in zweiter durch den beigegebenen Text wirken sollen, wie das z. B. bei den Bilderwerken, Reproduktionen nach Gemälden u. s. w. der Fall ist. Die Erzeugung der Heliogravüreplatten erinnert an die vorher erwähnte Autotypie. Hatten wir es dort mit der Herstellung von Platten, auf denen die Zeichnung erhaben hervortrat und die deshalb zum Druck in der Buchdruckpresse sich eignen, zu thun, so handelt es sich hier bei der Heliogravüre um eine Platte, in der die Lichter erhaben und die Schatten vertieft stehen und die auf der Kupferdruckpresse gedruckt werden muß. Der eigenartige weiche duftige Ton, der über der Heliogravüre liegt, wird dadurch erzeugt, daß die Platten mit einem besonders feinem Korn durch Bestäubung mit Harzpulvern versehen werden und dadurch aus der Ätzung so überaus zart und fein hervorgehen. Die auch schon vorhin erwähnte Firma Meisenbach Riffarth & Co. in Berlin Leipzig und München, die auf dem Gebiete der Heliogravüre als eine der bedeutendsten gelten darf, lieferte das diesem Werke beigeheftete Bild (eine Ansicht von Dresden darstellend) das all jene Vorzüge der Photogravüre hervortreten läßt.

Heliogravüre

Die Reproduktionsmethoden Kupferstich, Stahlstich und Radierung finden jetzt seltener in der Buchausstattung Platz.

Es würde zu weitführen, wollte ich noch diese und jene Verfahren, die als Buchillustration doch weniger Verwendung finden, hier noch alle aufführen, erwähnt sei nur noch, daß die meisten Reproduktionsmethoden sowohl im Schwarz-, als auch im Drei- und Mehrfarbendruck An-

wendung finden, wenn auch nicht alle mit der gleichen, praktischen Bewährung.

Habe ich so den inneren Schmuck des Buches ausführlich behandelt, so sei auch der äußere noch kurz mit ein paar Worten gestreift.

Das an sich fertige Buch kommt nicht in allen Fällen gleich gebunden auf den buchhändlerischen Markt, sondern die broschierten Bände werden vielleicht sogar die Mehrzahl bilden. In letzter Zeit hat man auf das Äußere dieser Broschüren nun größeren Wert gelegt und man verwendet vielfach imitiertes Lederpapier (sogen. Skytogen), das man in äußerst auffallender Weise bedruckt.

Auch die Einbanddecken zeigen vielfach gelinde gesagt sonderbare Verzierungen, die der „Moderne Stil" unter seine schützenden Fittige nehmen muß.

Hatten die mit Gold überladen bedruckten und mit verschnörkelten Umfassungen verzierten roten Leinenbände ebenso wie diejenigen mit Irisdruck sich schon das berechtigte Urteil geschmacklos zugezogen, so wird man in Versuchung geführt, ähnlich zu urteilen, wenn man sieht, was die Modernen uns vielfach zumuten.

Der einfache schlichte Leinenband und daneben der alt bewährte Lederband wird sich auch durch diese Wandlung als das Beste behaupten.

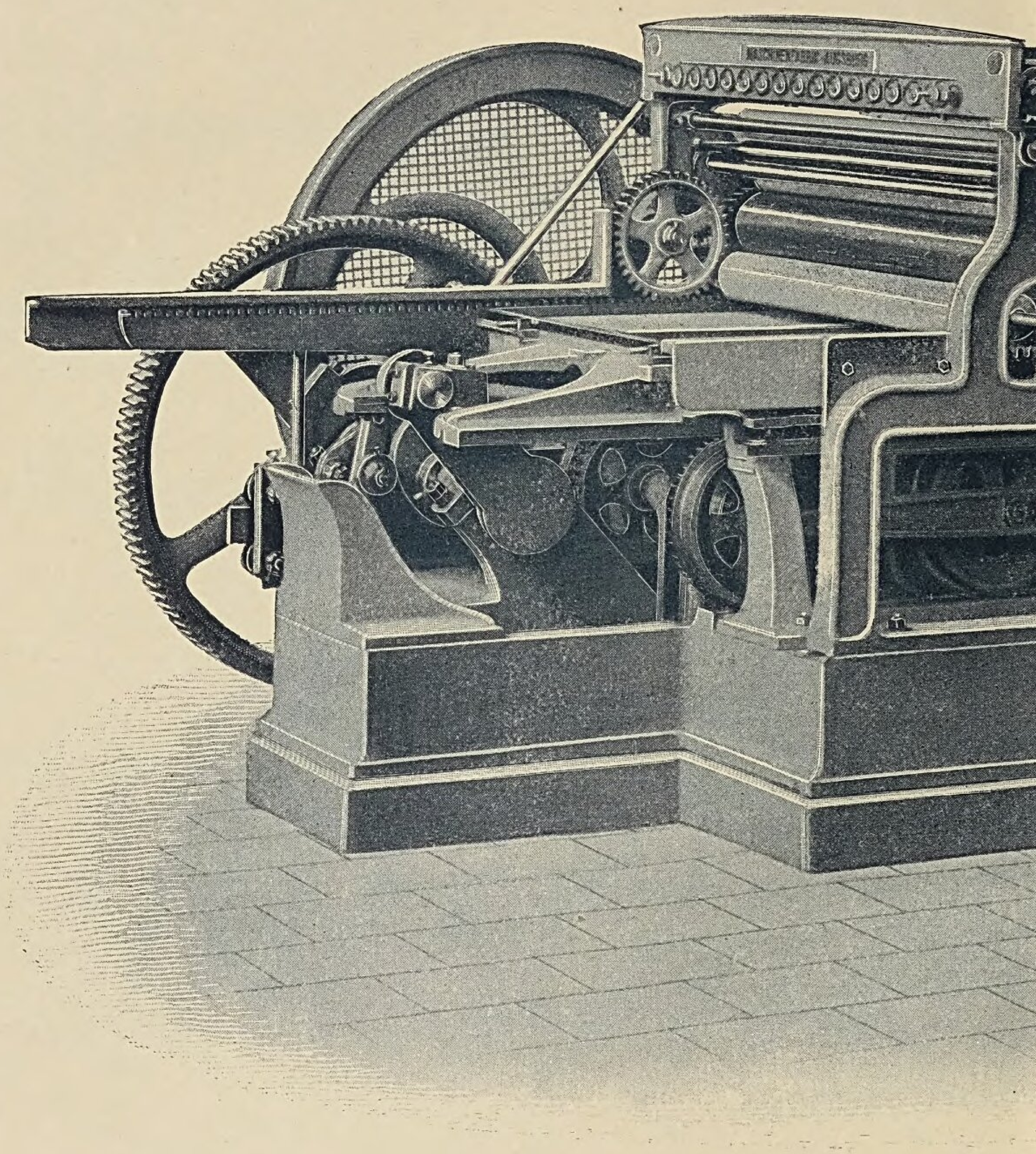
Schauen wir uns nun unter den Leistungen, die die gesamten Kulturvölker in den graphischen Künsten bieten, so erfüllt es uns mit Genugthuung, daß Deutschland, in dem die Wiege Gutenbergs stand, das der Welt die Schnellpresse und die Lithographie schenkte, heute mit an der Spitze marschiert, je für viele Staaten verbindlich wirkt — möge es immer so bleiben!

Ende.

Tafel 1.

Einfache S

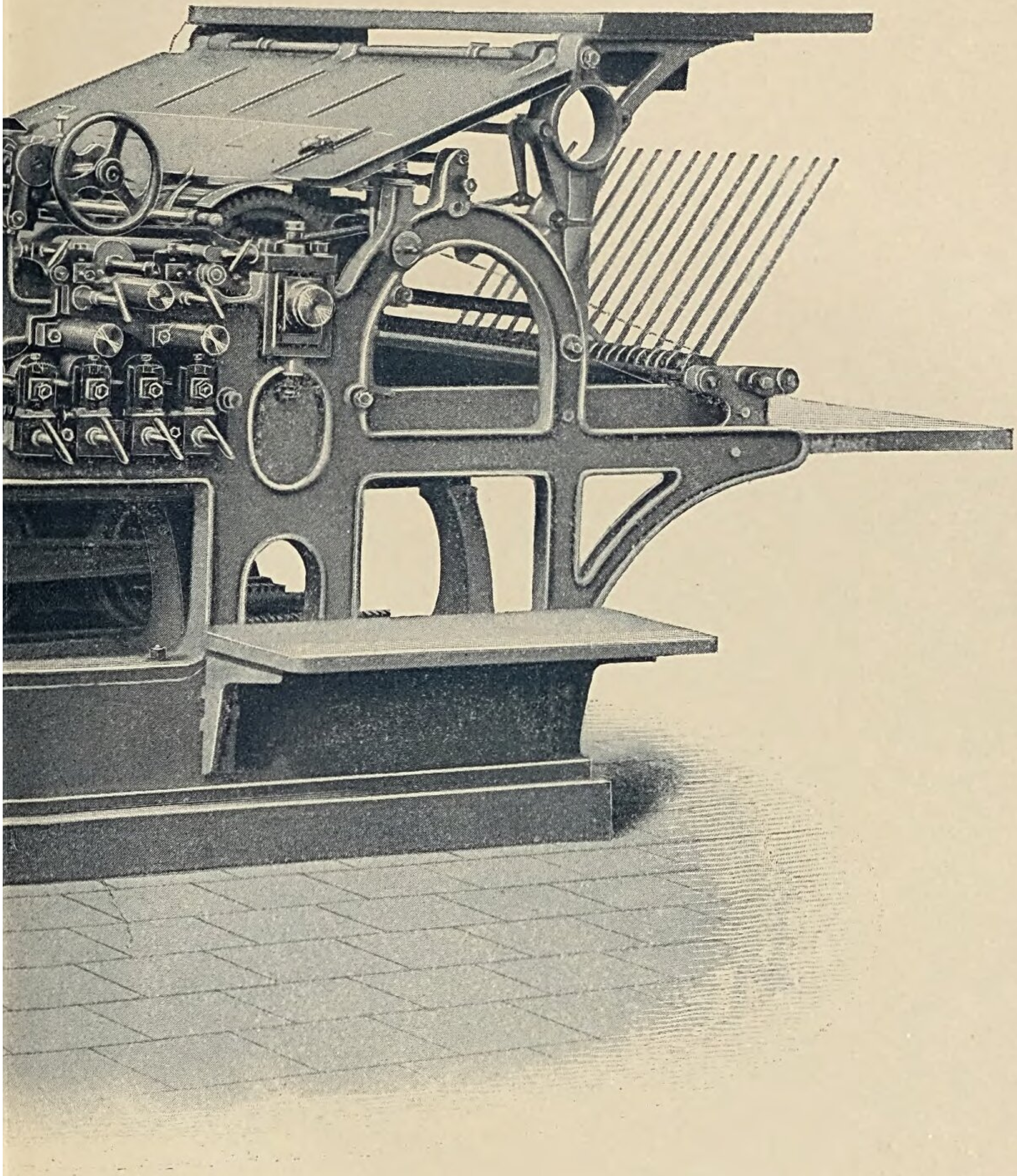
Mit Eisenbahnbewegung. Fa



☆ ☆ Gebaut in der Maschinenfa

Schnellpresse

rbwerk mit vier Auftragwalzen.

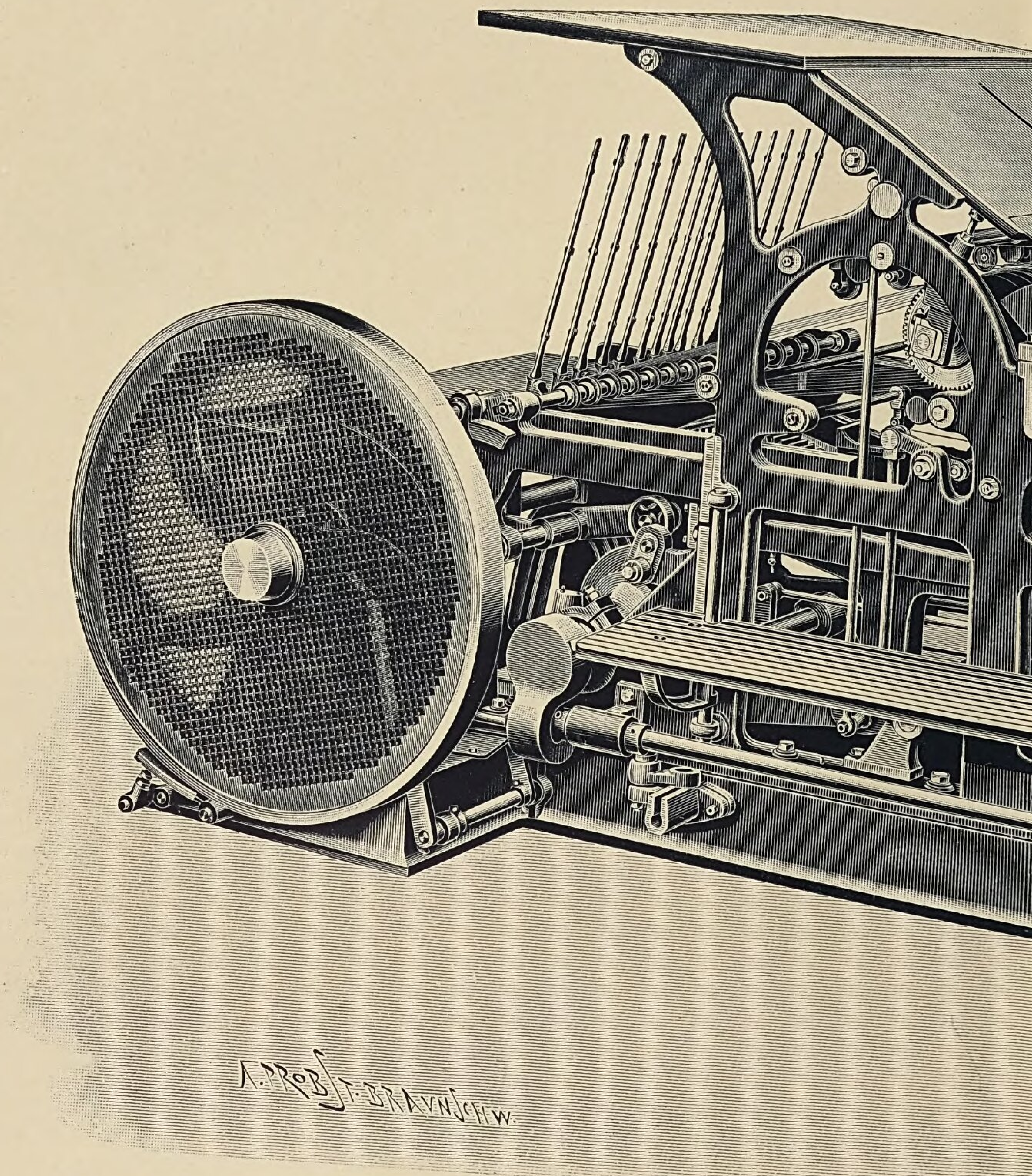


rik Augsburg in Augsburg. ☆ ☆

Tafel 2.

Einfache Buchdr

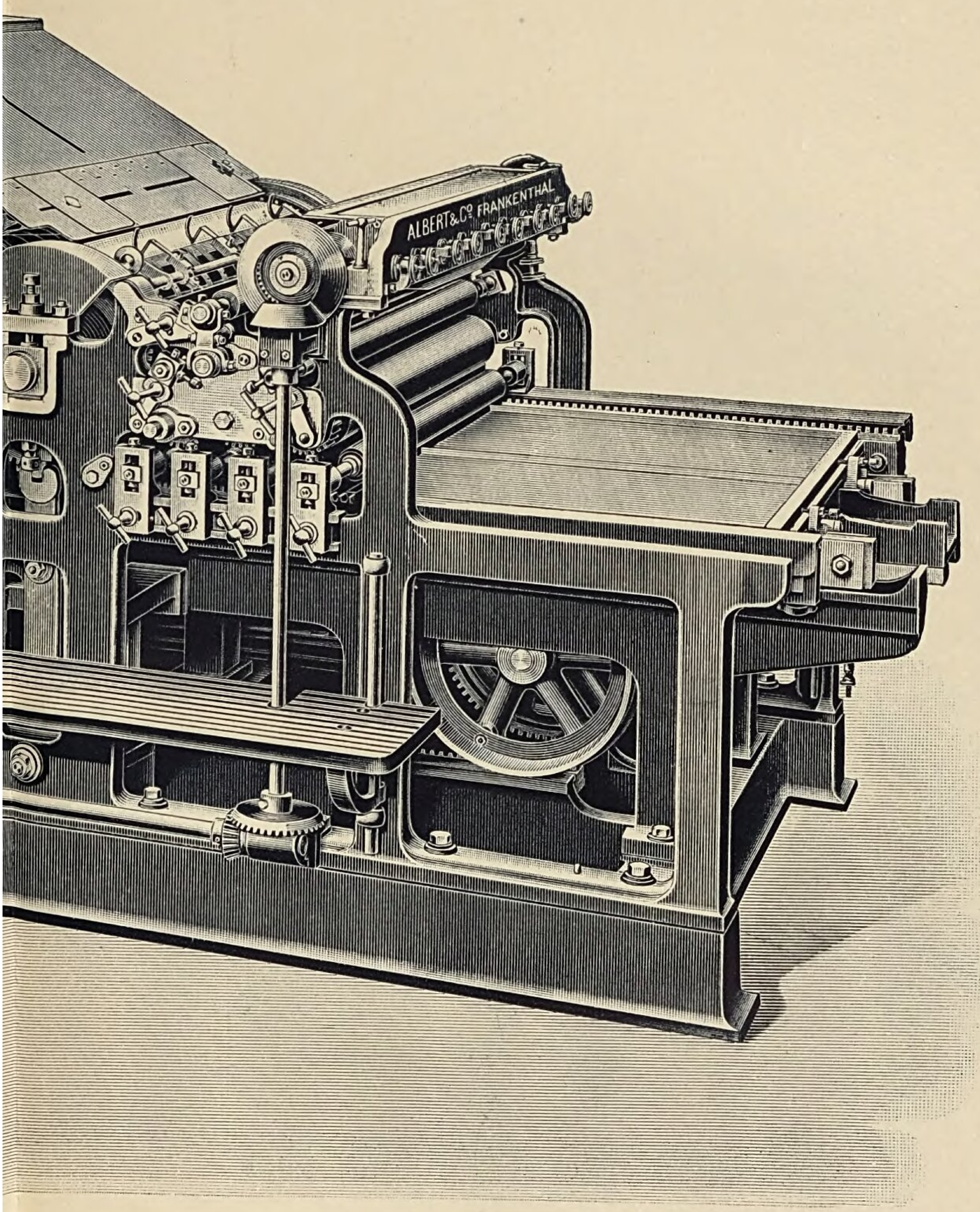
mit Schlittenbewegung, kombiniertem C



☆ ☆ Gebaut in der Schnellpressenfabrik Frankentha

ck-Schnellpresse

ylinderfarbwerk und 4 Auftragwalzen.

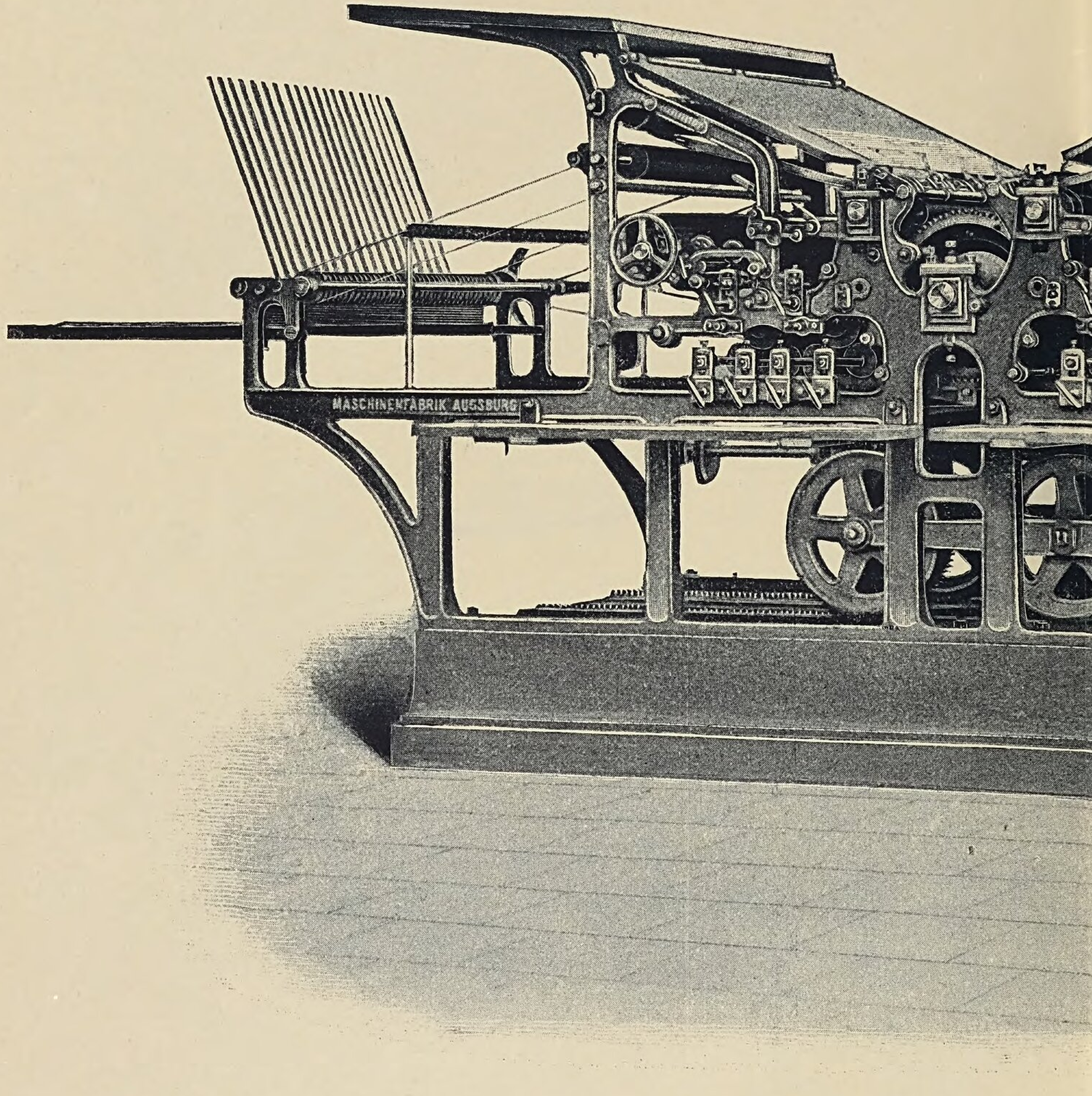


al Albert & Co., Frankenthal (Rheinbayern). ✫ ✫

Tafel 3.

Doppel-Sch

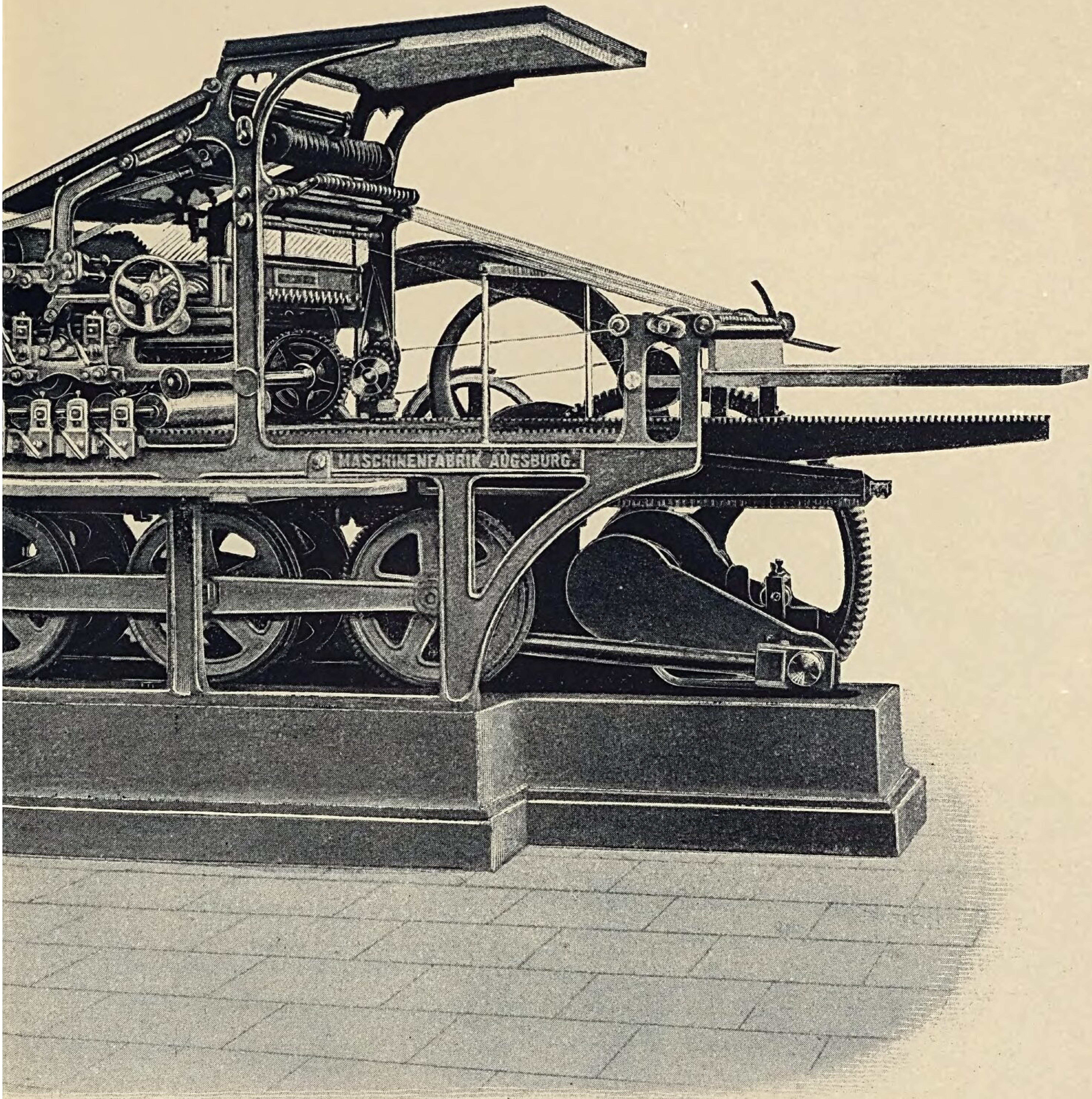
Mit Eisenbahnbewegung. Mit Einem Druckcylin



☆ ☆ Gebaut in der Maschinenfab

chnellpresse

inder. Für feinsten Illustrations- und Werkdruck.

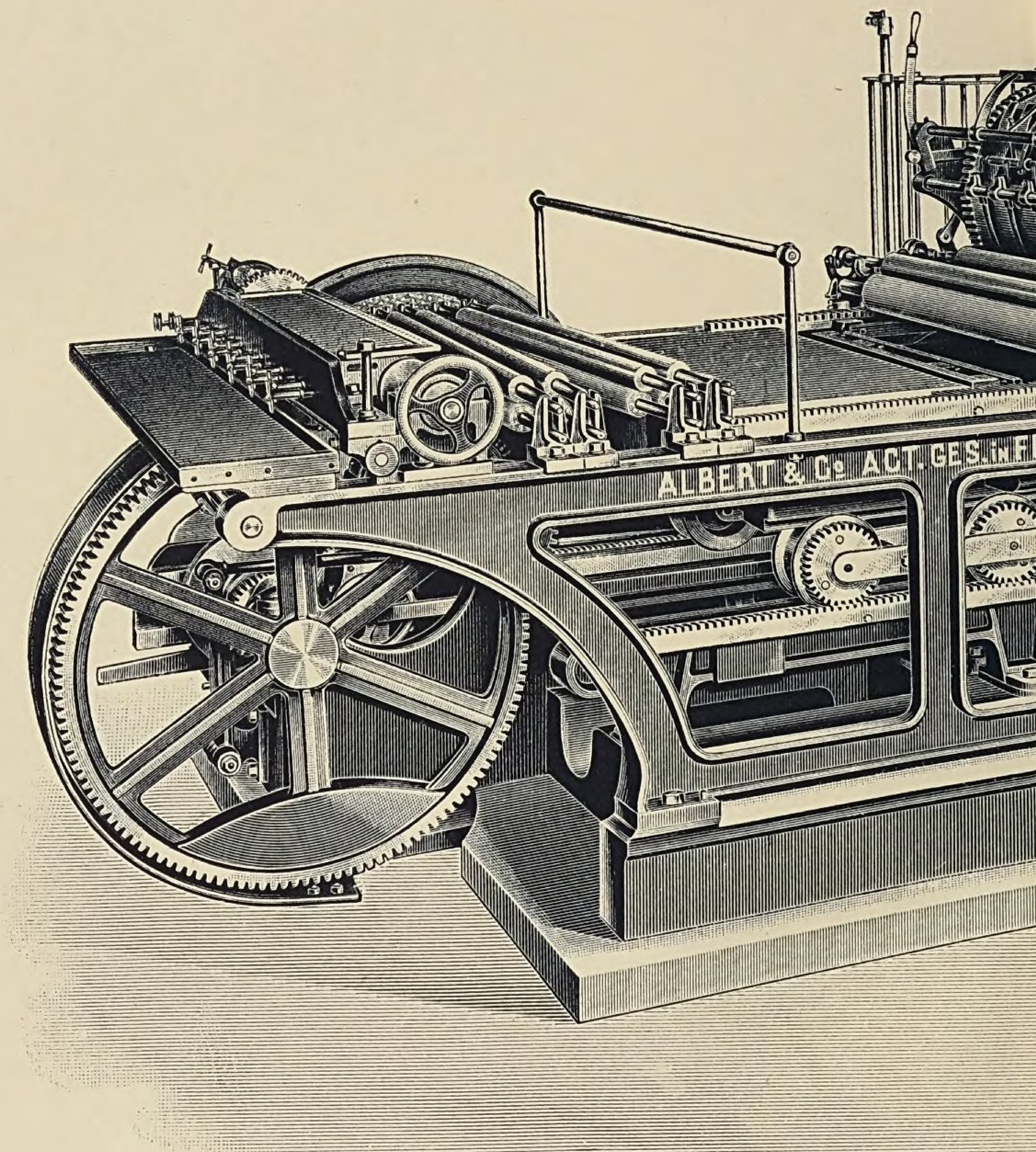


brik Augsburg in Augsburg. ☆ ☆

Tafel 4.

Steindruck-Sch

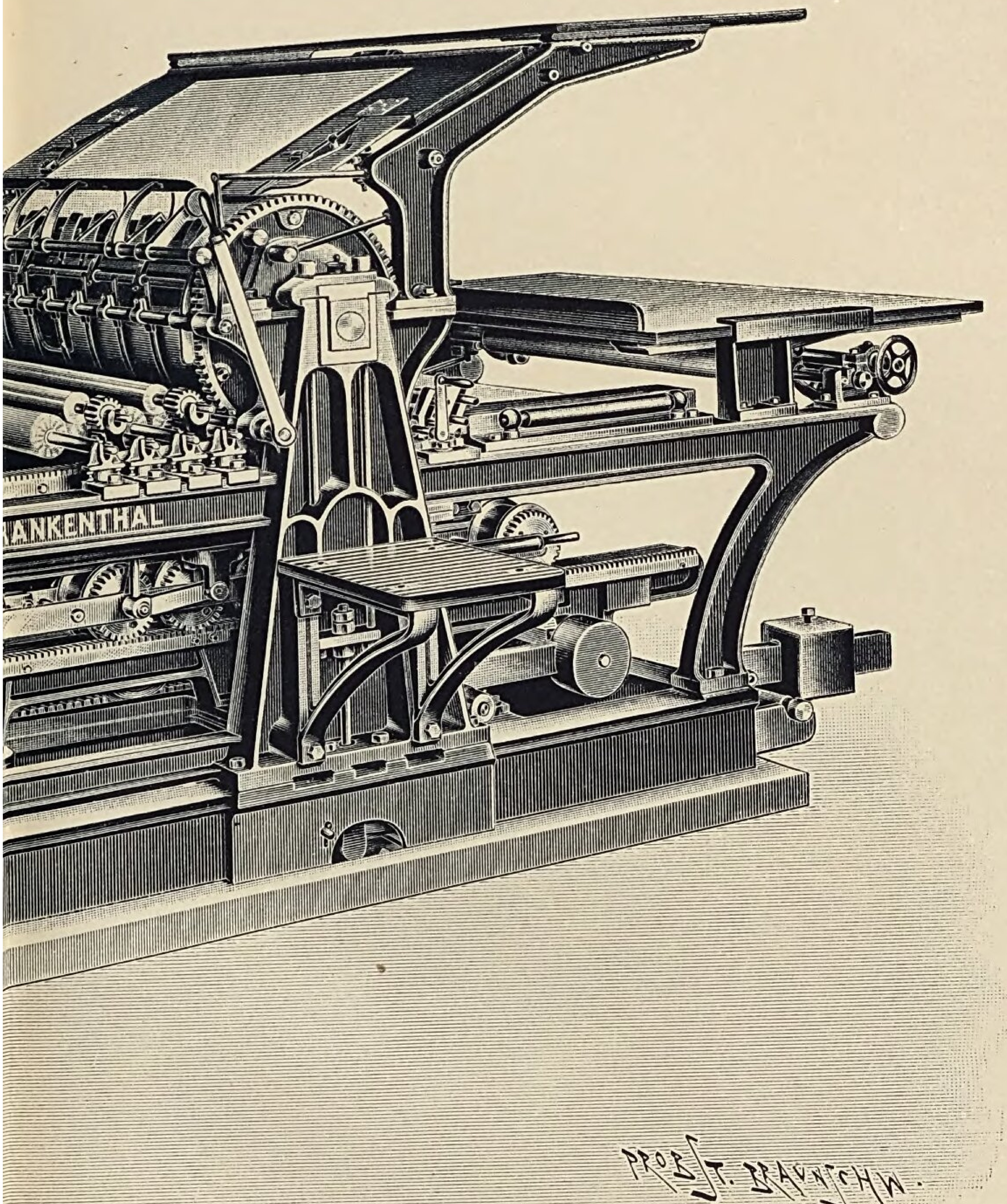
Mit Rollenbewegung. Bei dieser Konstruktion wir
Rollen, welche sämtlich mit Zahnrädern verbun



☆ ☆ Gebaut in der Schnellpressenfabrik Frankenthal A

nellgangpresse

d der Karren getragen von 12—14 zwangsläufigen
den und mit konischen Spurkränzen versehen sind.

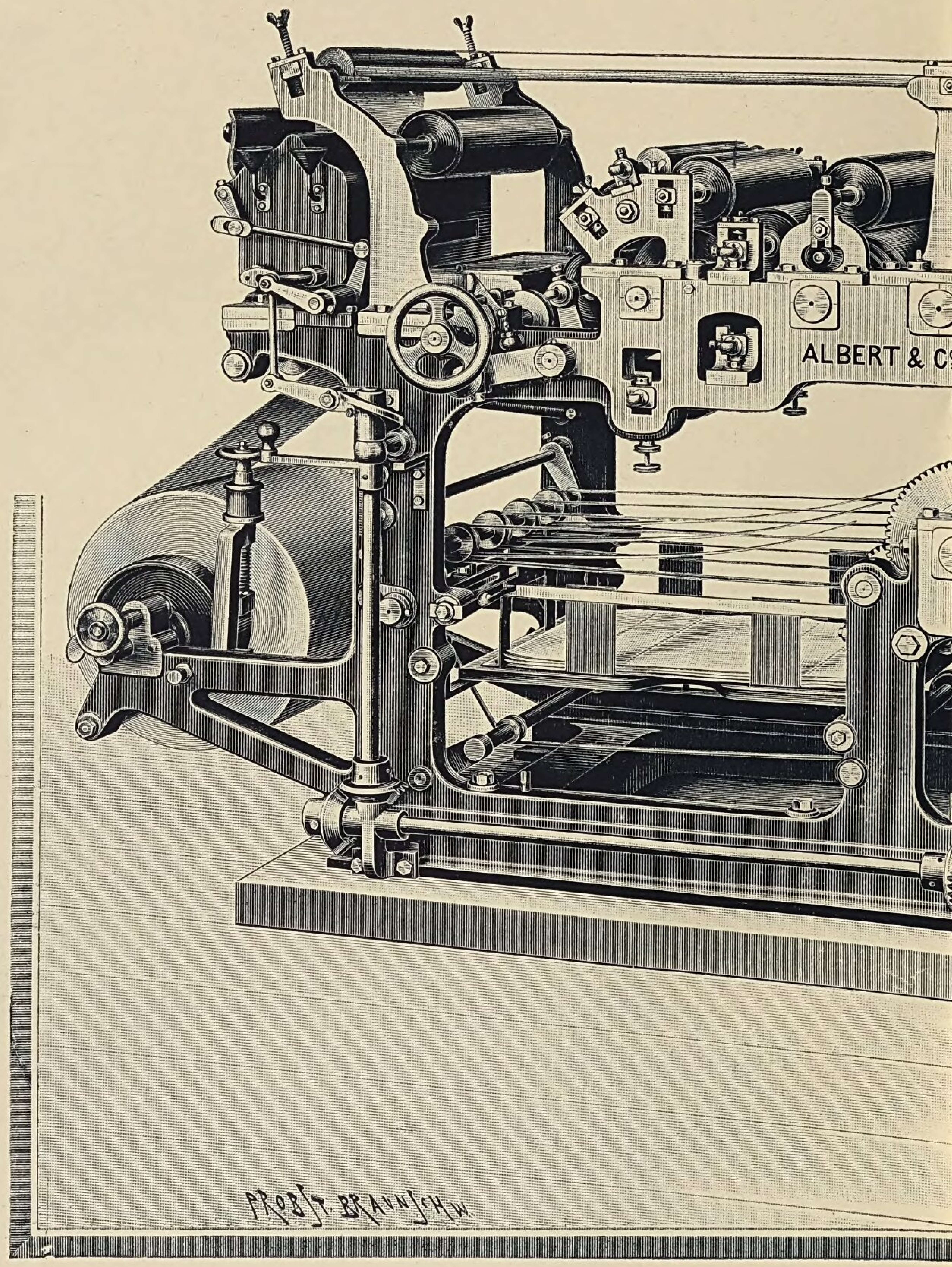


lbert & Co. Act.-Ges., Frankenthal (Rheinbayern). ☆ ☆

Tafel 5.

Rotation

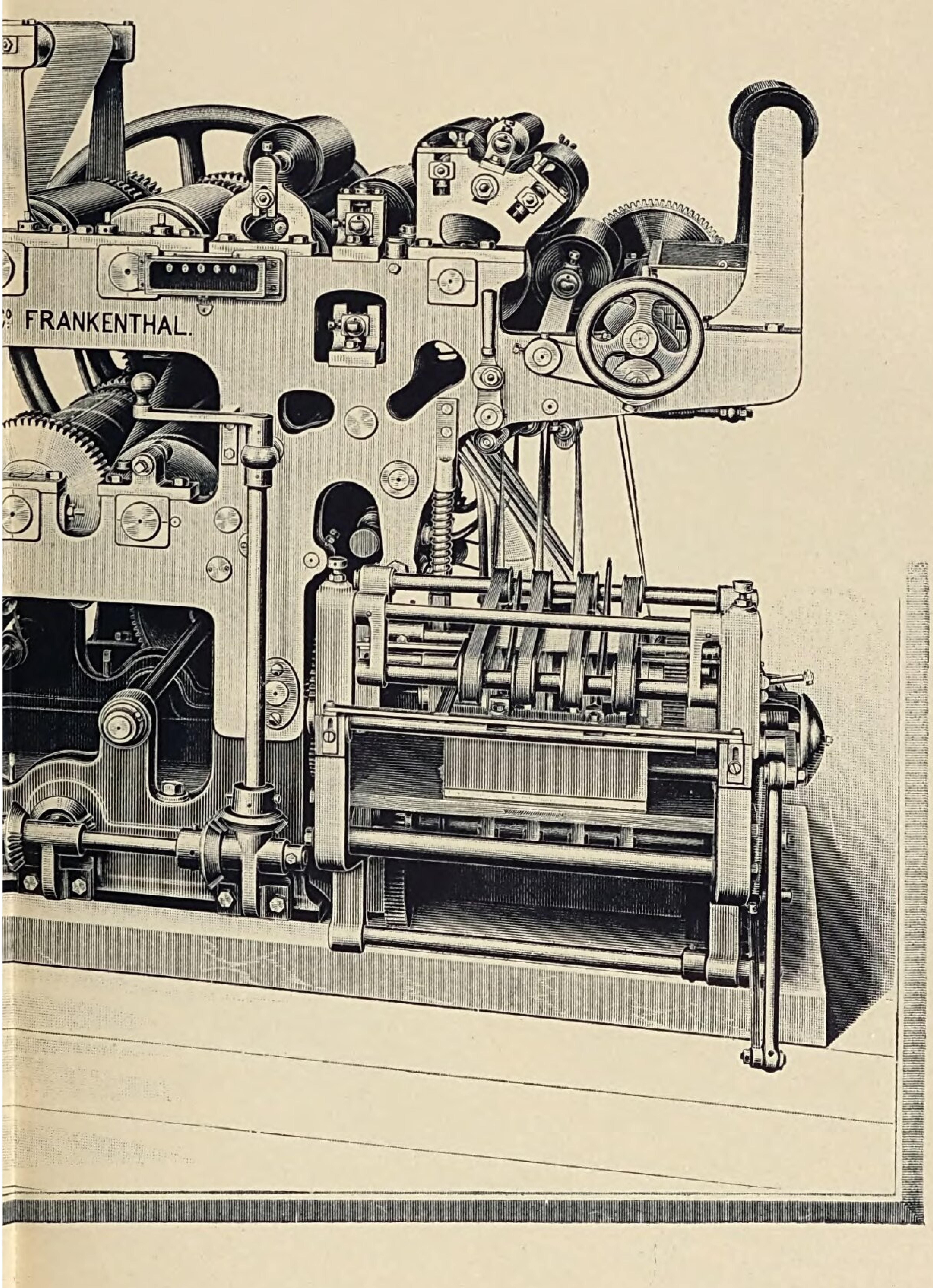
für den Druck und Falz 4seitiger Zeitungen, we



☆ ☆ Gebaut in der Schnellpressenfabrik Frankenthal Al

smaschine

elche auch ganze Bogen ungefalzt auslegen kann.

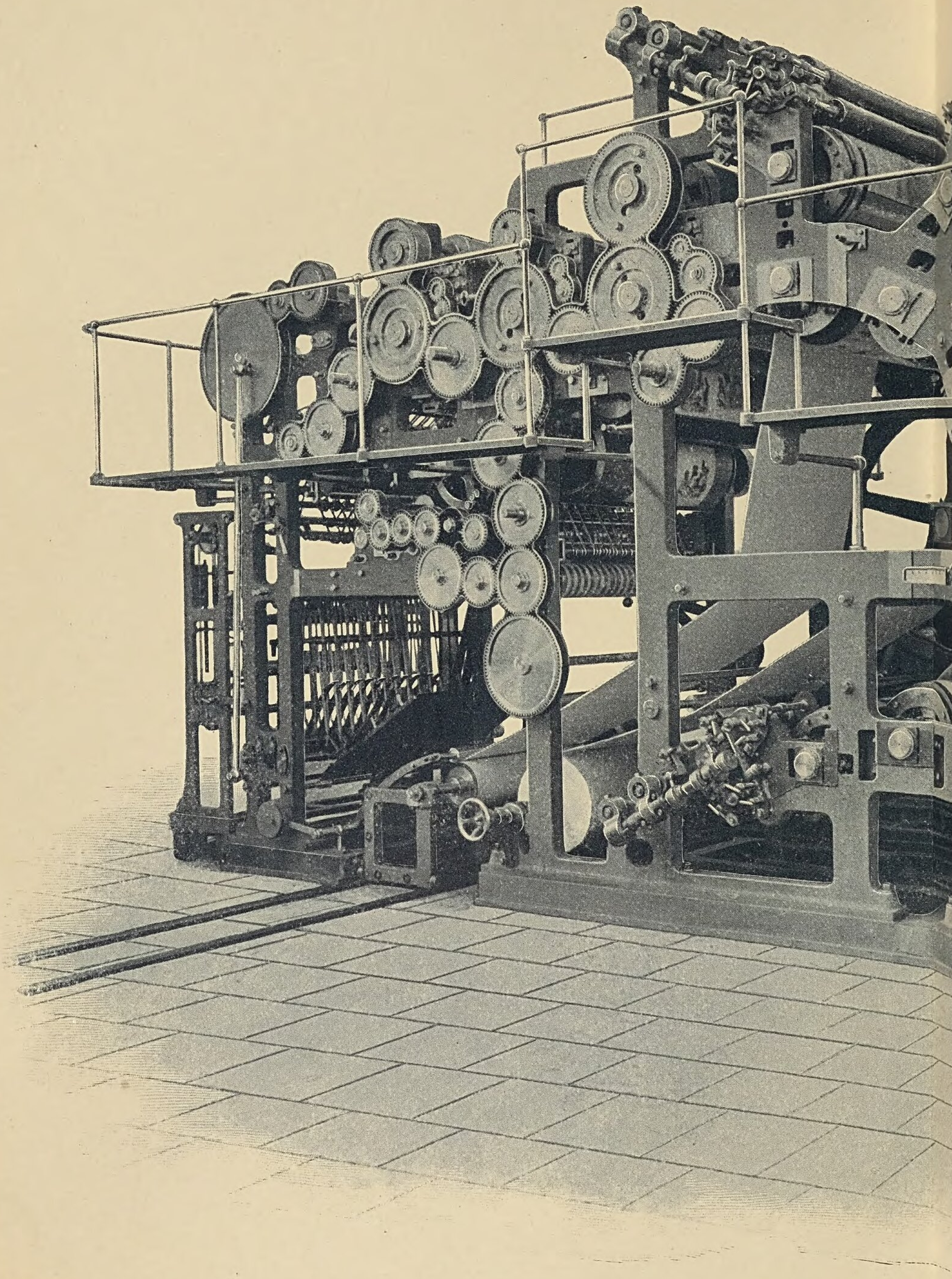


lbert & Co. Act.-Ges., Frankenthal (Rheinbayern). ☆ ☆

Tafel 6.

Sechsfarben-Rotation

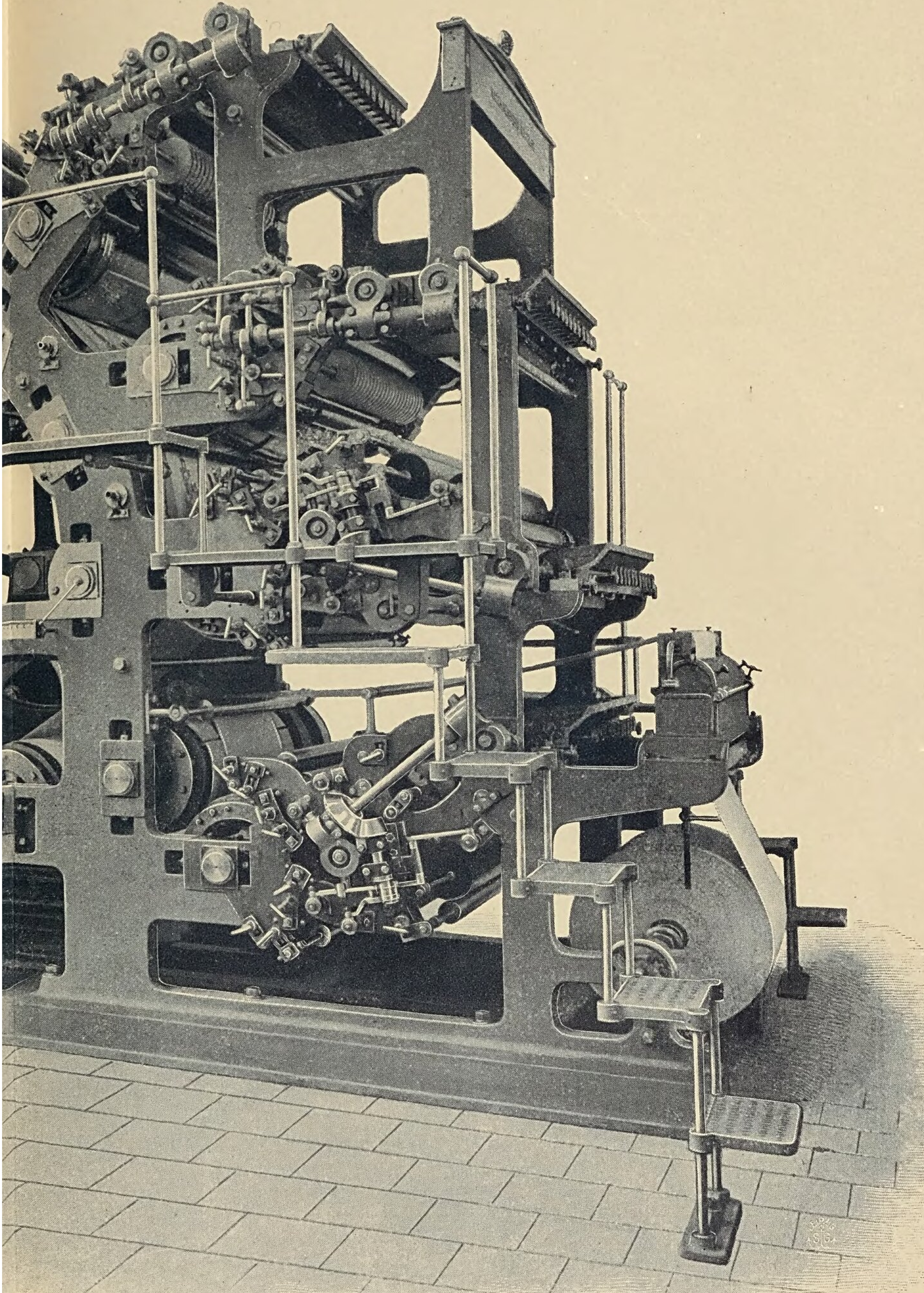
Schöndruck in 1—2 Farben, W



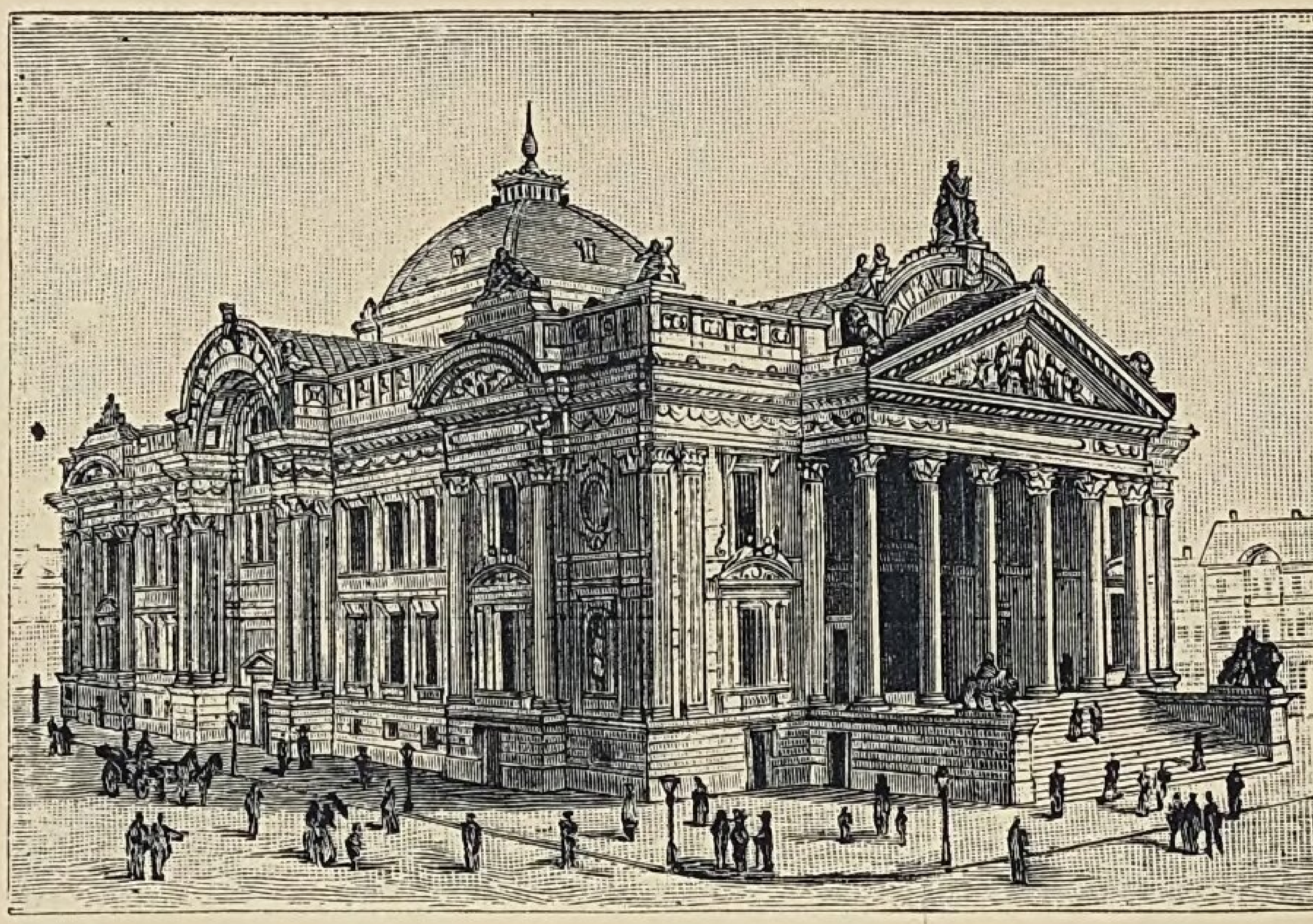
☆ ☆ Gebaut in der Maschinenfabrik

ionsdruckmaschine

Widerdruck in 1—4 Farben.



brik Augsburg in Augsburg. ☆ ☆



1)

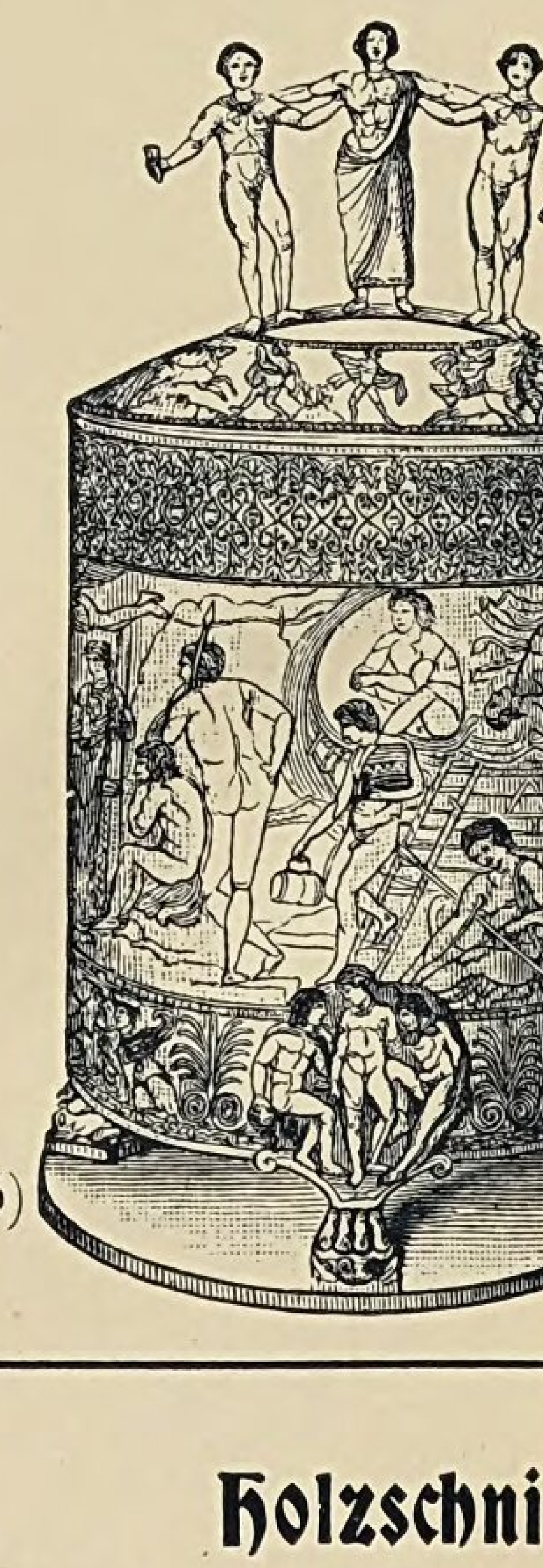


2)



4)

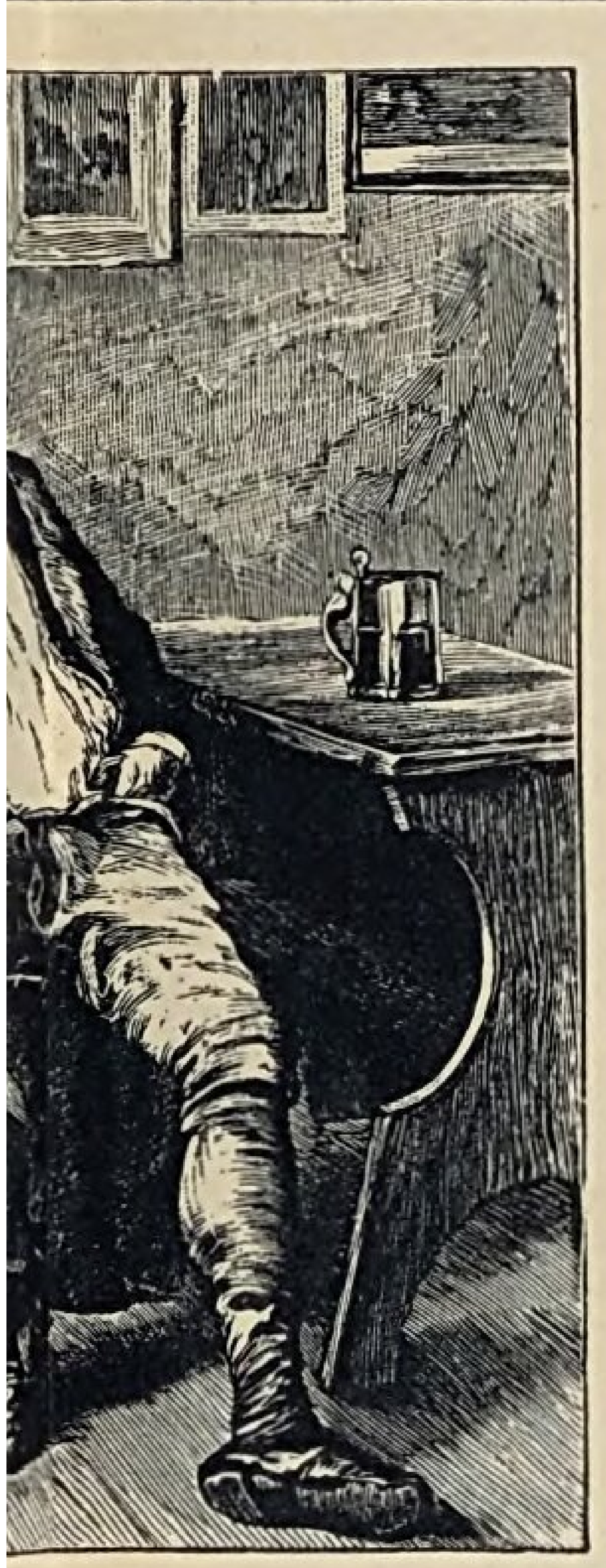
5)



Holzschnit

(aus Brockhaus' Konversatio

Holzschnitte 1) nach Holzschnitt, 2) nach Radierung, 3) nach Kupfers

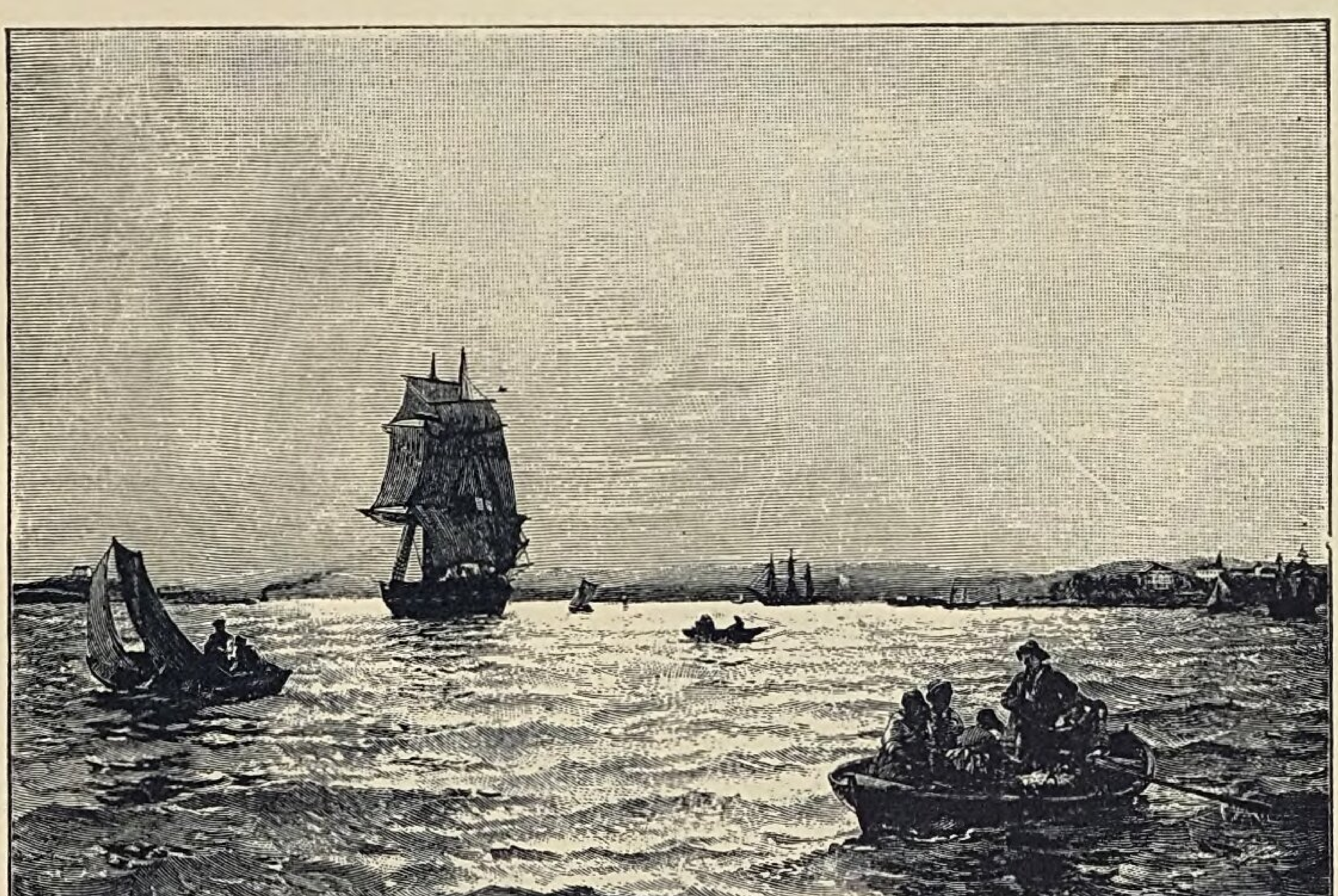


3)





6



ittproben

tions=Lexikon, 14. Auflage).

ferstich, 4) nach Gravüre, 5) nach Stahlstich, 6) nach Photographie.



C. Dettmann, Dresden, phot.

Meisenbach, Riffarth & Co. Leipzig, hel.

WEBER'S HÔTEL.

Erläuterungen

zur Tafel

Lithographie: Chromolithographie. (Farbensteindruck.)

Diese Tafel veranschaulicht das Entstehen eines Farbendruckes durch neun übereinander gedruckte Farbenplatten. Zur Ausführung einer solchen ist vor allem von dem betreffenden Originalbild eine Pause, Konturen-Lithographie, erforderlich, welche als Anhalt für die auszuführenden einzelnen Platten dient und hier in den Konturen der Farben deutlich dargestellt ist; in das Bild selbst wird dieselbe nicht eingedruckt.



Konturen-Lithographie.

1. Platte: Fleischton, liegt unter dem ganzen Bild, d. h. (in verschiedenen Abtönungen) mit Ausnahme der Stellen, die in reinem Blau erscheinen sollen, oder wo das Gelb mit dem spätern Blau als frisches Grün wirken soll.

2. Platte: Gelb, verlangen alle Partien, die im fertigen Bilde in gelber Farbe wirken sollen, dann auch diejenigen, die grün erscheinen, da das Grün durch den Übereinanderdruck von Gelb und Blau je nach Art und Stärke der Punktierungen in verschiedenen Abtönungen erzeugt wird, wenn nicht der betreffende Gegenstand des Bildes ein besonderes Grün erfordert. Gelb wird ferner da untergelegt, wo das Rot orangefarbig wirken und im Fleisch die warmen Schattenpartien erzeugen soll.

3. Platte: Braun, ist die Hauptzeichnungsplatte des Bildes, markiert alle Mittelpartien, die Schatten- und Vordergrundpartien kräftiger als jene, fällt jedoch in einzelnen Licht- und Hintergrundpartien ganz weg, da durch das später folgende zweite Grau Zeichnung und Konturen dieser Partien ersetzt werden.

4. Platte: Erstes Blau, ist, wo es rein liegt, Grundfarbe, ergiebt in seinen verschiedenen Punktierabtönungen die Himmelsfarbe, auf das Gelb gedruckt die grüne Farbe, und muß auch da untergelegt werden, wo später durch Übereinanderdruck mit dem ersten Rot die violetten Töne erzielt werden sollen; auch ergiebt es, wo das erste Blau über den Fleischton gelegt wird, graue Grund-Nuancierungen.

5. Platte: Erstes Rot, auch als Rosa bezeichnet, ist, wo es auf dem betreffenden Kleid oder Gegenstand des Bildes rein liegt, Grundfarbe, wird bei allen braunen und orangegelben Tönen untergelegt und ist in der Markierung der Fleischpartien eine Hauptfarbe, je nach Art und Stärke der Punktierung. Das erste Rot ergiebt auf erstes Blau gelegt die violetten Abtönungen, auf grüne Farben gelegt, die warmen grünen, terra-siennafarbigen Nuancierungen.

6. Platte: Zweites Blau; es ergiebt alle dunklern sowie Schattenpartien auf dem ersten Blau, desgleichen alle verschieden dunkelgrünen Abschattierungen auf dem durch Gelb und erstes Blau erzielten hellern Grün sowie tiefere Markierungsdrucke in Braun.

7. Platte: Erstes Grau; es kann meist voll über das ganze Bild, mit Ausnahme der hellsten Lichter und brillanten reinen Farben, gelegt werden, indem es die Farben nur wenig beeinträchtigt, aber Ruhe und Glätte der Chromolithographie erzeugt und dem ganzen Bild die malerische Verbindung der verschiedenen Farbennuancierungen verleiht.

8. Platte: Zweites Rot. Diese Farbe ergiebt alle dunklern Schattenpartien auf dem ersten Rot, sowie die Hauptmarkierungsstellen im Fleisch; sie erzeugt durch Überlegen auf Braun saftigbraune Stellen und wo Gelb unterliegt, die zinnoberrote Färbung. Das zweite Rot belebt und schmückt das Bild.

9. Platte: Zweites Grau, auch Neutralgrau genannt, ist eine Hauptfarbe der Chromolithographie; es wird auf die Schattenpartien aller Farben gelegt, muß bis zu den Mittelpartien gut auspunktiert werden, dient teilweise als Hilfsschatten und als Effektplatte und giebt schließlich dem Bilde die fertige Darstellung.

Die Chromotafeln in Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl., sind zur Erzielung einer künstlerischen, originalgetreuen und fein nuancierten Wiedergabe meist in 12—21 Farben hergestellt.

LITHOGRAPHIE: Chromolithographie (Farbensteindruck).



Erste Farbe.

1. Platte Fleischton

Orange u. Krapp.



Erste und zweite Farbe.

2. Platte Gelb

Hell u. dunkel Chromgelb.



Erste bis dritte Farbe.

3. Platte Braun

Terra de Siena, Krapp u. Schwarz.



Erste bis vierte Farbe.

4. Platte I. Blau

Hellblauer Lack u. Milori.



Erste bis fünfte Farbe.

5. Platte I. Rot

Krapp.



Erste bis sechste Farbe.

6. Platte II. Blau

Milori u. dunkelblauer Lack.



Erste bis siebente Farbe.

7. Platte I. Grau

Blauer Lack, Krapp u. Schwarz.



Erste bis achte Farbe.

8. Platte II. Rot

Krapp u. Geranium.



Erste bis neunte Farbe.

9. Platte II. Grau

Milori, Krapp u. Schwarz.

NATURSELBSTDRUCK.



1. Blatt der Linde, 2. der Eiche, 3. des Weifsdorns, 4, der Schlehe. 5—12. Moose.

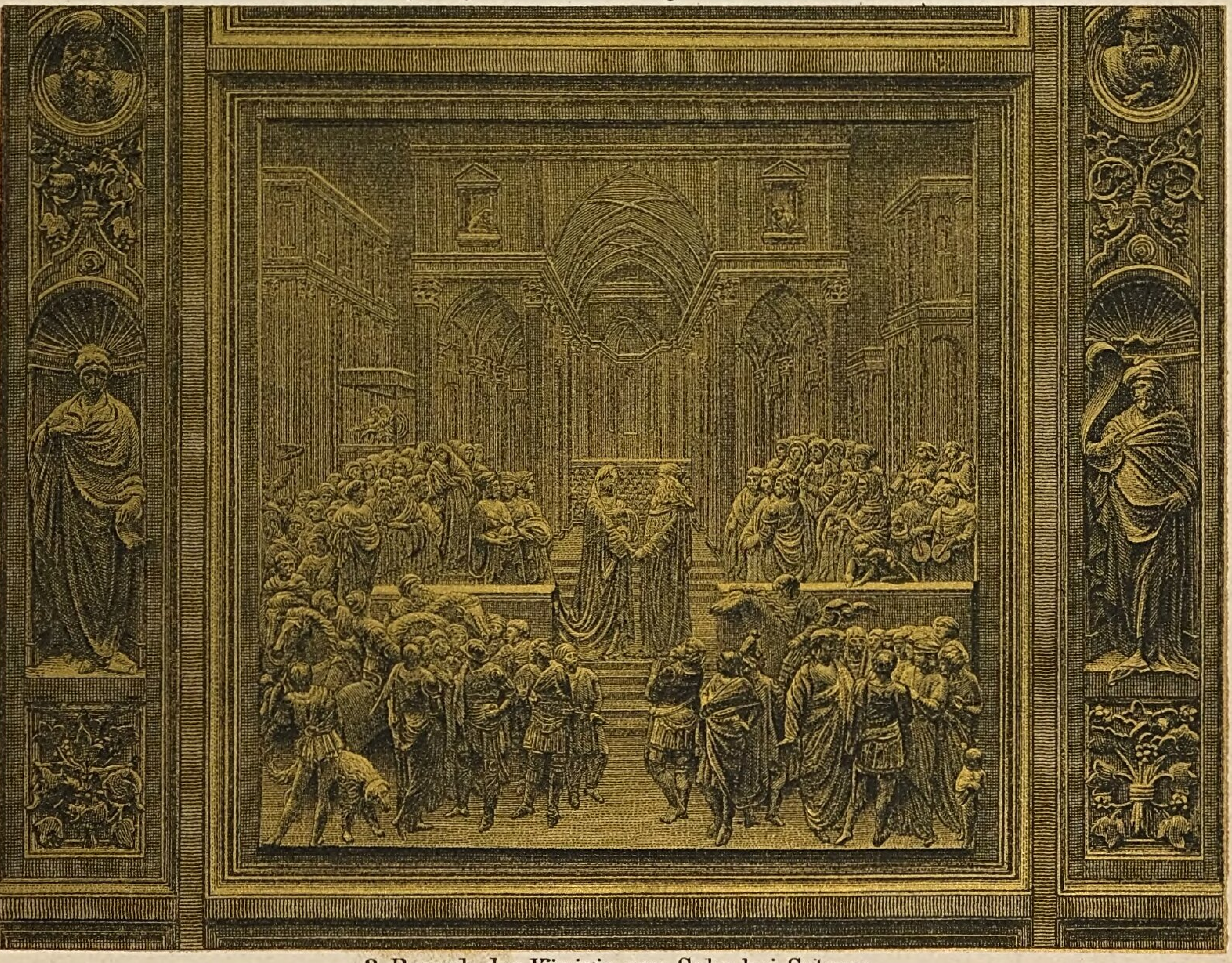
F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

BRONZERELIEFS VOM BAPTISTERIUM ZU FLORENZ.

VON LORENZO GHIBERTI.



1. Schöpfung und Vertreibung aus dem Paradies.



2. Besuch der Königin von Saba bei Salomo.

INDISCHE KUNST. I.



1. Silberner Halsschmuck mit Grubenschmelz, aus Tschamba. 2. Pfeifenuntersatz, Zink mit Silberornamenten. 3. Bemaltes Thongefäfs, aus Kandi (Ceylon). 4. Miniaturverzierungen für kleine Geräte aus Holz oder Pappe, aus Kaschmir. 5. Benähte Jacke, aus Bikanir. 6. Armband von Lack, aus Bengalen. 7. Gestickte Kappe, aus Mapilla. 8. Fächer aus Rhus-Rhus mit Käferflügeln benäht, aus Bombay. 9. Farbiges Glimmerplättchen, von Hindufrauen auf der Stirn getragen. 10. Madurakattun, aus Surat.

Erdbeere: König Albert von Sachsen

aus „Zeitschrift des Württembergischen Obstbau-Vereins".



Specimen von Chromolithographie aus der Kunstanstalt von

ECKSTEIN & STÄHLE - STUTTGART

Spezialität: Wissenschaftl. Arbeiten für Botanik-Mineralogie-Obstbau etc.

Gedruckt mit Farben von Kast & Ehinger, Stuttgart